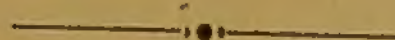

22102284942

Med
K44142

Die

Physiologie des Weibes.



Die
Physiologie des Weibes.

Von

Paul Mantegazza,
Mitglied des Senats, Professor der Universität in Florenz.

Aus dem Italienischen
von
Dr. med. R. Teuscher.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Dritte Auflage.



Jena,
Hermann Costenoble.
1894.

14796329

WELLCOME INSTITUTE
LIBRARY
Coll. welMOmec
Call
No. WP

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Erster Teil.

Anatomie und Biologie.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Anatomie des Weibes.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Das Weib in der Zeit.

Zweiter Teil.

Die Psychologie des Weibes.

Siebentes Kapitel.

Allgemein Psychologisches.

Achtes Kapitel.

Sensibilität, Erregbarkeit, Gefühle des Weibes.

Anhang.

Die Schönheiten des Weibes.

Neuntes Kapitel.

Das Weib in der Liebe.

Seite

Zehntes Kapitel.

Das Weib als Mutter.

Elftes Kapitel.

Das Weib als Amme.

Zwölftes Kapitel.

Das religiöse Gefühl.

Dreizehntes Kapitel.

Der moralische Charakter des Weibes.

Vierzehntes Kapitel.

Das Weib im Laster und Verbrechen.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Geschlechtscharaktere im weiblichen Denken.

Dritter Teil.

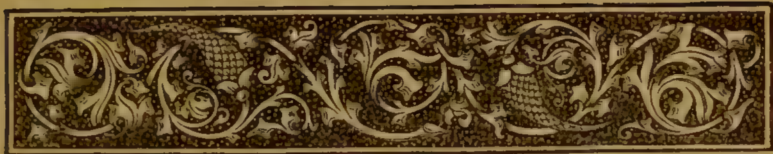
Praktische Probleme.

Sechzehntes Kapitel.

Die wesentlichen Aufgaben des Weibes.

Anhang.





Was ist das Weib? Ist's Teufel oder Engel?
Von beiden keins; es ist dem Manne gleich.
Die Verteidiger und Ankläger des Weibes.

Einleitung.

Mögt Ihr Gläubige sein, oder nicht; mögt Ihr aus Gewohnheit oder Frömmigkeit, aus Neugierde oder aus Verliebtheit die Messe besuchen: es giebt einen Augenblick, wo Ihr aufmerksam und tief ergriffen sein werdet. Das wird geschehen, wenn der Priester in Demut seinen Körper tief vor dem Altare beugt, auf welchem der goldene Kelch im Halbdunkel des Tempels funkelt, sich die Brust schlägt und in tiefem Bewußtsein seiner Unwürdigkeit mehrmals ausruft: Domine, non sum dignus!

Sei dies nun eine anthropophagische Erinnerung oder ein historischer Mythus: das ist gleichgültig. Es ist eine der ergreifendsten Szenen, eines der menschlichsten Bilder in der Geschichte der Religionen.

Wir sehen einen Menschen, welcher vor einem dunkeln, vielleicht schrecklichen Geheimnisse, welches in ihm die Grundlagen der Vernunft und des Glaubens erschüttert, das Haupt und den Körper neigt und sich vor etwas viel Höherem, viel Größerem niederwirft, als er selbst ist. Er möchte die Welt umfassen, — und seine Arme sind zu kurz für solch eine Umarmung; er möchte die Wahrheit

erobern — und die Wahrheit flieht vor ihm; er möchte ein Tempel der Reinheit und Tugend sein — und aus der Tiefe seiner Eingeweide steigen heiß, reizend, die tierischen Triebe empor.

Domine, non sum dignus! Domine, non sum dignus!

Auch ich bin in allem diesem Priester ähnlich.

An der Schwelle des Alters angekommen, nachdem ich mein ganzes Leben lang den Menschen, seine Freuden und Schmerzen studiert habe, möchte ich, ehe ich sterbe, die Physiologie des Weibes schildern, welches ich als Mutter, als Geliebte, als süße Lebensgefährtin, als Schwester und als Tochter geliebt und verehrt habe; und vor so vielen Altären fühle auch ich meine mit den Jahren wachsende Schwäche und meine Unfähigkeit zu so hohem Unternehmen.

Ich hasse die Rhetorik von Jugend auf und verabscheue die hochtönenden Bekenntnisse ihrer Bescheidenheit und Demut, womit Prediger und Akademiker ihre Reden beginnen, und erinnere mich mehr als je des katholischen Priesters, welcher sich vor dem Altare verneigt: Domine, non sum dignus!

Aber mein Altar ist der Kultus des Weibes, den ich zu meiner Religion gemacht habe, und mein Domine ist meine Mutter, meine Gattin, meine Tochter.

Wenn die ermüdete Hand nur unsichere Züge darzustellen vermag; wenn der abgestumpfte Geist nicht in die Tiefe des Organismus des Weibes eindringen und sein wahres Bild entwickeln kann, weder durch Schmeichelei verschönt, noch durch Übelwollen beschmutzt; wenn auch ich mit Jesu sagen muß:

Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach,

so wird mein Buch wenigstens eine Sammlung von Bruchstücken über das Weib sein, das ich von den Denkern der ganzen Welt, aber mehr noch aus der Beobachtung und dem Naturstudium zusammengetragen habe.

Das Weib ist wenig und schlecht studiert worden. Wir haben vollständige Monographien der Seidenraupe, des Maikäfers, der Katze; aber über das Weib haben wir keine.

Woher rührt diese auffallende Erscheinung?

Vor allem daher, daß das Weib zu den Menschen gehört, und wir die Pflanzen, die Tiere, kurz alles eher studiert haben als uns selbst; vielleicht darum, weil unser durch den Spiegel der Wissenschaft zurückgeworfenes Bild uns nicht allzu schön erschien. Und dann, weil das Weib von uns allzu lebhaft begehrt wird, und wir dasselbe immer durch das Prisma der Leidenschaft, nicht durch die klare Linse der Beobachtung betrachten.

Wenn wir an sie und über sie denken, können wir weder alle die Sehnsucht, alle die Lobgesänge, die wir ihr in dem Lyrismus der Liebe geweiht haben, noch die tiefen Schmerzen, die bitteren Enttäuschungen vergessen, die uns von ihr zu teil geworden sind. Niemand wird mehr gehaßt, als wer heiß geliebt wurde und uns tief gekränkt hat. Schwache Liebe erzeugt nur schwachen Haß, aber starke Liebe führt zu großen Unthaten und zu großer Ungerechtigkeit.

In der ersten Dämmerung der Jugend erscheint uns das Weib wie ein rosiger Engel, umgeben von dem vollen Heiligenscheine des Paradieses; ein berauschender Rosenduft strömt von ihm aus, wie von einem Garten des Orients, und Augen und Hände, Phantasie und Begierde,

alle Kräfte der Seele, alle Energieen der sich entwickelnden Jugend neigen sich vor diesem Bilde, welches uns die Morgenröte des wahren Lebens ankündigt.

Von diesem Augenblicke an verläßt uns das Weib nicht mehr; sichtbar oder unsichtbar steht es immer neben uns, wie unser eigener Schatten. Wir finden es in der Tiefe aller unserer Gedanken, jedes unserer Wünsche wieder; man möchte sagen, daß die Schläge unseres Herzens mit denen des seinigen zusammenstimmen. Wir suchen es bei Tage, träumen von ihm des Nachts; es ist die Wärme und der Alp unseres Lebens. Wir hielten uns für Menschen, und nun scheint es uns, als seien wir nur halbe Menschen, und die andere Hälfte sei von uns getrennt: wir suchen sie mit Begierde, unaufhörlich und rufen sie an, um jene große Trennung wieder zu ergänzen, welche unser Leben ohne sie zu einer blutigen, schmerzenden Wunde macht.

Der Knabe wird zum Jünglinge, der Jüngling zum Manne; aber das Weib ist immer da, neben uns, vor uns. Es ist leichter, Luft, Licht, oder Brot zu entbehren, als seine Liebe. Mögen wir uns in gemeine Wollüste stürzen, um das Weib verachten, oder tyrannische Keuschheit üben, in der Hoffnung, ohne dasselbe leben zu können: Sklaven oder Rebellen, erniedrigt oder stolz, der rosige, leuchtende Engel steht immer neben und vor uns, den Becher der Wonne oder des Giftes in seiner Hand. Auch mit gegen das Licht geschlossenen Augen, auch blind und taub sehen und fühlen wir ihn, er atmet mit uns, lebt mit uns von unserem Leben.

Wie könnten wir also mit ruhigem Gemüt dieses Phantom studieren, welches uns bezaubert und hypnotisiert?

Wir können ihm Loblieder singen oder Flüche zuschleudern, aber es mit Gerechtigkeit zu beurteilen, so lange wir jung sind, ist unmöglich.

Der zur Keuschheit freiwillig oder unfreiwillig verurteilte Priester ist der ungerechteste Beurteiler des Weibes, denn er fühlt sein ganzes Wesen sich gegen dieses übermächtige Wesen empören, welches ungerufen mit ihm bei Tische sitzt, ihm zwischen den Zeilen seines Breviers erscheint, ihn in seinen nächtlichen Träumen fieberisch küßt. So antwortete Benjamin Barbé, ein tugendhafter, keuscher Priester, als er aufgefordert wurde, eine Definition des Weibes zu geben:

Pourquoi me demandez vous, ce que c'est, qu'une femme,
A moi, dout le destin est, d'ignorer l'amour?
Ah! d'un aveugle né vous dechireriez l'ame,
Si vous lui demandiez, ce que c'est, qu'un beau jour.

Deswegen speien die Heiligen, wie wir weiterhin sehen werden, Flüche und Verwünschungen gegen das Weib. Deswegen löste Origenes die Schwierigkeit, indem er sich verstümmelte.

Das Weib ist also immer gepriesen oder geschmäht, zum Gegenstande unversöhnlichen Hasses oder unbezähmter Liebe gemacht worden.

Es gäbe ein merkwürdiges Buch, wenn man vor unseren Augen alle anbetenden Huldigungen und alle Verwünschungen neben einander stellte, welche der Mann zu Evas Füßen niedergelegt hat. Am Ende dieser Vorrede wird man auf wenigen Seiten eine Probe dieses künftigen Buches zusammengestellt finden. Sagen wir

aber im voraus, daß kein Gott so viele Anbeter gehabt hat, keinem Teufel so viele Flüche zugeschleudert worden sind, wie dem Weibe.

Woher soviel Haß; woher soviel Liebe?

Weil der Besitz des begehrten Weibes die Freude der Freuden ist, weil es im Vergleich mit dem von der glühenden Phantasie in den Stunden des Verlangens entworfenen Bilde immer verliert, wenn der Altar erkaltet, der Weihrauch verdampft ist; weil auf übertriebene Verehrung immer von selbst ungerechte Verachtung folgt.

Wir hatten das von uns ersehnte, geliebte Wesen für eine Göttin gehalten; nun sehen wir, daß sie uns gleich ist, denn auch sie ist menschlich, und von diesem Augenblicke an ist sie viel weniger als ein Mensch, sie ist ein Teufel.

Wir betrachten unsere Gefährtin immer durch die Linse der Liebe oder des Hasses, niemals mit bloßen Augen, und machen aus ihr eine Göttin oder einen Satan; dabei ist sie keines von beiden. Sie ist nur ein Mensch, ein weiblicher Mensch, mit vielen Tugenden und Fehlern, wie wir selbst, aber mit andern Tugenden und Fehlern, als die unseren.

Man hat gesagt, jedes Volk habe die Regierung, welche es verdient, und das ist wahr; aber mit größerem Recht kann man sagen, in jeder menschlichen Gesellschaft sei das Weib das, wozu der Mann es macht.

Am seltsamsten jedoch ist es, daß wir von ihm Tugenden verlangen, die wir selbst ihm abgewöhnen. Wir säen auf ihm Weihrauch aus und wundern uns, Eitelkeit zu ernten; wir säen Anbetung und sind erstaunt, Hochmut, Eigensinn, Launen und Thorheit wachsen zu sehen.

Man könnte glauben, das Weib müßte über sich selbst der beste Richter sein, aber auch von ihm haben wir keine unparteiischeren, gerechteren Aussprüche über sein eigenes Wesen erhalten.

Verleumdet, verachtet, unterdrückt, hat es seine eigene Verteidigung übertreiben müssen. Vielleicht ist meine große, meine teure Freundin Dora d'Istria das einzige berühmte Weib, welches ihre Mitschwestern gerecht beurteilt hat.

Auch ohne das Bedürfnis einer rechtmäßigen Verteidigung hat das Weib aus Korporationsgeist gegen sich selbst nachsichtig sein müssen. Männer und Weiber bilden zwei gegen einander in Waffen stehende Genossenschaften, welche sich verehren, aber einander bekämpfen. Ein Weib kann vielleicht gerecht sein, wenn es über einen einzelnen Mann urteilt, aber wenn man das Geschlecht im ganzen verteidigt, so erhebt man das Panier der Korporation, und der Krieg bricht aus. Da triumphiert die Gewalt, das heißt die Ungerechtigkeit der Ungerechtigkeiten. Sobald der Krieg erklärt ist, wird jede Waffe zum Angriff und zur Abwehr für gut erklärt, und alle Hoffnung auf Gerechtigkeit schwindet.

In den Sprichwörtern und Wörterbüchern jedes Landes finden wir die Spuren des geschlechtlichen Korporationsgeistes.

Die Mutter sagt zu ihrer Tochter, welcher es an Anmut oder Gemüt fehlt: „Du bist wie ein Mann."

Und der Vater sagt zu seinem Sohne, welcher weint und sich fürchtet: „Du bist wie ein Weib."

Die Engländer treiben die Verachtung gegen das Weib so weit, daß sie ihre Söhne lehren, niemals zu weinen.

Aus allen diesen Ursachen, welche das gesunde Urteil

stören, entstehen Aussprüche, welche den Schatz der Wissenschaft sicher nicht bereichern. Und diese Ursachen sind vielfach und mächtig: die Schwierigkeit, den Menschen zu beobachten, die heftigen Leidenschaften der Liebe und des Hasses, der Korporationsgeist.

Daher die zwecklosen, eitlen, ewigen Streitigkeiten über den Vorrang zwischen beiden Geschlechtern.

Gehört der Vorrang der Schönheit dem Manne oder dem Weibe?

Wer von beiden ist geistig begabter?

Wer von beiden ist der bessere Freund?

Welcher liebt am wahrsten?

Wem gehört in der menschlichen Familie der erste Rang, wem der zweite?

Das alles sind Fragen, auf welche fast immer die Leidenschaft antwortet, fast niemals die Wissenschaft.

Und doch möchte ich alle diese Fragen rein wissenschaftlich beantworten, und diesem Zwecke ist mein Buch geweiht; es kann unvollkommen, aber es wird aufrichtig sein. Wenn ich das Weib viel geliebt habe, wenn ich das seltene Glück genoß, von Engeln umgeben zu sein, welche dem anderen Geschlechte angehörten, so habe ich auch weiße Haare, das Zeichen langer Erfahrung; meine Erinnerung ist reich; ich habe viel beobachtet, viel gezweifelt und viel gedacht.

Was das Körperliche betrifft, so ist es leicht, gerecht zu sein. Wo das Metermaß und die Wage gebraucht wird, kann das Urteil leicht unparteiisch ausfallen. Das Meter sagt uns, daß die Körpergröße des Weibes geringer, die Wage, daß sein Gehirn leichter ist; aber wenn wir von dem vegetativen Leben zum psychischen übergehen, so

läßt uns Meter und Wage im Stich, und die Vernunft schwankt unter dem Antriebe der Begierden, oder trübt sich durch den Hauch des Grolles.

Der Instinkt des Abmessens, das Bedürfnis, Menschen und Dinge stufenartig über und untereinander anzuordnen, ist eine der allgemeinen, ersten Eigenschaften des Menschen. Wenn Ihr Kuchenstücke unter Kinder verteilt, so werden sie dieselben gegen einander halten, um zu sehen, welches das größte ist. Später, wenn die heitere Sonne der Kindheit untergegangen ist, messen sie sich an einander, um ihre Größe zu vergleichen. Wenn sie dann erwachsen sind, messen sie alles Meßbare und nicht Meßbare, Reichtum, Geist, Gefühl, Ehre, und richten einen Wald von Treppen und Abstufungen auf.

Dies alles sind Zeichen eines wilden Atavismus; denn das Mehr oder Weniger, das Viel und Wenig, das Hoch und Niedrig sind unvermeidliche Formen der Sprache und der Entwickelung der Sinne und des Denkens, aber es sind grobe, oft rohe Ausdrücke unserer Urteile. Es sind aus der Vorzeit stammende Ahnungen der Mathematik, welche im Studium der Wissenschaften sehr spät auftritt, und bleiben in einer herangewachsenen Civilisation noch übrig, wie stenographische Charaktere des Gedankens. In der Psychologie besonders ersparen sie uns die Mühe der feinen, sorgfältigen Analyse, die Lösung der Knoten, welche sich unter unseren Händen anhäufen, wenn wir die vielen Fäden sondern wollen, welche sich widerspenstig durcheinander wirren.

In der vergleichenden Physiologie der beiden Geschlechter befinden wir uns noch ganz in der vorwissenschaftlichen Periode. Das Mehr und Weniger, das Viel

und Wenig nehmen noch die Stelle der Zahlen ein, auf welche wir noch kein Recht haben, und alle Völker der Erde haben das Weib auf eine tiefere Stufe gestellt als den Mann. Es ist immer nur ein halber Mensch, ein Mensch zweiter Ordnung.

Ich könnte hundert, ja tausend Thatsachen anführen, welche dieses allgemeine Urteil beweisen. Es wird genügen, deren zwei aus weit auseinander liegenden Ländern zu citieren.

In Belluno und Treviso gilt es für ein sehr schlechtes Zeichen, wenn ein Huhn kräht wie ein Hahn, und ein Hahn gackert wie ein Huhn.

Wo das Huhn kräht,
Das Haus zu Grunde geht.

In Indien versammeln sich am einundzwanzigsten Tage nach einer Geburt alle Frauen der Familie unter einem Feigenbaume und beten die Göttin Shashthi an; wenn dann das Neugeborene ein Knabe ist, so wird die Mutter für rein erklärt, ist es ein Mädchen, so wird die Reinigung erst nach einem Monat vollständig.

Aber das Weib steht weder über, noch unter dem Manne, sondern neben ihm. Mann und Weib sind zwei Parallellinien, welche immer neben einander herlaufen, ohne sich jemals zu berühren. Jedes von ihnen erfüllt eine besondere Mission bei der Befruchtung und in der menschlichen Gesellschaft, keines von beiden kann an die Stelle des anderen treten, ohne eine Monstrosität hervorzubringen.

Der Mann, welcher sich in der Körperform oder in der Art seiner Gedanken und Gefühle dem Weibe nähert, ist ein lächerliches, verächtliches Geschöpf, eine Mißgeburt, und ebenso ist es mit einem Weibe von männlichen Eigenschaften.

Nicht wir allein steigen von unserem Standpunkte herab, wenn wir uns verweiblichen; auch das Weib steigt herab, wenn es zum Mann werden will.

Außer anderen Bestrebungen möchte dieses bescheidene Buch auch die Falschheit, wir können sagen die Abgeschmacktheit der gewöhnlichen, landläufigen Meinung beweisen, welche nur zu oft selbst in die Parlamente eindringt und die Katheder besteigt und immer auf einen Minderwert des Weibes hinausläuft, so daß es, an Händen und Füßen gebunden, seinem Tyrannen in die Arme geworfen wird, welcher allein die Gesetze macht, sie allein anwendet und allein sie der anderen Hälfte des menschlichen Geschlechts aufzwingt.

In dem Kindesalter der Menschheit, wo die Kraft der Faust allein die Stellung bestimmt, ist natürlicherweise das schwächere Weib die Sklavin des Mannes; aber in der civilisierten Gesellschaft, wo sich alle Kräfte des Fühlens und Denkens frei entwickeln sollen, besitzt das Weib so hohe Eigenschaften, daß sie die größere Macht des männlichen Verstandes aufwiegen; keines von beiden darf Sklave oder Herr sein. Es handelt sich nicht um Gleichheit der Rechte und Pflichten, welche in so verschiedenen Wesen nicht dieselben sein können, sondern um Gleichheit in den Freuden, in der Würde und Stellung.

Und nun werfe man einen Blick auf die entgegengesetzten Urteile, welche über das Weib in Sprichwörtern und Aussprüchen von Schriftstellern enthalten sind.

Die einen enthalten das Gute, die andern das Böse; die Vereinigung beider sollte das vollständige Bild des Weibes zeichnen.

Zusammenstellung des Guten und Bösen,

Das Gute.

Nach dem mosaischen Mythus wurde der Mann aus Lehm gemacht, das Weib (wie ein Ungenannter sagt) aus einem gereinigten, schon belebten und mit vernünftiger Seele begabten Stoffe, der schon am göttlichen Geist teil hatte: dieser Stoff war die Rippe Adams.

Ubi non est mulier, ingemiscit aeger.

Das Hohe Lied Salomonis.

Plato in seiner „Republik“ wollte, daß auch die Weiber an der Regierung, selbst an den militärischen Würden einen Anteil hätten. Er fügt hinzu, ebenso wie die Natur beide Hände gleich und zu allen Verrichtungen passend geschaffen und nur die Übung einen Unterschied gemacht habe, so habe sie auch Mann und Weib zu allen bürgerlichen und militärischen Ämtern gleich passend hervorgebracht.

Die Tugenden des Mannes und die des Weibes sind nicht dieselben: Für den ersten sind es Kraft und Freigebigkeit, für das zweite Schamhaftigkeit.

Aristoteles.

Der Mann kann nichts besitzen, was besser wäre als ein gutes Weib, nichts Schlechteres als ein böses Weib.

Häuser ohne Weib gleichen einem wüsten Walde, mit dem Weibe sind sie erst Häuser, ja man sagt, das Weib sei selbst das Haus, das Haus allein könne man nicht ein Haus nennen.

das man über das Weib gesagt hat.

Das Böse.

Mulier si primatum habeat, contraria est viro suo.

Ich kehrete mein Herz, zu erfahren und zu erforschen, und zu suchen Weisheit und Kunst, zu erfahren der Gottlosen Thorheit und Irrtum der Thoren, und fand, daß ein solches Weib, welches Herz, Netz und Strick ist und ihre Hände Bande sind, bitterer sei als der Tod. Wer Gott gefällt, der wird ihr entrinnen; aber der Sünder wird durch sie gefangen.

A muliere factum est initium omnis peccati et per illam morimur omnes. Prediger Salomonis.

Wurzel der Sünde, Waffe des Teufels! Wenn Ihr ein Weib sehet, so glaubet nicht ein menschliches Wesen oder auch nur ein wildes Tier vor Euch zu haben, sondern den Teufel in Person. Seine Stimme ist das Zischen der Schlange. Der heil. Antonius.

Das Weib ist ähnlich dem Skorpion, immer bereit zu stechen. Der heil. Buonaventura.

Das Weib kann weder lehren, noch Zeugnis ablegen, noch ein Urteil sprechen, viel weniger befehlen.

Der heil. Augustin.

Der heil. Paulus, welcher das Weib am mildesten beurteilt, schätzt es doch geringer als den Mann.

Eine schwere Pest ist das Weib, ein scharfer Pfeil des Teufels. Durch das Weib hat der Teufel über Adam triumphiert und ihn das Paradies verlieren lassen.

Der heil. Joh. Chrysostomus.

Das Gute.

Für den Mann kommt kein Freund dem eigenen Weibe gleich, nirgends findet er eine Zuflucht wie bei ihm, und keine Hilfe zur Ausführung guter Werke findet er, wie bei seiner eigenen Gattin.

Wo man das Weib ehrt, da freuen sich auch die Götter; wo es nicht geehrt wird, da sind auch alle religiösen Übungen fruchtlos. Indische Sprüche.

Den Frauen geziemt es, die Toten zu beweinen, den Männern, ihrer zu gedenken. Tacitus.

Die Araber glaubten, die Engel seien die Töchter Gottes, stellten sie in weiblicher Gestalt dar und erwiesen ihnen göttliche Ehren.

Ce que femme veut, Dieu le veut.

Französisches Sprichwort.

Les hommes seront toujours ce qu'il plaira aux femmes, si vous voulez, qu'ils deviennent grands et vertueux, apprenez aux femmes, ce que c'est que grandeur et vertu. Rousseau.

In jeder Kunst, der er sich zugewendet,
Hat Frauengeist das höchste Ziel erreicht;
Auf jedem Blatt ihm die Geschichte spendet
Den Ruhmesglanz, der nimmermehr erbleicht.

Ariosto.

Von dir, o Weib, erhofft das Vaterland
Nicht wenig; denn nur dir ist es verliehen,
Und nimmermehr zu Schaden oder Schand',
Durch deinen Blick die Menschheit zu erziehen;
Durch deinen Blick wird Leidenschaft gebannt,
Das stärkste Feuer muß durch ihn verglühen.
Nach deinem Sinne denkt und vor dir neigt der Weise,
Der Starke sich, trittst du in seine Kreise.

Leopardi.

Das Böse.

Das Weib ist ein schlechter Esel, ein schrecklicher Wurm, welcher im Herzen des Mannes wohnt, eine Tochter der Lüge, Vorhut der Hölle, welche Adam aus dem Paradiese vertrieben hat. Eine unbezähmbare Bellona, geschworene Feindin des Friedens.

Der heil. Johann von Damaskus.

Der Mann gehört nicht dem Weibe, sondern das Weib dem Manne. Der Mann ist nicht des Weibes wegen erschaffen worden, sondern das Weib des Mannes wegen.

Der heil. Paulus.

Quae mala sint hominum rebus tria maxima scire
Quaeris? Habe paucis: foemina, flamma, fretum.

Johann II.

Der Koran verbannt die Weiber aus dem Paradiese.

Wer hat dieses Irrsal der Ungewißheit geschaffen, diesen Tempel der Schamlosigkeit, dieses Behältnis der Irrtümer, dieses mit tausend Phantasieen besäte Feld, dieses Hindernis vor der Pforte des Himmels, diesen Eingang in die höllische Stadt, diesen Kasten, gefüllt mit allen Hinterlisten, dieses Gift, welches der Ambrosia gleicht, diesen Strick, welcher den Menschen an diese Unterwelt bindet, mit einem Worte das Weib?

Aus den Büchern der Brahminen.

Melius est, habitare in terra deserta, quam cum muliere rixosa et iracunda.

Tria insatiabilia: mare, mulier, avarus.

Sprichwörter.

Novi ingenium mulierum:
Nolunt ubi velis, ubi nolis, cupiunt ultra.

Terenz.

Das Gute.

Ich brauche Euch nicht zu sagen, wie viele tugendhaften Frauen man überall findet, während kein einziger Mann sich mit den Umarmungen seiner Gattin allein begnügt.

Die Sünde, welche Judas Ischariot gegen unseren Erlöser beging, war viel größer als alle Sünden zusammengenommen, welche alle Weiber jemals begangen haben.

Ich werde immer behaupten, daß die Frauen meistens dem Verstande und der Vernunft folgen, und die Männer ihren Sinnen und der rohen Begierde.

. . . . Daraus folgt, daß, was die geistigen Vermögen betrifft, die Frauen edler sind als die Männer, was nichts andres sagen will, als daß die Frauen den Geboten der Vernunft und Einsicht nachleben, die Männer aber das erstreben, was ihre sinnlichen Begierden ihnen vorspiegeln.

. . . . . Wenn wir also sagen, daß bei den Männern die Begierden die Herrschaft führen, so bedeutet dies nicht mehr und nicht weniger, als daß die Männer von einem bittern Feinde der Vernunft regiert werden, daß also die Männer den Tieren näher stehen als die Frauen.

Maggio.

In einer Familie, worin keine Frau ist, fehlt es an Reinlichkeit und Ordnung, man giebt zu viel aus, befindet sich nicht wohl und geht nicht gern nach Hause.

Ravizza.

L'amour maternel rend aux femmes tous les autres sentiments trompés.

La tendresse d'une mère? L'amour sans le désir.

Das Böse.

Sed quae mutatis inducitur atque fovetur
Tot medicaminibus coctasque siliginis offas
Accipit et madidae, facies dicatur, an ulcus.

Juvenal.

In demselben Bändchen, in welchem Maggio die Vortrefflichkeit des Weibes preist, findet sich noch ein anderes Werkchen, gleichsam als Gegengift des ersten: „Eine kurze Ermahnung an die Männer, daß sie sich mit ihrer alten Tapferkeit umgürten und nicht von den Weibern beherrschen lassen sollen.“

„Gewiß, gewiß, wenn wir uns nicht vorsehen, sind wir verloren. O warum kann ich nicht alle Männer an den Haaren fassen, um sie aus diesem tiefen Schlafe aufzurütteln! Wehe uns, wir sind unglücklicher als alle Männer, die jemals gelebt haben; wenn wir in Sklaverei geraten, wir können nicht hoffen, jemals wieder frei zu werden. Welch eine harte Herrschaft werden wir erleiden müssen, denn sie werden sich all der schweren Schläge erinnern, die sie von uns erhalten haben, aller Qualen, die wir aus Eifersucht ihnen auferlegten. Sie werden die Schmerzen, die sie wegen unserer auswärtigen Liebesverhältnisse gelitten haben, nicht vergessen.

„Sehr viele Ehemänner haben mir zugeschworen, daß, wenn sie mit ihren Gattinnen jene Verbindung eingehen wollen, durch welche wir zur Welt kommen, daß dann ihre Weiber nicht mehr die gewöhnliche Lagerung einnehmen wollen, als ob dieselbe unsere Überlegenheit zu sehr hervorhöbe. Soweit ist es also schon gekommen, und sowohl im Bette, als auf der Straße müssen wir ihnen den Ehrenplatz einräumen.

„Also fürchten wir alles und ergreifen wir gute Vor-

Das Gute.

Peut-être les enfants sont ils les vertus d'une mère.

Il suffit d'une resistance quelconque, pour qu'une femme désire la vaincre.

Un homme n'a jamais pu élever sa maitresse jusqu'a lui, mais une femme place toujours son amant aussi haut, qu'elle.

Une femme vertueuse est stupide, ou sublime.

Balzac.

Les fautes des femmes sont autant d'actes d'accusation contre l'égoisme, l'insoucience et la nullité des maris.

La femme est pour son mari ce que son mari l'a faite.

En toute situation les femmes ont plus de causes de douleur, que n'en a l'homme et souffrent plus que lui.

Sentir, aimer, souffrir, se dévouer, sera toujours le texte de la vie des femmes.

Dans un mari il n'y a qu'un homme; dans une femme mariée il y a un homme, un père, une mère et une femme.

Balzac.

Bei dem Weibe treten mehr als beim Manne folgende vier Eigenschaften hervor: Ehrfurcht, Erröten, Schamhaftigkeit und Ehrlichkeit. Nach Plinius schwimmen sogar ertrunkene Frauen mit dem Munde nach unten, Männer auf dem Rücken.

Ungenannter.

Desine (si sapias) sexum damnare malignis
Foemineum verbis, quae ratione carent.
Si bene lance tua sexum perpendis utrumque,
Foemineo cedat quisque virilis erit.

Bliaqueto.

sichtsmaßregeln; vor allem nehmen wir ihnen die Bücher aus den Händen und beschäftigen sie mit Nadel, Rocken und Garnwinde; obgleich es noch besser wäre, wenn wir auf den verlassenen Weg der Ehre zurückkehrten und mit edler Verachtung alle Weichlichkeit abwiesen und es machten, wie es Reisende mit dem Schlafe und der Annehmlichkeit abgelegener Orte machen, indem wir den Schritt verdoppelten und schneller gingen, ehe die Sonne unserer Größe ganz und gar untergeht &c. &c.

Lettere di valorose donne, pag. 124.

Elles savent admirablement pleurer. Elles pleurent, quand elles veulent, comme elle veulent et autant qu'elles veulent.

Les femmes ont un répertoire de malice couvert de bonhommie, plaqué de bienveillance à faire damner un saint, à rendre un singe sérieux et à donner froid à un démon.

Les femmes, sachant toujours bien expliquer leurs grandeurs, c'est leurs petitesses, qu'elles nous laissent à deviner.

Il n'y a pas de mezzo termine avec les femmes.

Le jésuite le plus jésuite des jésuites est encore mille fois moins jésuite, que la femme la moins jésuite: jugez comment les femmes sont jésuites!

Les femmes ont toujours peur de ce qui se partage.

Les femmes ont corrompu plus de femmes, que les hommes n'en ont aimé.

.... Les bas bleus de second ordre, qui devraient être appelées des chausettes.

La femme est un être inferieur, elle obéit trop à ses organes.

Das Gute.

Michelet, welcher sogar die Placenta des Weibes verehrt, ruft in lyrischer Begeisterung aus: Il n'y a pas de vieilles femmes.

. . . . La femme moderne, à la fois femme et citoyenne, famille et patrie.

La moralité d'un peuple augmente toujours en raison de sa liberté, et la digneté de la femme en raison de sa morale.

L'avenir n'aura vaincu le passé, que le jour, ou il aura mis la femme de son coté; jusqu'alors il ne merite pas la victoire. Pelletan.

Can man be free, if woman be a slave? (Kann der Mann frei sein, solange das Weib Sklavin ist?) Shelley.

Die Artigkeit, die Menschlichkeit, die Höflichkeit, die Seelengröße und andere herrliche Tugenden, geschmückt mit hoher Schönheit und göttlicher Anmut, gemäßigt durch die nötige ernste Würde und durch mehr als sterbliche Weisheit geleitet, bilden im Weibe ein so köstliches, tugendhaftes Ganzes, eine so schöne Seele, daß nichts dem Manne, der es kennt, mehr Wonne und Trost gewähren kann, als seine Verehrung.

Aless. Piccolomini. (Rede zum Lobe der Frauen, 1540.)

Ihr, Frauen, seid die Sterne der Erde; wenn ich wählen sollte zwischen dem Lächeln meiner Geliebten und der Krone Cäsars, ich würde ihr Lächeln vorziehen.

Guerrazzi.

Die Schönheit des Weibes ist ein unwiderstehlicher Reiz; möge es geistreich oder dumm sein, so zieht es durch dieselbe doch den Herren, wie den Knecht an.

Lope de Vega.

Das Böse.

La femme avec son génie de bourreau, ses talents pour la torture est et sera toujours la perte de l'homme.

La femme qui vit de la tête est un épouvantable fléau.

Balzac.

Der Friede mit den Weibern ist wie ein flüchtiger Gedanke, wie eine Reise über lockeren Schnee auf einem drei Winter alten, stätischen und noch schlecht gezähmten Pferde; er ist wie eine Schiffahrt im Sturme ohne Mastbaum, als wollte man bei Tauwetter auf einem mit Schnee bedeckten Berge Renntiere im Laufe einholen.

Niemand darf den Reden der Mädchen, noch den Worten der Weiber trauen; denn das Herz des Weibes ist auf einem sich drehenden Rade gemacht und die List ist in ihren Busen gelegt worden.

Hava-Mal. — Buch der Edda.

Was die alte misogyne Literatur Italiens betrifft, so ließe sich daraus eine reiche Ernte einheimsen. Über die mittelalterliche Literatur hat Novati ausführliche Nachricht gegeben, zunächst in den Carmina medii aevi (Florenz 1883, p. 15—25), dann in der Recension zu den Proverbia quae dicuntur super naturam foeminarum, herausgegeben von Dobler, abgedruckt im Giorn. storico della lett. ital. Vol. VII, p. 438—40. Eben diese Proverbia, das Werk eines alten Cremoneser Volksdichters aus dem 13. Jahrhundert, sind von Monaci in der Crestomazia italiana dei primi secoli, fasc. 1, p. 139—144 wieder veröffentlicht worden. Zu derselben Art gehören viele seltene, zu Ende des 15. und im 16. Jahrhundert gedruckte Werkchen, wie das Sonaglio delle donne von Bernardo Giambullari, die Malatie delle donne und ein

Das Gute.

Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Neben jedem großen Manne findet sich ein geliebtes Weib. Die Liebe ist die Sonne des Genius.

Schiller.

Das Weib erzieht das menschliche Geschlecht mit größerem Erfolge, als alle anderen Lehrer. Der Mann ist das Gehirn seiner Species, aber das Weib ist ihr Herz. Er ist ihre Kraft, sie ihre Anmut, Zierde, Lust.

Das Leben des Mannes dreht sich um das Weib; dieses ist die Sonne seines gesellschaftlichen Systems, die Königin des häuslichen Lebens. Smiles.

Kein Mann hat es jemals bereut, früh aufgestanden zu sein und sich zeitig verheiratet zu haben.

Burke.

Das Weib ist eine Religion.

Die Welt lebt durch das Weib. Von ihm stammen zwei Elemente, welche die ganze Civilisation bedingen: seine Anmut, sein Zartgefühl — aber das letztere ist besonders ein Reflex seiner Reinheit. Michelet.

Ein Mann von dreißig Jahren verführt ein fünfzehnjähriges Mädchen, und doch ist das Mädchen der entehrte Teil. Ist das gerecht? Stendhal.

Liebliches Geschlecht, allgemeine Triebfeder der Regierung, Beherrscherin des Mannes.

Carlo Mantegazza.

Das Böse.

Brief von Calmo. Der letztere findet sich in Vitt. Rossis Ausgabe sämtlicher Briefe Calmos (Turin 1888) auf Seite 273 und den folgenden.

Wenn ein Weib nicht sogleich eine Antwort bereit haben wird, werden die Gewässer der Nordsee ausbleiben.

Alte dänische Ballade.

Zwei Gifte hat die Seele: den Wein und ein schönes Weib.

Persisches Sprichwort.

Im Jahre 1693 wurde eine anonyme Abhandlung gedruckt: „Mulieres homines non esse“ (die Weiber sind keine Menschen) und über dieses Thema wurde im Konzil von Macon verhandelt.

.... Les femmes ont quatre défauts ordinaires et qui leur sont comme ordinaires: la vanité, la curiosité, la superstition et la crédulité.

Der anonyme Verfasser der „Femmes savantes“,
welcher übrigens ein großer Weiberfreund ist.

Gott gab dem Mann das Weib, auf daß im Leben
Sie ihm Gefährtin sei und Dienerin,
Die Herrschaft ist ihm über sie gegeben,
Weil er von größ'rem Wert und höh'rem Sinn.
So war's des Schöpfers Rat, und darum eben
Nimmt's alle Welt als selbstverständlich hin,
Das Weib nahm Gott als Rippe aus dem Mann,
Damit es ihn nicht übertreffen kann.

So seltsam, wie das Weib giebt es kein einzig Tier,
Durchaus ein Sack, nur daß der Boden fehlet hier.

Nie werden ihre Begierden gestillt,
So unersättlich sind sie und so wild.
Beständig ist sie nie, und was sie thut und denkt,
Das wird von Laune nur und Eigensinn gelenkt.

Das Gute.

.... notre mépris de la femme nous a mis au dessous de l'animal, qui défend sa femelle et à qui le rut donne au moins le courage. Armand Silvestre.

Le coeur d'une mère est toujours un peu ombrageux, un peu jaloux. C'est le défaut de la veritable tendresse.

.... L'orgueil maternel, sorte d'égoisme sublime, qui est chez les femmes ce que la personnalité est chez les hommes. E. Sue.

Mit kühner Erkenntnis und Selbstvertrauen
Altes zerstören, Neues erbauen,
Das ist des Mannes Kampfgewinn;
Aber geduldig warten
Auf Blumen und Früchte im Garten,
Das ist des Weibes hoffender Sinn.
Otto Banck.

Lorsque la femme ou la jeune fille de la maison lit un livre, c'est comme si son père et ses frères l'avaient lu. Lamartine.

Gute Frauen muß man zwischen Menschen und Engel stellen. Kotzebue.

Einem starken Herzen und einem Frauenherzen giebt nichts mehr Kraft und Trost in einem großen Unglücke, als die Möglichkeit, fremde Schmerzen zu lindern, besonders die eines Freundes. Friederike Bremer.

Die Frauen zeigen in vielen Stücken, besonders wo es sich um Gefühle handelt, viel größeren Scharfsinn als die Männer. Thouar.

Der Mann hat gesagt: fiat justitia, pereat mundus. Ein weiblicher Richter würde sagen: fiat misericordia, pereat justitia.

Das Böse.

Das Weib ist falsch und listig und verschlagen,
Daß es an Bosheit jeden Teufel weit
Noch übertrifft, und alle Stunden sagen,
Wie sich viel tausendmal in dieser Zeit
Sein Sinn geändert; ja die Weiber tragen
Im Schild das Zeichen der Betrüglichkeit.
Ein Nichts — und seine Lieb' und Freundschaft geht in Scherben,
Ein Nichts — und gleich möcht' es den Gatten selbst verderben.

Kein Tier auf Erden ist so närrisch und so wild,
Als wie ein Weib, von Eifersucht erfüllt.

Mit scharfem Sporn zähmt man das unvernünft'ge Thier,
Beim bösen Weibe nimmt der Mann den Stock dafür.

Giambullari.

Chi al sesso feminin già disse Donna
Disse pur ben, perchè dir volle Danno,
E questo è il vero senso della Donna
Che in se racchiude un indicibil Danno.

Und so geht das Sonett weiter in demselben Stile und mit denselben Reimen.

Die Welle pflügt und seine Saat vertraut
Dem Sande, wer auf Weiberherzen baut.

Sannazaro.

Das Alphabet der bösen Weiber, welches ihre vorzüglichsten Eigenschaften angiebt.

A. Aufbrausend.
B. Boshaft, betrügerisch.
D. Dreist, diabolisch.
E. Eitel, eifersüchtig.
F. Falsch, faul, frech.
G. Geizig, grausam, gefräßig.
H. Hochmütig, hartnäckig.
I. Impertinent.

Das Gute.

Die Frauen lügen nicht bloß zu ihrer Verteidigung, weil sie schwach sind, sondern auch aus Mitleid mit andern . . . . ihre Lüge ist die pia fraus der Lateiner, eine weibliche Specialität.

Der Mann ist klüger als das Weib, aber das Weib ist besser als er. Du Mont.

We come to men for philosophy, to women for consolation. (Wir suchen die Männer auf, um zu philosophieren, die Frauen, um Trost zu finden.) Bulwer.

Das Weib ist religiöser als der Mann.

Das Wesen des Weibes beruht auf Zartheit und Sanftmut.

Das Weib ist freundlicher, heiterer, offener, der Mann ernster.

Der Mann sucht zu ändern und Neues hervorzubringen; das Weib erhält und vervollkommnet das Vorhandene.

Der Mann erwirbt und verschwendet, das Weib erhält und spart. Burdach.

Zwischen die Schmeichler und Verleumder des Weibes stellen wir als Stütze der Wahrheit, welche auf diesem Gebiete so viel zu wünschen übrig läßt, die Verse einer genialen Fürstin, Elisabeth, Königin von Rumänien, oder Carmen Sylva, welche in wenigen, aber trefflichen Versen dem Weibe seinen Platz anweist:

Die Frauen.

Uns Frauen ward zum Tragen Kraft gegeben,
Da schwere Sorgen uns und Weh belasten,
Da Leiden, die mit Sorgen nimmer rasten,
Mit Dornen stets durchwinden unser Leben.

Das Böse.

K. Keifend, kupplerisch, käuflich.
L. Listig, lügnerisch, lüstern.
M. Mutwillig.
N. Neidisch.
O. Opponierend.
P. Plappernd, pfiffig.
Q. Quintessenz aller Bosheit.
R. Rebellisch, rasend.
S. Stolz, scheinheilig, schwatzhaft, schamlos, streitsüchtig.
T. Trügerisch, tobend, tyrannisch.
U. Unbeständig, untreu.
V. Verdrießlich, verleumderisch, verräterisch.
W. Wollüstig.
Z. Zornmütig. Diunilgo Valdecio.

Worte ohne Sinn
Sind Treu', Beständigkeit für Euer Herz.
Metastasio.

L'ignorance, où les femmes sont de leurs devoirs, l'abus q'uelles font de leur puissance, leur font perdre le plus beau et le plus précieux de leurs avantages, celui d'être utiles. Mme. Bernier.

Les femmes plus tendres, que les hommes, ont moins qu'eux le sentiment de la dignité offensée.
Scherer.

Contre Job autrefois le démon révolté
Lui ravit ses enfants, ses biens et sa santé;
Mais, pour mieux l'éprouver et déchirer son âme,
Savez-vous ce qu'il fit? Il lui laissa sa femme.
Mlle. de Scoudery.

Das Gute.

Dem Manne ward Genuß, erreichtes Streben,
Derweil wir ruhmlos, ruhlos, freudlos fasten;
Er schlägt darein, derweil wir zaghaft tasten,
Ihn lockt der Sturm, vor dem wir scheu erbeben.

Doch scheinbar nur ward uns das Schlichte, Kleine,
Was dunkel ihm, das können wir durchschauen,
Mit leichter Hand vollbringen wir das Feine;

Wir sind's, die zart und stark das Nestchen bauen,
Wir sind für ihn das ewig Hohe, Reine;
Dies unser Lorbeer dies das Glück der Frauen.

Das Böse.

Les femmes.... en général n'ont point de caractère: ce sont des arbustes charmants, faits pour porter des fleurs: rarement on y rencontre des fruits, et leur qualité dépend toujours de la greffe, qui rarement est bonne.

C'est nous qui faisons les femmes ce qu'elles sont; et voilà pourquoi elles ne valent rien. Mirabeau.

Les femmes ne méditent guère, penser pour elles est un accident heureux plutôt qu'un état permanent. Elles se contentent d'entrevoir les idèes sous leur forme la plus flottante et la plus indécise. Rien ne s'accuse, rien ne se fixe dans la brume dorée de leur fantaisie.

Ce qui manque essentiellement à la femme est la méthode; de là le hasard introduit dans leurs raisonnements et trop souvent dans leurs vertus.

Daniel Stern.

La force créatrice leur manque, malgré de brillants succès on ne peut leur attribuer aucune de ces grandes œuvres, qui font la gloire d'un siècle ou d'une nation.... L'homme seul contemple toutes choses dans l'univers: la femme ne saisit que les détails. Les hommes l'emportent toujours sur nous: leur nature est supérieure à la nôtre. Mme. Necker de Saussure.

La Femme,
par Jean de Pontalais.

Femme si est larcin de vie,
Femme est de l'homme doulce mort,
Femme est venin, cresme d'envie,
Femme est d'iniquité le port

Das Böse.

Femme est du dyable le support,
Femme nous perdit Paradis;
Femme est de mauvaistié rapport,
Femme est l'Enfer des gens maulditz.

Femme est l'ennemy de l'amy;
Femme est peché inevitable;
Femme est familier ennemy;
Femme est la beste insatiable,
Femme deçoyt plus que le dyable,
Femme est sepulchre des humains,
Femme est l'erreur vituperable,
Pour qui souvent tordons noz mains.

. . . .

Ou tousjours elle crie ou braît
Ou tousjours ses enfans el pare,
Ou tousjours a caquet et plaît,
Ou tousjours a son bec à taire;
Ou sa geline si s'esgare,
Ou sa commère pond des œufz;
Ou elle se vient sans dire gare;
Ou elle a le coulde rongneux.

Femme se plaint, femme se deult,
Femme rit, femme chante et pleure;
Femme est malade quant el veult,
Femme guerist en bien peu d'heure;
Des autres se dit la meilleure,
Toutes (fors elle) sont putains,
Par quoy je dis et vous asseure
Que c'est pitié cheoir en leurs mains.

Das Böse.

Daß der Mann edler und trefflicher ist als das Weib, und daß seine Körperbeschaffenheit besser und vorzüglicher ist, das beweisen außer andern geistigen Eigenschaften auch leblose Dinge, aus denen das vegetabilische Leben schon entwichen ist, durch sichere Versuche.

Nun führt der Verfasser die Muskatnuß an, welche, von einem Manne getragen, nicht nur ihren Wohlgeruch behält, sondern wächst und saftiger wird. Bei dem Weibe dagegen vertrocknet sie, wird leichter, schrumpft zusammen und wird schwarz; außerdem verdirbt das Weib das Gras, zerstört Saaten und macht Flecken auf den Spiegel, in dem es sich betrachtet.

Auch die Koralle, von einem Manne getragen, wird röter, vom Weibe getragen verblaßt sie und verliert ihre natürliche Farbe.

.... Das kommt daher, daß das Weib reich ist an Exkrementen ... und so alles verdirbt, was es bei sich trägt, und seine natürliche Kraft zerstört.

Livinio Lennio,
De Gli Occulti Miracoli etc. Venetia, 1560.

Proudhon flucht dem Weibe in fast allen seinen Schriften, und doch ruft er aus: Ah, j'ai dit trop bien de la femme, je m'en repens!

La plupart des femmes n'ont guère de principes; elles se conduisent par le coeur et dépendent pour leurs moeurs de ceux, qu'elles aiment. La Bruyère.

J'ai vu l'amour, la jalousie, la haine, la superstition, la colère, portées chez les femmes à un point, que l'homme n'éprouve jamais.

Diderot.

Das Böse.

Böse Weiber stehen in der Mitte zwischen Mensch und Teufel. Kotzebue.

The devil, my friends, is a woman. (Der Teufel, meine Freunde, ist ein Weib.) O. Meredith.

Words are women, deeds are men. (Worte sind Weiber, Thaten sind Männer.) Herbert.

Les femmes arrivent de plein saut, ou n'arrivent pas. Si admirable chez elles que soit la patience, quand il s'agit de soulager les maux d'autrui, elle est nulle dans le domaine intellectuel.

Mme. Necker de Saussure.

La femme aime naturellement les contradictions, la salade vinaigrée, les boissons gazeuses, le gibier faisandé, les fruits verts et les mauvais sujets.

Trop suffit quelque fois à la femme.

De Goncourt.

Women like princes find few real friends. (Weiber, wie Fürsten finden selten wahre Freunde.) Lyttelton.

A woman moved is like e fountain troubled,
Muddy, ill seeming, thick, bereft of beauty.

(Ein zornig Weib gleicht einer getrübten Quelle, schmutzig, widerwärtig, schlammig, von Schönheit bar.)

Shakespeare.

Welch seltsames Ding ist der Mann, und welch noch seltsameres das Weib! Wie ein Wirbelwind ist sein Kopf, wie ein tiefer, gefährlicher Abgrund alles, was sich sonst in ihm findet. Verheiratet oder Witwe, Mädchen oder Mutter: sein Sinn ist veränderlich wie der Wind. Was es gesagt oder gethan hat, steht nicht für das ein, was

es sagen oder thun wird. So alt auch dieses Wort ist, so wird es doch immer wieder neu. Byron.

O femme, femme! On te rendrait le paradis, que tu le perdrais encore.

Das Weib ist nur ein notwendiges Übel.

Dumas fils.

Jupiter hat dem Menschen die Rasse der Weiber nur gegeben, um sich an Prometheus zu rächen. Hesiod.

La femme est de l'argile, qui désire être fange.

Dieu s'est fait homme; soit! Le diable s'est fait femme.

Quand une femme règne, le caprice règne.

Toutes les souplesses de l'eau, la femme les a.

V. Hugo.

Sexus ad fallendum pronus. Morgagni.



Erster Teil.

Anatomie und Biologie.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Anatomie des Weibes. — Gestalt, Gewicht, Formen im allgemeinen — Schönheit — Schädel, Gehirn, Hand. — Meine Untersuchungen darüber. — Die morphologische Stellung des Weibes. — Die Paradoxen des Dr. Albrecht und ihre Widerlegung.

Abgesehen von Rasse, Alter, persönlicher Konstitution, unterscheiden sich die Menschen nach dem Geschlechte.

Bei Tieren von verschiedenem Geschlecht übt der von der Natur gegebene Unterschied, ob das Geschöpf Samen oder Eier hervorbringen soll, einen solchen Einfluß aus, daß der ganze Organismus abgeändert wird, und die beiden Individuen so verschieden ausfallen, daß man sie in verschiedene Species, ja in verschiedene Genera einreihen würde, wenn man nicht ihre geschlechtlichen Beziehungen kennte. Mehr als einmal haben die Naturforscher, da sie diese Beziehungen noch nicht beobachtet hatten, das Männchen und das Weibchen derselben Art als verschiedene Tiere beschrieben.

Diese Unterschiede haben die Gelehrten nicht hinreichend beachtet, während doch durch dieselben bewiesen

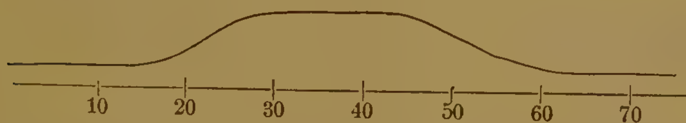
wird, daß jede Art, also jede Tiergruppe, welche ihre Charaktere durch gegenseitige Befruchtung beständig fortpflanzt, aus zwei verschiedenen Typen besteht, welche neben einander hergehen, ohne jemals in einander überzugehen, oder sich zu decken. Es ist lächerlich, ist absurd, Männchen und Weibchen als zwei Formen desselben Typus neben einander zu stellen, es ist lächerlich, ist absurd, den einen über den anderen zu stellen, da sie von der Natur verschiedene Missionen erhalten haben, und darum auch verschiedene Bildung mit verschiedenen Kräften und verschiedener Bestimmung besitzen müssen.

Jedes Geschöpf überliefert bei der Zeugung dem anderen Geschlechte einige seiner eigenen Elemente; so entsteht ein fortwährender Austausch zwischen beiden Geschlechtern; aber der konstante Typus des Männchens und Weibchens wird unverändert in derselben Art fortgepflanzt. Ich will sagen, daß wir zwar in jeder Hühnerrasse große oder kleine, gehaubte oder nicht gehaubte erhalten können, aber jede Rasse hat einen eignen Typus für den Hahn und einen besonderen für das Huhn. So finden wir in der italienischen Rasse den Typus des italienischen Hahns und den der italienischen Henne.

Bisweilen sind die Unterschiede gering, besonders wenn die Auswahl nicht möglich oder selten ist und eine unbeschränkte Promiscuität Elemente vereinigt, welche wenig von einander abweichen. So kann bei vielen Rassen, wo der Mann sehr wenig Bart besitzt, ein junges Weib oft mit einem Manne verwechselt werden. In meinen Reiseschilderungen habe ich erzählt, daß ich den araukanischen Kaziken Colliqueo nicht von seiner Frau unterscheiden konnte, mit welcher er im Bette lag, als

ich ihn am Paraná besuchte. Pruner Bey erzählt, bei den Drusen sei der äußere Unterschied zwischen beiden Geschlechtern sehr gering, und G. Pouchet berichtet, er habe bei den Arabern im oberen Nubien Männer und Weiber nicht von einander unterscheiden können.

Da die Unterschiede zwischen Mann und Weib von den verschiedenen Geschlechtsfunktionen abhängen, so treten sie auch während der dreißig oder vierzig Jahre der Fruchtbarkeit am deutlichsten hervor. In der Kindheit und im Alter treten sie zurück und sind bei Kindern oft gar nicht wahrzunehmen. Diese Thatsache läßt sich schematisch in folgender Figur ausdrücken:



Der Mann und das Weib sind also zwei verschiedene, aber parallele Formen des Linnéschen Homo sapiens, welche zwei verschiedene Funktionen des großen Zeugungswerkes darstellen.

Ich halte es für zweckmäßig, diese Verschiedenheiten in drei Gruppen zu verteilen: in geschlechtliche direkte, geschlechtliche indirekte und sympathische Geschlechtsverschiedenheiten.

Die ersten sind selbstverständlich; sie beziehen sich auf die Organe der Befruchtung und Säugung.

Die zweiten bestehen in Abänderungen des Skeletts, der Muskeln und aller Organe des Körpers, welche indirekt unter dem Einflusse der verschiedenen Aufgaben stehen, welche jedem Geschlechte bei der Zeugung zukommen.

Das Weib hat z. B. beweglichere Rippen und darum mehr Brustatmung; dies befähigt es, seine ganze Atmungsthätigkeit auch während der Schwangerschaft auszuüben.

Der besondere Bau der Schamfuge und die stärkere Neigung des Kreuzbeins von vorn nach hinten geben dem Weibe stärker vorstehende Hinterbacken: diese gewähren ihm weichere Kissen für sein notwendigerweise mehr sitzendes Leben und regen den Mann zur Liebe an.

Wenn das Weib empfindlicher ist, so nimmt es äußere Gefahren desto schneller wahr, was ihrer Schwäche zu Hilfe kommt.

Der Mann ist muskelstärker, denn er muß seine Gefährtin zur Zeit der Schwangerschaft und Säugung verteidigen, wo sie am verletzbarsten ist.

Sympathische Unterschiede nenne ich die längeren Haare, das Fehlen des Bartes, die schwächere Pigmententwickelung, das stärkere Fettlager des Weibes. Diese Unterschiede stehen weder in direkter, noch in indirekter Beziehung zu den Geschlechtsverrichtungen, und wenn wir vorsichtig sein wollen, so müssen wir sagen, daß wir ihre Ursache nicht kennen.

Ein zu weit gehender Darwinist könnte vielleicht sagen. die von den Männern verfolgten Frauen seien bei den Haaren ergriffen worden, so seien die langhaarigen früher und öfter befruchtet worden, als die kurzhaarigen und hätten ihren Nachkommen die Langhaarigkeit überliefert. Er könnte die stärkere Fettentwickelung durch die Geschlechtswahl und die hellere Farbe durch die mehr häusliche Lebensweise erklären.

Mit ein wenig gutem Willen und dergleichen Sophismen läßt sich alles erklären, wenn man leicht zu befriedigen ist. Ich aber liebe die Wahrheit mehr, als die großen Männer, welche sie suchen, und obgleich ich den großen englischen Naturforscher verehre, so habe ich doch sogleich bei ihrem ersten Auftreten die Geschlechtswahl bekämpft; nach dem Verlauf so vieler Jahre bleibe ich immer noch bei meiner Ansicht und freue mich, viele sich um mich scharen zu sehen, welche beim ersten Auftauchen jener Hypothese von ihr hingerissen waren.[1])

Wenn man an Haaren und Bart sogleich erkennen kann, ob man einen Mann oder ein Weib vor sich hat, so liegen andere Geschlechtsunterschiede viel tiefer.

Der Umriß des weiblichen Körpers bildet ein Oval, dessen größte Breite am Becken liegt, während sie beim Manne den Schultern entspricht; höchstens sind die Breiten einander gleich. Bei dem Weibe treten die Hüften mehr nach innen, so daß es auch ohne Gürtel eine schlankere Taille besitzt.

Die Linie, welche vom Brustbeine nach der Schamfuge läuft, ist beim Weibe mit der Achse des Körpers parallel, konvergiert mit ihr beim Manne.

Die Entfernung vom Nabel zum Schambein ist beim Weibe größer, die vom Nabel zum Brustbeine kleiner.

Die Bauchhöhle ist beim Weibe um zwei bis drei Centimeter höher, und dieser Unterschied rührt vorzüglich von größerer Länge der Lendenwirbelsäule her.

Das Becken des Weibes ist nach vorn und oben offener und mehr nach vorn geneigt, so daß die Scham-

---

[1]) Mantegazza, Hygiene der Liebe. Jena, Costenoble.

fuge acht Centimeter tiefer steht, als der Sakrovertebralwinkel, und dadurch treten die Hinterbacken mehr vor.

Bei dem Weibe treten die Rippen von dem Wirbel aus zurück und dann plötzlich nach vorn; so entsteht eine größere Tiefe der Rückenrinne.

Die Magengrube liegt beim Weibe höher, das Brustbein ist kürzer und reicht nur bis zur siebenten, beim Manne bis zur elften Rippe.

Beim Manne ist der sechste Rippenknorpel am unteren Teile des Sternalrandes eingelenkt, beim Weibe am unteren Teile des Sternums.

Die falschen Rippen sind beim Weibe kürzer.

Beim Weibe ist das Zwerchfell kleiner, und seine Konvexität reicht höher hinauf, als beim Manne.

Beim Weibe ist die Brusthöhle weniger hoch und von vorn nach hinten in der Mittellinie weniger tief.

Die Muskeln des Beckens sind bei ihm kürzer und dicker.

Die Mitte des Rumpfes befindet sich beim Weibe zwischen Nabel und Schambeinfuge, bei dem Manne unterhalb der letzteren.

Der Schwerpunkt liegt im männlichen Körper etwas höher als im weiblichen.

Beim Weibe sind die Gelenkhöhlen der Schenkel etwas weiter von einander entfernt und liegen etwas weiter nach vorn vom Kamme des Kreuzbeins; der Hals des Schenkels bildet mit dessen Körper einen Winkel, der dem rechten näher kommt, daher die Trochanteren mehr vorragen. Daher kommt es auch, daß die Schenkel mehr von außen nach innen gerichtet sind und die Kniee sich mehr der Mittellinie nähern.

Die Schenkel und Beine sind kürzer und der dickere Teil ihrer Muskeln liegt höher, daher die Glieder mehr zugespitzt erscheinen.

Der Fuß ist beim Weibe kleiner; dasselbe gilt von der Hand.

Das Skelett des Weibes, auch bei gleichem Gewicht der ganze Körper, wiegt weniger als das des Mannes. Bei letzterem bildet das Gewicht 0,1 von dem des ganzen Körpers, beim Weibe nur 0,08.

Dem Maß und Gewicht nach ist das Weib bei der Geburt kleiner und leichter.

Bei dem Neugeborenen beträgt die Länge des Weibes kaum einen halben Zoll weniger; bei ihm ist das Mittel 18,98, beim Manne 19,34. Dieser Unterschied bleibt, wenigstens in England und Amerika, bis gegen das dreizehnte Jahr bestehen; aber in dieser Zeit des Lebens scheint das Wachstum des Knaben still zu stehen, daher die Mädchen größer und schwerer sind. Aber der Knabe fängt bald wieder an zu wachsen und behauptet die erste Stelle bis zu vollkommener Entwickelung, wo die beiden Geschlechter sich zu einander verhalten wie 1 : 0,937 also wie 16 : 15.

Die Höhe des Weibes ist aus drei Gründen geringer, als die des Mannes: weil es bei der Geburt kleiner ist, weil sein jährliches Wachstum nach dem 14. Jahre geringer ist, und weil es ungefähr zwei Jahre früher zu wachsen aufhört als der Mann.

Bei gleicher Körpergröße wiegt das Weib etwas weniger als der Mann, bis es die Größe von 1,3 Metern erreicht, welche Höhe ungefähr der Zeit der Pubertät entspricht; es wiegt dagegen etwas mehr, wenn die Statur höher ist.

Folgende Zahlen sind sehr genau.

	Maximum	Minimum	Mittel	
Gewicht des Mannes	98,5	49,1	63,7	kg
„ des Weibes	93,8	39,8	55,2	„
Größe des Mannes	1,890	1,467	1,684	m
„ des Weibes	1,740	1,408	1,519	„

In der allgemeinen Entwickelung ist das Weib frühzeitiger und 16 bis 17jährige Mädchen sind so groß, wie 18 oder 19jährige Knaben.

Nach Rochet[1]) hat der Kopf des Mannes im Mittel eine Höhe von 22,5, der des Weibes eine solche von 21 Centimetern.

Einige Anthropologen behaupten, anatomische Charaktere eines weit zurückliegenden Atavismus fänden sich häufiger bei dem weiblichen Geschlechte und führen zum Beweise die Öffnung am Olecranon an. Diese Behauptung muß jedoch durch eine umfangreichere Statistik nachgewiesen werden, als die bis jetzt beigebrachte.

Die Züge des Weibes sind zarter, seine Haut ist weißer, auch abgesehen von dem geringeren Einflusse der Sonne.

Es scheint auch in jeder Rasse die ethnischen Charaktere seines Stammes deutlicher zu zeigen und hartnäckiger festzuhalten. Man führt zum Beweise die Frauen von Arles, aus Ägypten, Toskana und Rom an. Aber auch für diesen Punkt wären genaue und zahlreiche Beobachtungen nötig, um dies mit aller wissenschaftlichen Strenge festzustellen; es könnte auch nur eine unsichere, empirische Vermutung sein.

Was die indirekten sexuellen Unterschiede betrifft, so

---

[1]) Charlet Rochet. La figure humaine scientifiquement étudiée etc. Paris 1892. S. 130.

haben Anatomen und Physiologen ihre Aufmerksamkeit vorzüglich auf den Schädel gerichtet.

Sie sagten sich: Messen wir die Schädel des Mannes und des Weibes. Er ist der Behälter des Gehirns, und wenn er bei letzterem kleiner ist als bei ersterem, so machen wir den Schluß, daß die Anatomie das Weib dazu verdammt, uns nachzustehen.

Obgleich Adair in mehr lyrischer als wissenschaftlicher Begeisterung behauptet hat, der Geschlechtscharakter durchdringe dermaßen alle Organe und Funktionen, daß er jedem Knochen unseres Skeletts einen specifischen Charakter verleihe, so befinden sich doch die Anthropologen in starkem Zweifel, wenn sie das Geschlecht eines Schädels bestimmen sollen, welcher in der Erde, in einer Höhle, in einem Knochenhause oder auf einem Kirchhofe gefunden wurde, sobald es ihnen nicht möglich ist, das Becken zu untersuchen, oder auf dem Grabsteine den Namen der Person zu lesen, welcher diese Hülle des menschlichen Gehirnes angehörte.

Manche bezeichnen das Geschlecht ihrer Schädel mit beneidenswerter Sicherheit, und Aeby behauptet im Gegenteil, der Schädel des Weibes unterscheide sich von dem des Mannes nur durch seine Form. In der Mitte zwischen diesen beiden Extremen steht mit besserem Urteile Davis, welcher Legionen von menschlichen Schädeln untersucht hat und angiebt, die Unterscheidung des Geschlechtes sei ihm oft sehr schwer geworden, und zwischen jenen beiden Extremen stehen neben dem berühmten englischen andere Kraniologen, welche in ihren Verzeichnissen schreiben: „Wahrscheinlich männlicher oder weiblicher Schädel", oder: „Sehr wahrscheinlich männlicher oder weiblicher Schädel."

Trotz dieser großen Ungewißheit ist es jedoch unzweifelhaft, daß jeder Anatom besondere Unterscheidungsmittel besitzt, um über das Geschlecht eines menschlichen Schädels zu urteilen, indem er nach vielen Beobachtungen seinem Geiste die Grundzüge einzuprägen vermocht hat, welche sein Urteil bestimmen, so daß er meistens das Rechte trifft.

Ich habe oft den Versuch gemacht, das Geschlecht bei Schädeln anzugeben, wo dieses mit Sicherheit aus dem Saale der Anatomie bekannt war; wenn ich dann meine Aufzeichnungen mit den Katalogen verglich, so fand ich, daß die Irrtümer drei bis fünf Prozent betrugen. Eine ungefähr gleiche Zahl von Irrtümern beging mein Assistent und Freund Prof. Zametti, als er an denselben Schädeln denselben Versuch wiederholte.

Die wichtigsten, am menschlichen Schädel bis jetzt aufgefundenen Geschlechtsunterschiede sind folgende:

1. Der Schädel des Weibes ist bei allen Rassen kleiner, als der des Mannes. (Sömmering, Carus, Broca, Manouvrier, Topinard, Vogt, Welcker, Weisbach, Ecker ꝛc.)

Auch ich fand bei meinen Untersuchungen den mittleren Schädelinhalt bei 101 Weiberschädeln zu 1338 ccm, bei 191 Männerschädeln zu 1452 ccm.

2. Beim Weibe sind die Augenhöhlen kleiner. (Mantegazza.)

3. Der cephalorbitale Index des Weibes ist höher, als der des Mannes. (Mantegazza.)

4. Das Hinterhauptsloch des Weibes ist kleiner; seine mittlere Oberfläche beträgt 691,7 Quadratmillimeter, beim Manne 733,9. (Mantegazza.)

5. Das Weib hat einen niedrigern Cephalospinalindex als der Mann. (Mantegazza.)

6. Die Zitzenfortsätze sind beim Manne stärker entwickelt. (Mantegazza.)

Diese Regel ist zu vielen Ausnahmen unterworfen, um bei der Bestimmung des Geschlechts wirklichen Wert zu haben, wie schon Davis bemerkt.

7. Die gekrümmten Hinterhauptslinien, die Schläfenlinien und alle diejenigen Vorsprünge, welche zum Ansatze von Muskeln dienen, sind beim Manne viel stärker entwickelt. (Ecker, Welcker, Weisbach.)

Dies ist eines der sichersten und konstantesten Zeichen. Ausnahmen sind selten.

8. Die Augenbrauenbogen sind beim Manne viel stärker entwickelt als beim Weibe. (Vogt, Ecker, Mantegazza rc.)

9. Der Schädel des Weibes ist weniger hoch als der des Mannes. (Welcker, Ecker, Mantegazza.)

10. Der Schädel des Weibes ist auf dem Scheitel mehr abgeplattet. (Ecker, Mantegazza.)

11. Beim Manne ist öfter als beim Weibe die Pfeilnaht von einem Kamme begleitet. (Ecker und andere.)

12. Die Stirn fällt beim Weibe senkrechter ab als beim Manne. (Ecker.) Ein gutes, sehr konstantes Zeichen.

13. Die Basis des Schädels ist beim Weibe kleiner im Vergleiche mit dem Umfange des Schädels. (Welcker, Ecker rc.)

14. Das Profil des weiblichen Schädels zeigt zwei Winkel, welche der platte Scheitel vorn mit der Stirn, hinten mit dem Hinterhauptsbeine bildet. Beim Manne

ist dieses Profil gleichmäßiger und bildet eine zusammenhängende, oder fast zusammenhängende Rundung. (Ecker.)

Dieser Zug, den ich für sehr wichtig zur Unterscheidung halte, wurde auch von den griechischen Künstlern anerkannt.

15. In Europa wenigstens ist der Kopf des Weibes mehr dolichocephal, als der des Mannes. (Broca und Welcker.)

Weisbach und Arnold behaupten das Gegenteil.

Bei Messung von 207 italienischen Kinderköpfen (in Bologna) fand ich an 97 Knaben einen Schädelindex von 79,10, an 110 Mädchen einen solchen von 83,35. Der Unterschied ist gewiß nicht gering und hat um so größeren Wert, wenn man bedenkt, daß, so sehr man auch den aus der verschiedenen Anordnung der Haare bei beiden Geschlechtern entstehenden Irrtum zu vermeiden suchte, die oft auf dem Hinterkopfe zusammengedrängten Haare der Mädchen diese mehr dolichocephal erscheinen ließen als die Knaben.[1])

16. Der weibliche Schädel ist (in Deutschland) in der Richtung der Pfeilnaht mehr abgeplattet als der männliche, in der Querrichtung mehr gewölbt. (Weisbach.)

17. Der vordere Teil des weiblichen Schädels ist kleiner, aber ebenso lang, als der männliche, nur niedriger und schmaler. Die Stirnhöhlen sind im Verhältnis der Länge des Schädels weiter von einander entfernt, im Verhältnis zu seiner größeren Breite aber stehen sie näher bei einander, und alle Querdurchmesser des vorderen

[1]) Mantegazza, Studii di cranologia sessuale. Arch. d'Antropol. Vol. 5, Fasc. 11.

Teiles des Schädels sind beim Weibe kleiner als beim Manne. (Weisbach).

18. In der Mitte ist der Schädel des Weibes größer, als der des Mannes, obgleich er kürzer und niedriger ist. Außerdem ist seine Sagittalkrümmung niedriger, die Seitenwandbeine sind größer und stark nach der Querrichtung gewölbt, ihre Höcker liegen weiter von einander entfernt und tiefer. (Weisbach.)

19. Der hintere Teil des weiblichen Schädels steht im Gegensatze zu dem mittleren und vorderen. (Weisbach.)

20. Die Basis des weiblichen Schädels ist schmaler und kürzer, der Basilarteil länger, das Hinterhauptsloch kleiner und etwas schmäler, die Foramina mastoidea stehen näher an einander, die For. ovalia stehen weiter von einander ab. (Weisbach.)

21. Das Gesicht des Weibes ist im Verhältnis zum Schädel nach allen Richtungen kleiner als das des Mannes; es ist niedriger und schmäler und nur nach oben breiter. Die Nasenwurzel ist breiter, die Augen stehen weiter auseinander, die Augenhöhlen sind größer[1]) und höher ꝛc. (Weisbach.)

22. Der Schädel des Weibes ist mehr orthognath. (Weisbach.) Welcker behauptet das Gegenteil und mit ihm stimmen mehrere andere Anthropologen überein.

23. Am weiblichen Schädel sind die Frontal- und Parietalhöcker stärker entwickelt, so daß er sich darin, wie in vielen anderen Stücken, dem Schädel des Kindes nähert. (Fast alle Anatomen.)

---

[1]) Dieser Irrtum ist auch von andern Anthropologen wiederholt worden, die nur nach dem Augenmaße urteilten. Meine direkten zahlreichen Messungen haben das Gegenteil bewiesen.

24. Die Veränderlichkeit in den Verhältnissen des weiblichen Schädels ist im allgemeinen viel geringer, als in denen des männlichen. (Weisbach.)

Die Richtigkeit dieser Behauptung scheint mir sehr zweifelhaft.

25. Der weibliche Schädel ist im allgemeinen an den Seiten des Hinterhauptsloches gewölbter, weswegen die Basis des Schädels zwischen den Zitzenfortsätzen eine stärker nach unten gebogene krumme Linie bildet. Die Gelenkfortsätze treten stärker hervor, was bei der Kleinheit der Zitzenfortsätze noch auffallender wird. (Davis.) Welcker bestätigt diese Beobachtung des berühmten englischen Kraniologen.

Ich habe in einer langen kritischen Arbeit diese verschiedenen Charaktere einer vergleichenden Untersuchung unterworfen, indem ich 99 männliche und 56 weibliche Schädel prüfte, deren Geschlecht sicher bekannt war.[1])

Ich habe mich auf drei der wichtigsten Kennzeichen beschränkt, nämlich auf die Höhe des Schädels, auf die Entwickelung der Augenbrauenbogen und auf die der Muskelansätze, besonders die Hinterhauptslinien.

In diesen drei Charakteren habe ich eine Gruppe von wichtigen, wenig veränderlichen Unterscheidungszeichen gefunden, deren relativen Wert ich nur abzuschätzen brauchte.

Was die Höhe des Schädels betrifft, so bestätigen meine Untersuchungen die von Ecker und Welcker gefundenen Resultate, daß nämlich der Schädel des Weibes niedriger ist, als der des Mannes, schwächen aber den

[1]) Mantegazza, Dei caratteri vessuali del cranio umano. Arch. per l'Anthrop. etc. Vol. 2, pag. 14.

Wert dieses Kennzeichens bedeutend ab, wie es folgende Zahlen beweisen:

Welcker.

Höhenindex beim Manne . . 73,9
" " Weibe . . . 70,1.

Ecker.

(25 Schädel beider Geschlechter aus dem Schwarzwalde.)

Höhenindex beim Manne . . 83,9
" " Weibe . . . 79,4.

Mantegazza.

(99 männliche, 56 weibliche Schädel von verschiedenen Rassen, aber besonders italienische.)

Höhenindex beim Manne . . 73,35
" " Weibe . . . 72,31.

Obgleich es also bewiesen ist, daß die mittlere Höhe des weiblichen Schädels der des Mannes nachsteht, so kann doch in einzelnen Fällen und bei unbekannten Rassen die Untersuchung der Höhe nicht genügen, um das Geschlecht zu bestimmen. An 155 Schädeln beider Geschlechter fand ich einen mittleren Höhenindex von 72,83; aber viele männliche Schädel waren unter dieser Mittelzahl, und viele weibliche darüber.

Abgesehen von der verschiedenen Entwickelung der Zitzenfortsätze bei beiden Geschlechtern, weil sie nach meinen Untersuchungen zu viele Ausnahmen aufweist, habe ich nur noch von den Muskelansätzen zu reden, welche am männlichen Schädel sehr oft stärker entwickelt sind. Ich muß jedoch zugeben, daß dieser Charakter oft durch die persönliche Konstitution soweit abgeändert wird, daß der geschlechtliche Einfluß zum Teil oder ganz zurücktritt.

Nach meiner Ansicht ist der wichtigste und verläßlichste Geschlechtscharakter die starke Entwickelung der Augenbrauenbogen.

Ich werde in dieser Beziehung niemals vergessen, daß Davis, als er meine Arbeit über die Geschlechtscharaktere des menschlichen Schädels erhalten hatte, in sein reiches Schädelmuseum eilte, wo er unter andern einen allgemein für männlich gehaltenen Schädel besaß, während er doch die Frau gekannt hatte, der er im Leben angehört hatte. Mit diesem Schädel pflegte er im Scherz die Anatomen und Anthropologen in Versuchung zu führen, welche ihn besuchten. Nun wohl, dieser Schädel besaß alle Eigenschaften, welche ihn zu einem männlichen machten, aber nach meinem Unterscheidungszeichen mußte er für einen weiblichen erklärt werden. Davis hatte die Freundlichkeit, mir diesen meinen Erfolg sogleich mitzuteilen.

Derjenige, welcher die Thatsache des größeren Schädelvolumens und des größeren Gewichts des Gehirns des Mannes im Vergleich mit dem des Weibes am gründlichsten untersucht und am schärfsten beurteilt hat, ist Manouvrier[1]); ihm ist es gelungen, die Wertlosigkeit jener gewöhnlichen Schlußfolge darzulegen, welche aus den Laboratorien ins Volk gedrungen war: kleiner Kopf, also kleines Gehirn, also u. s. w.

Ja, der Schädel des Weibes ist kleiner als der des Mannes, aber ihr Körper ist auch kleiner; aber das Gehirn ist auch Bewegungsorgan, und um einen großen Körper zu bewegen, braucht man auch ein schwereres

---

[1]) Manouvrier, Sur l'interprétation de la quantité dans l'encéphale et du poids du cerveau en particulier. Paris 1885.

Gehirn, also auch ein größeres Gefäß zu seiner Aufnahme.

Manouvrier hat bewiesen, daß die Gewichtsverschiedenheit der Gehirne beider Geschlechter übertrieben worden ist, daß es sich auf 146 Gramm, und bei Männern und Weibern von derselben Größe auf 110 Gramm beschränkt. Übrigens besteht keine anatomische Thatsache, welche uns erlaubt, das absolute Mindergewicht des weiblichen Hirns mit geringeren Geistesfähigkeiten in Verbindung zu bringen. Es giebt im Gegenteile viele Thatsachen, welche zu beweisen scheinen, daß der geschlechtliche Unterschied im Gewichte des Gehirns nur von einem Unterschiede organischer Masse abhängt.

Die Hirnrinde des Weibes ist dünner und nach ihren drei Dimensionen kleiner, als die des Mannes: die denkende Materie ist also geringer.

Auf jeden Fall sind alle Verhandlungen über das geringere Volumen des weiblichen Schädels und Gehirns unfruchtbar, wenn man diese anatomische Thatsache mit dem intellektuellen Werte der beiden Geschlechter in Beziehung bringen will.

Da wir den Schädel Foscolos besitzen, welcher nur 1426 Kubikcentimeter faßt, sowie das Gehirn Gambettas, welches nur 1294 Gramm wiegt, so können wir auf diese wertlosen Streitigkeiten über das Volumen des weiblichen Schädels verzichten.

Es ist gewiß, daß in der Regel große Männer große Schädel besessen haben, aber man findet auch bei vielen ganz gewöhnlichen Männern große Gehirne, und die Rangstufe des Denkorgans mußte anatomisch durch eine Histologie bestimmt werden, die sich bis jetzt noch in ihrer

ersten Kindheit befindet. Solange uns das Mikroskop nicht den feinsten Bau des Gehirns enthüllt, müssen wir dessen Wert nach seinen Produkten abmessen, und diese geben uns, wie wir im Verlaufe dieses Buches sehen werden, ein volles Recht, die Denkthätigkeit des Weibes geringer anzuschlagen als die des Mannes.

Wenn wir von der Morphologie des Schädels zu der der Hand übergehen, so finden wir einen anderen Geschlechtscharakter, welcher zu einem Streite zwischen Ecker und mir Veranlassung gegeben hat: ich meine die relative Länge des Zeigefingers und des Ringfingers.

Wenn Ihr plötzlich an irgend jemand die Frage richtet: Ist an der menschlichen Hand der Zeige- oder der Ringfinger länger? so wird wahrscheinlich jeder seine eigene Hand betrachten, um eine bis dahin unbeachtete Thatsache zu untersuchen, und Euch eine verschiedene Antwort geben, je nachdem die Finger jenen Blick verschieden beantworten. Ich habe diese Frage einigen der berühmtesten Anatomen, der ausgezeichnetsten Maler und Bildhauer dieses Landes vorgelegt, und alle betrachteten ihre Hand und gestanden, daß sie keine Antwort wüßten. Auch ich habe meine Aufmerksamkeit auf diesen unendlich kleinen Punkt der menschlichen Ästhetik erst dann gerichtet, als ich einen Aufsatz von Ecker[1]) gelesen hatte, worin er diesen noch dunklen Teil der menschlichen Anatomie untersucht hat.

Wenn man von der Meinung des Volkes zu wissenschaftlichen Werken übergeht, so trifft man dasselbe

---

[1]) A. Ecker, Einige Bemerkungen über einen schwankenden Charakter in der Hand des Menschen. Arch. für Anthropologie.

Schweigen oder die größten Widersprüche an. Weber[1]) zum Beispiel sagt uns: „Der Ringfinger ist etwas kürzer als der Zeigefinger.“ Gerdy versichert uns im Gegenteil, der Zeigefinger sei kürzer als der Ringfinger.[2]) Carus[3]) läßt den Zeigefinger länger sein, und Henle[4]) beschreibt ihn als kürzer. Hyrtl[5]) versichert, der Zeigefinger sei kürzer, und Langer[6]) giebt zwar zu, daß es im allgemeinen so sei, fügt aber hinzu, bei manchen Leuten seien beide Finger nahezu von gleicher Länge. Alix[7]) endlich sagt ungefähr dasselbe. Natürlich handelt es sich immer um die Hand des lebenden Menschen, nicht um die des Skeletts.

Diesen von Ecker angeführten Schriftstellern sei es mir erlaubt, noch einen hinzuzufügen, welcher kein Anatom, aber während seines leichtsinnigen, herumschweifenden Lebens ein scharfer Beobachter der Menschen und Dinge war: ich meine Casanova. Sicher glaubte der berühmte deutsche Anthropolog nicht, daß ihm der liederlichste Mensch seiner Zeit zuvorgekommen sei.

---

[1]) E. H. Weber, Hildebrands Anatomie, Bd. 2, S. 242.

[2]) Gerdy, Anatomie des formes extérieures du corps humain. Paris 1829, S. 220.

[3]) Carus, Symbolik der menschlichen Gestalt, Leipzig 1853 S. 271.

[4]) Henle, Anatomie, Bd. 1, S. 239.

[5]) Hyrtl, Handbuch der topographischen Anatomie, 4. Aufl. Bd. 2, S. 402.

[6]) Langer, Lehrbuch der Anatomie, Wien 1865, S. 138.

[7]) Alix, Recherches sur la disposition des lignes papillaires de la main et du pied. Ann. des Sc. natur. Zoologie, 5me série, Bd. 8, S. 307.

Casanova sagt folgendes, wo er von dem berühmten Maler Rafael Mengs spricht:

Ich erinnere mich, daß ich ihm eines Tages die Bemerkung machte, in dem einen seiner Gemälde schiene mir die Hand einer gewissen Person verzeichnet. In der That war der vierte Finger kürzer als der zweite.

„Das ist eine seltsame Bemerkung," sagte er; „sehen Sie meine Hand an". Und er streckte sie aus.

„Sehen Sie die meinige," erwiderte ich; „ich bin überzeugt, daß sie sich nicht von der Hand anderer Adamskinder unterscheidet."

„Von wem glauben Sie denn, daß ich abstamme?" erwiderte er.

„Meiner Treu," sagte ich, nachdem ich seine Rechte besehen hatte, „ich weiß nicht, zu welcher Art Sie gehören, aber gewiß nicht zu der meinigen."

„Aber Ihre Art ist nicht die allgemein menschliche; die Gestalt der männlichen und weiblichen Hand ist genau die, welche Sie hier sehen."

„Ich wette hundert Pistolen, daß Sie sich irren," sagte ich.

Wütend über meine Herausforderung warf er Palette und Pinsel weg, schellte seine Leute herbei und ließ sie alle ihre Hände vorzeigen. Er geriet in heftigen Zorn, als er bemerkte, daß bei allen der Ringfinger länger war, als der Zeigefinger. Aber er fühlte das Lächerliche seines Betragens und beendigte die Szene mit dem Scherzworte: „Es freut mich wenigstens, daß ich in einem Punkte einzig in meiner Art bin."

Ecker hat übrigens das Verdienst, einen geringen Gegenstand der menschlichen Anatomie in das Bereich der philo-

sophischen Zoologie und der Ästhetik emporgehoben zu haben. Er untersuchte die Hände der Affen, besonders der Anthropomorphen, und fand, daß der Zeigefinger bei Gorillas, Schimpansen und Orangs immer kürzer ist als der Ringfinger.

Durch die Gefälligkeit eines seiner Schüler, welcher in Philadelphia lebte, erhielt er die Maße von 25 Negern und 24 Negerinnen und kam zu folgendem Resultate:

Bei den 25 Negern war der Ringfinger in 24 Fällen länger als der Zeigefinger. Die Extreme des Unterschiedes waren 1 und 18 Millimeter, das Mittel 8 Millimeter. Nur einmal waren beide Finger fast von derselben Länge.

Bei den 24 Negerinnen war der Ringfinger 15 mal länger (2—14 Millimeter). Dreimal waren beide Finger gleich lang, und in sechs Fällen war der Zeigefinger um 2 bis 6 Millimeter länger.

Bei anderen Rassen konnte er nur wenige Beobachtungen sammeln. Bei einem Hottentotten war der Ringfinger länger, ebenso bei einem Australier. In mehreren Photographien von Sandwichsinsulanern fand er dagegen den Zeigefinger länger, und die Hände waren sehr schön.

Auch ich habe bei den wenigen Negern, die ich nach Durchlesung der Arbeit von Ecker beobachten konnte, den Zeigefinger kürzer gefunden und auch dasselbe bei dem kleineren der beiden Akkas wahrgenommen, dessen Hand ich in Gips nachbildete.

Bei Europäern fand Ecker den Zeigefinger bald länger, bald kürzer, und es schien ihm, als sei der Ringfinger bei Frauen öfter kürzer, sowie bei Männern von hoher und schlanker Gestalt.

Von der anatomischen Prüfung zu Kunstwerken übergehend, so glaubt Ecker gefunden zu haben, daß die alten Maler und Bildhauer, besonders bei Frauen, den Zeigefinger länger machten. Er führt den sterbenden Gladiator, den Apoll von Belvedere, die Venus von Medici, die Venus pudica, die vatikanische Venus u. s. w. an. Bei modernen Werken haben die Künstler bald den einen, bald den andern Finger länger gebildet. Auch der treffliche Paolo Lioy, den ich gebeten hatte, dieser Frage seine Aufmerksamkeit zu schenken, hat mir geantwortet:

„Ich habe gegen zweihundert Personen untersucht, aber seltsamerweise nur bei einem einzigen Manne, und bei diesem auch nur an der linken Hand, den Zeigefinger länger gefunden als den Ringfinger. Bei allen andern, bei beiden Geschlechtern, war der Ringfinger länger, und mit Ausnahme von neun Personen, bei denen der Unterschied gering war, gewöhnlich bedeutend länger. Dies traf auch bei sehr schönen Händchen zu. Es ist jedoch auffallend, daß Maler und Bildhauer, soviel ich habe sehen können, den Zeigefinger länger darstellen. Dies bemerke ich an allen Zeichnungen Canovas, der die Schönheit so eifrig und rein idealisierte, sowie an einigen Bildern von Tizian und Ary Scheffer."

Lioy bestätigt also Eckers Beobachtungen. Letzterer sagt am Schlusse seiner Arbeit, er habe noch zu wenige Beobachtungen gesammelt, um mit dogmatischer Sicherheit ein allgemeines Gesetz aussprechen zu dürfen, halte es aber für sehr wahrscheinlich, daß die größere Länge des Zeigefingers eine vollkommenere Gestalt der Hand charakterisiere, und daß auch in diesem Falle, wie in

vielen anderen, die weibliche Hand sich mehr als die unsere dem Typus der Vollkommenheit nähere.

Auch ich wollte meinen Beitrag zur Beantwortung dieser Frage liefern und habe selbst und mit Hilfe des Dr. Forsyth Mayor mehrere hundert Beobachtungen, fast sämtlich an Italienern gemacht, besonders aus der Romagna, Toskana, Aemilia und aus der Lombardei.

Hier folgt das Resultat von 712 Beobachtungen.

An beiden Händen Zeigefinger länger als Ringfinger	An beiden Händen Zeigefinger kürzer	An einer Hand Zeigefinger länger, an der andern kürzer oder dem Ringfinger gleich	Zeigefinger an beiden Händen dem Ringfinger gleich
Männer . 27	Männer . . 309	Männer. . . 57	Männer. . . 10
Frauen . . . 64	Frauen. . . 194	Frauen . . . 45	Frauen . . . 6
Summa 91	Summa 503	Summa 102	Summa 16
Männer 6,7 :100	Männer 76,67:100	Männer 4:100	Männer 2,48 : 100
Frauen 20,71:100	Frauen 62,78:100	Frauen 14,56:100	Frauen 1,94 : 100
Summa: 12,77:100	Summa: 70,65:100	Summa: 14,32:100	Summa: 2,25 : 100

Wenn man die Geschlechter nicht beachtet, so folgt daraus, daß am häufigsten der Zeigefinger kürzer ist, daß ein längerer Zeigefinger und ungleiches Verhältnis an beiden Händen ungefähr gleich oft vorkommen, und daß in den seltensten Fällen beide Finger an beiden Händen ziemlich gleich lang sind.

Meine Beobachtungen bestätigen einesteils, berichtigen anderenteils die Untersuchungen Eckers. Er nennt mit Recht das verschiedene Verhältnis der beiden Finger an der Hand des Menschen einen schwankenden Charakter, aber er setzte voraus, daß das, was man an einer Hand beobachtete, sich notwendig auch an der andern finden müsse, während ich festgestellt habe, daß ungefähr im

siebenten Teile der Fälle die beiden Hände hierin von einander verschieden sind. In der That wäre es schwer, einen schwankenderen Charakter zu finden als diesen, welcher sogar bei demselben Individuum variiert, wenn man seine beiden Seiten mit einander vergleicht.

Auch ich habe gefunden, daß man beim Weibe öfter als beim Manne den Zeigefinger länger findet als den Ringfinger, aber ich bin nicht geneigt, daraus zu schließen, daß dieses anatomische Verhältnis einen höheren Typus der Schönheit der Hand darstellt. Die Streitigkeiten über die männliche und weibliche Schönheit sind bloße Wortgefechte, denn von beiden Geschlechtern hat jedes notwendigerweise seinen eigentümlichen Typus; sie lassen sich nicht mit einander vergleichen, und oft würde ein Zug, der bei dem einen Geschlechte die größte Schönheit bedingt, bei dem andern häßlich erscheinen. Noch falscher aber ist es, alles schön zu finden, was sich von den Affen entfernt, denn dann müßten wir einen vollkommen haarlosen Menschen schöner finden als einen behaarten, auch wenn dieser schöner wäre als eine griechische Statue. Bei dem Weibe sind einige pithekoide Charaktere mehr ausgeprägt, und darum hört es doch nicht auf, schön zu sein.

Ich habe mit besonderer Liebe kostbare Beobachtungen über einige von den schönsten Händen Italiens gesammelt, welche einigen unserer schönsten Frauen angehören, und gefunden, daß ein sehr kleines Mißverhältnis der Finger in dem einen oder dem anderen Sinne der Schönheit der Hand keinen Eintrag thut. Gewiß ist ein allzu kurzer Zeigefinger häßlich, aber dasselbe gilt von einem allzu langen.

Die in unserem weiblichen Olympe gesammelten Beobachtungen sind folgende:

1. Mädchen aus Piemont, schön und mit sehr schönen Händen: beide Zeigefinger länger.

2. Israelitische Dame aus Modena: sehr schön, schöne Hände: beide Zeigefinger kürzer als die Ringfinger.

3. Eine sehr schöne Frau aus Imola: schöne Hände, Zeigefinger kürzer als Ringfinger.

4. Toskanerin, sehr schöne Hand: Zeigefinger beiderseits länger.

5. Dame aus Rimini, mit schönen, sehr kleinen Händen: Zeigefinger beiderseits länger.

6. Dame aus Neapel von herrlicher Gestalt, Hand schön, aber groß: Zeigefinger beiderseits kürzer als Ringfinger.

7. Dame aus Ferrara, schön, mit Händen von seltener Schönheit: Zeigefinger beiderseits kürzer.

8. Sehr schöne Frau aus Meldola, schöne Hände: Zeigefinger beiderseits länger.

9. Dame, sehr schön von Gesicht und Gestalt, schöne Hände: Zeigefinger beiderseits kürzer.

10. Israelitische Dame aus Livorno, schön, mit sehr schönen Händen: rechts ist der Zeigefinger länger, links kürzer.

11. Dame aus Cremona, prachtvoll von Gesicht und Gestalt, Hände etwas groß, aber schön: Zeigefinger beiderseits länger.

12. Dame aus Venedig, sehr schön, mit göttlichen Händen: Zeigefinger beiderseits ein wenig länger.

Diesem Kranze von zwölf Frauen möchte ich einen Mann aus Florenz hinzufügen, einen der schönsten

Männer, die ich je gesehen habe, mit zwei prächtigen Händen: aber der Zeigefinger ist kürzer als der Ringfinger.

Wenn wir uns jetzt von der Schönheit der Hand zu ihrem technischen Werte wenden, also zu ihrer Gelenkigkeit, ihrer Biegsamkeit, zu ihrer Fähigkeit, die feinsten, zartesten Arbeiten auszuführen, so werden wir finden, daß eine geringe Kürze des Zeigefingers die Hand nicht verhindert, die schwierigsten, verwickeltsten Arbeiten auszuführen. Ich habe bei dem ersten Histologen, dem ersten Bildhauer und dem ersten Maler Italiens den Zeigefinger kürzer gefunden. Auch bei einem berühmten Architekten und Bildhauer, meinem Nachbar, ist der Ringfinger länger als der Zeigefinger.

In vielen Fällen habe ich die Erblichkeit dieser Beschaffenheit der Hand beobachtet, und in einigen Familien, wo das Längenverhältnis dieser Finger verschieden war, habe ich gefunden, daß die Kinder hierin demjenigen ihrer Eltern nacharteten, denen sie auch sonst ähnlicher waren.

Ich kann mich in der Auslegung des ästhetischen Wertes des Eckerschen Charakters geirrt haben, aber es war schwer, einen unparteiischeren Richter zu finden als mich, denn die Natur hat meine linke Hand mit einem Zeigefinger versehen, welcher fast so lang ist, als der Ringfinger, während rechts der Zeigefinger kürzer ist. Wenn die Künstler aus dieser meiner kurzen Abhandlung eine praktische Belehrung schöpfen wollten, so würde ich ihnen raten, dem vollkommensten Geschöpfe ihres Meißels oder Pinsels den Zeigefinger ein wenig länger zu machen als den Ringfinger, ohne daß ich jedoch der Natur die

Erlaubnis verweigern will, sehr schöne Hände zu bilden, an denen der Ringfinger länger ist.[1])

Ich möchte noch zwei andere kleine anatomische Unterschiede zwischen Mann und Weib anführen.

Beim Manne endigt die Arteria carotis communis in der Höhe des oberen Randes der Schilddrüse, beim Weibe ihrer Mitte gegenüber.

Die Harnblase ist beim Weibe größer; dies erlaubt ihm, eine größere Menge Urins längere Zeit bei sich zu behalten und hat ihm ein lächerliches und falsches Beiwort verschafft. Dagegen ist die während eines Tages abgesonderte Urinmenge beim Manne größer.

Nach dieser kurzen Übersicht der anatomischen Verhältnisse beider Geschlechter treten uns zwei Probleme der Naturphilosophie entgegen, nämlich die Frage nach dem Werte der Variabilität in morphologischer Beziehung, und die nach dem Werte der Unterschiede in Beziehung auf die Stellung in der Entwickelung. Diese beiden Probleme in verständlicher Sprache übersetzt lauten:

Ist das Weib mehr oder weniger der Veränderlichkeit unterworfen als der Mann?

Stellt die Anatomie das Weib höher oder tiefer als uns?

---

[1]) Diejenigen, welche etwa Thatsachen über diesen anatomischen Charakter der Hand sammeln möchten, müssen darauf achten, daß alle Finger gestreckt oder gebeugt sein müssen; noch besser ist es, die Hand auf ein Papierblatt zu legen, wobei der Mittelfinger auf eine senkrechte, darauf gezeichnete Linie zu liegen kommt. Wenn der Längenunterschied beider Finger nicht sehr groß ist, können wir, freiwillig oder unfreiwillig, einen Finger länger oder kürzer erscheinen lassen.

Um die erste Frage mit aller wissenschaftlichen Strenge beantworten zu können, fehlen uns zu viele Elemente. Ich glaube jedoch vermuten zu dürfen, daß das Weib veränderlicher ist als wir, d. h. seine morphologischen Möglichkeiten schwanken zwischen weiter auseinanderliegenden Grenzen.

In meinem Museum, welches einen Reichtum von gegen 4000 Schädeln besitzt, gehört der kleinste einem Weibe an und der größte ebenfalls einem Weibe.

Die Monstra sind öfter weiblichen als männlichen Geschlechts.

In dem Museum zu Christiania befindet sich ein riesiges Skelett von einem lappländischen Weibe, welches also der kleinsten von allen Rassen Europas angehört. Thomson sah in Kavirondo in Central-Afrika ein Mädchen von 2,135 Meter Höhe.

Was die zweite, wichtigere Frage betrifft, so haben die Anthropologen dieselbe verschieden beantwortet, je nachdem sie in der Anatomie Gründe suchten, um das Weib herabzusetzen oder ihm zu schmeicheln.

Auf dem Anthropologenkongresse in Breslau im J. 1884 wollte Paul Albrecht beweisen, daß das Weib dem Affen näher stehe und führte dafür folgende neun Beweise an:

1. Das Weib ist kleiner als der Mann.
2. Sein Schädel ist mehr dolichocephal.
3. Sein Gesicht ist öfter und stärker prognath.
4. Die mittleren Schneidezähne sind stärker entwickelt.
5. Ein dritter Trochanter kommt öfter vor als beim Manne.
6. Die Verwachsung des ersten Steißbeinwirbels mit dem letzten Sakralwirbel ist weniger häufig.

7. Ein fünfter, überzähliger Steißbeinwirbel findet sich häufiger.

8. Die Hypertrichose (übermäßige Behaarung) ist häufiger.

9. Die Kahlköpfigkeit kommt seltener vor.

Als ob neun Beweise noch nicht genügten, um die anatomische Minderwertigkeit des Weibes darzuthun, fügte Delaunay dazu noch die größere Häufigkeit des Plattfußes, eine Eigenheit tiefstehender Rassen, und Ranke die größere Häufigkeit der Monstruosität.

Die neun Beweise Albrechts sind von sehr geringem Werte, viele davon stützen sich auf nicht bewiesene, noch strittige Thatsachen. Man braucht nur an die Dolichocephalie des Kopfes zu denken.

Mit größerem Rechte stelle ich den neun Beweisen Albrechts neun andere, nicht bestreitbare entgegen, welche beweisen könnten, daß der Mann dem Affen näher steht als das Weib.

1. Der Mann ist stärker behaart.

2. Die Muskelansätze am Schädel des Mannes sind stärker entwickelt.

3. Die Augenbrauenbogen sind viel massiger.

4. Der Zeigefinger ist beim Weibe öfter kürzer als der Ringfinger.

5. Die Kinnlade ist schwerer.

6. Die Zähne sind viel stärker entwickelt.

7. Die Hinterbacken treten weniger hervor.

8. Die Waden treten weniger hervor.

9. Hände und Füße sind größer.

Es ist schmerzlich, zu sehen, daß selbst in der Anatomie der männliche Hochmut die unparteiische Prüfung

der Thatsachen getrübt hat. Der übermächtige Mann, noch nicht damit zufrieden, daß er sich selbst die erste Stelle im Sonnenscheine angewiesen hat, will beweisen, daß das Weib ihm auch morphologisch untergeordnet sei und zwischen ihm und dem Affen stehe; so giebt ihm denn seine höhere Rangordnung das Recht, ihm den Fuß auf den Nacken zu setzen.

Er vergißt wohl in diesem Augenblicke, daß das Wesen, welches er herabwürdigt, seine Mutter ist!

Anatomisch steht das Weib weder über, noch unter dem Manne, sondern es ist von ihm verschieden, darum, weil es andere Funktionen zu erfüllen hat.

In seinen Formen ähnelt es einem jugendlichen Manne, wie wir weiterhin sehen werden, und nähert sich ihm auch in psychologischer Beziehung.

Gewiß wird der Leser, welcher geduldig genug gewesen ist, diese anatomische Skizze des Weibes durchzulesen, sich am Ende des Kapitels darüber wundern, daß nicht von seiner Schönheit die Rede gewesen ist, aber wir verweisen ihn auf den Epikur, wo er in dem Artikel „Das Weib“ eine lange ästhetische Studie über die Töchter Evas finden wird.[1])

Wenn ein Schriftsteller viele Bücher geschrieben hat, so muß man dieselben als die Steine einer Mosaik betrachten, welche nebeneinandergestellt, sein intellektuelles Gebäude ausmachen. Möge es Gott gefallen, daß in meiner Mosaik die Steine an einander passen und ein harmonisches Bild ohne Mißton und ohne Risse liefern.

---

[1]) Wir halten es für zweckmäßig, sie teilweise im Anhange an gegenwärtiges Buch anzuführen.

Zweites Kapitel.

Bruchstücke aus der Biologie des Weibes. — Eine künftige Karte von der menschlichen Wissenschaft. — Blutkreislauf und Atmung. — Verdauung und Ernährung. — Muskelkraft und Bewegungen. — Geringere Individualität des Weibes. — Größere Langlebigkeit. — Allgemeine biologische Definition.

Nachdem wir die anatomischen Unterschiede zwischen Mann und Weib dargestellt haben, müssen wir uns mit den physiologischen beschäftigen. Verschiedene Organe müssen natürlich auf verschiedene Weise leben.

A priori könnte man meinen, die anatomische und histologische Kenntnis eines Organs müsse immer mit der biologischen Kenntnis, also das, was wir über dessen Bau wissen, müsse mit unsern Kenntnissen über seine Funktionen übereinstimmen. Dagegen finden wir bei der Untersuchung lebender Wesen in der Praxis oft Organe, deren makro- und mikroskopischen Bau wir genau kennen, deren Verrichtungen uns aber unbekannt sind, und andrerseits kennen wir Funktionen sehr genau, deren Organe uns unbekannt sind.

Daher giebt es so viele Lücken, sagen wir besser Abgründe, über welche wir auf den Brücken unserer Hypothesen und Theorien hinüberschreiten. Wir können die Brücken nicht entbehren, sie sind uns sehr nützlich, aber wir vergessen allzu oft, daß wir sie mit unseren eigenen Händen aufgebaut haben.

Es wäre ein schönes und nützliches Werk, wenn jemand eine topographische Karte von der Wissenschaft entwürfe, worauf er mit verschiedenen Farben die vom Menschen dem Unbekannten abgewonnenen Länder und

die Brücken und Wege bezeichnete, die er gebaut hat, um seinen neuen Besitz weiter zu durchforschen. Ich empfehle diese Idee meinem Freunde, dem berühmten Kartenzeichner Guido Cora.

Man bezeichne mit rot und blau (den Farben des Lebens und des Ideals) die in der biologischen (rot) und in der philosophischen (blau) Welt entdeckten Länder und mache die Straßen, Brücken und Wasserleitungen schwarz. Die verschiedenen Verhältnisse dieser drei Farben würden uns das richtige Maß des Bekannten und Unbekannten in den verschiedenen Gebieten angeben, und die Aufgabe der wahren, ernsten Wissenschaft wird sein, zu bestimmen, wo weniger Schwarz und mehr Rot und Blau aufgetragen werden soll.

Vergessen wir nie, daß die Wege nötig sind, aber sie nehmen immer einen Teil des kultivierten Landes ein.

Aber kehren wir zu dem Weibe zurück, welches wir allzu sehr aus dem Gesichte verloren haben, und legen wir sogleich ein schmerzliches Bekenntnis ab. Die vergleichende Biologie der beiden Geschlechter ist noch ein frommer Wunsch, und wir besitzen nur wenige Bruchstücke von derselben. Die wichtigsten sind folgende:

Kreislauf. Der Puls des Weibes ist schwächer und häufiger.

Der männliche Fötus zeigt 132 Pulsationen, der weibliche 138. (Devilliers.)

Nach Guy hat der Mann zwischen 2 und 7 Jahren nur einen Pulsschlag weniger als das Weib, zwischen 14 und 21 Jahren 6, zwischen 22 und 28 Jahren 7, zwischen 35 und 42 Jahren 10, mit 50 Jahren 11, vom 56. bis 63. Jahre 9, und von da bis zum 70. Jahre 8.

Im Mittel hat der erwachsene Mann 70,5 Pulsschläge in der Minute, das Weib 80.

Die größere Pulsfrequenz beim Weibe läßt sich durch die niedrigere Gestalt erklären; alle Säugetiere haben einen desto frequenteren Puls, je kleiner sie sind.

Aber man müßte wissen, ob beide Geschlechter, wenn sie von derselben Körpergröße sind, dieselbe Pulszahl zeigen.

Das Blut des Weibes ist ärmer an roten Blutkörperchen, als das des Mannes.

Welcker fand folgende Unterschiede:

Mittelzahl beim Manne	5 000 000	auf das Kubikmillimeter	
Minimum " "	4 500 000	" "	"
Maximum " "	5 500 000	" "	"
Mittelzahl beim Weibe	4 500 000	" "	"
Minimum " "	4 000 000	" "	"
Maximum " "	5 000 000	" "	"

Bei meinen Untersuchungen mit dem Globulimeter, dem Vorläufer von Bizzozeros Citometer, erhielt ich von den Welckerschen wenig abweichende Resultate. Doch fand ich bei mehreren Frauen 4 625 000 Blutkügelchen im Kubikmillimeter.[1])

Bei einer jungen Frau von plethorischem Aussehen, welche lange Zeit mit Seesalz und Leberthran behandelt worden war, fand ich einen ungewöhnlichen Reichtum an Blutkörperchen, nämlich 5 500 000, was dem Maximum des Mannes entspricht.

Malassez soll einen noch größeren Unterschied zwischen

[1]) Mantegazza, Del globulimetro. Milano 1865.

beiden Blutarten gefunden haben, nämlich eine Million roter Blutkörperchen beim Manne mehr als beim Weibe.

Atmung. Wärme. Die Atmungserscheinungen sind beim Weibe weniger kräftig. Bei gleicher Größe beträgt die Lungenkapazität bei ihm um ein halbes Liter weniger als beim Manne. Ebenso ist sein Thorax-Index kleiner.

Der Mann nimmt mehr Sauerstoff auf, obgleich er langsamer atmet. Nach Quetelet atmet das Weib zwischen 25 und 50 Jahren in der Minute einmal mehr als der Mann.

In jedem Alter atmet der Mann mehr Kohlensäure aus.

Nach Scharling beträgt die Menge des abgesonderten Kohlenstoffs für ein Kilogramm und auf die Stunde bei einem 10jährigen Mädchen 0,22 Gramm, bei einem 9jährigen Knaben 0,25 Gramm.

Nach Andral und Gavarret beträgt der Unterschied der ausgeatmeten Kohlensäure vom vierten bis zum achten Jahre 1 Gramm und fast 5 Gramm vom 16. bis 30. Jahre. Die Lungenkapazität nimmt vom 35. Jahre an jährlich ab, aber mehr beim Manne als beim Weibe.

Bis vor kurzer Zeit hatte man immer geglaubt, die Brustatmung sei bei dem Weibe vorwiegend, und man erklärte dies dadurch, daß Helmholz die Rippen-Wirbelgelenke beim Weibe schlaffer und beweglicher gefunden hatte, als beim Manne. Man glaubte, die Brustatmung müsse die Schwierigkeit ausgleichen, welche die Ausdehnung des gefüllten Uterus dem Herabsteigen des Zwerchfells verursacht. Doch dürften neue Untersuchungen

nötig sein, um diesen Atmungsunterschied bei den beiden Geschlechtern klarzulegen.

Mays von Philadelphia soll den Atmungstypus von 81 Mädchen zwischen zehn und zwanzig Jahren, sämtlich Indianerinnen oder Mestizen, beobachtet und gefunden haben:

Bauch- und Zwerchfellatmen . . .	75 mal
Rippenatmen	3 mal
Gemischtes Rippen-Bauchatmen . .	3 mal.

Diese Beobachtungen würden beweisen, daß nur das civilisierte Weib Rippenatmung zeigt, und daß es dieselbe dem Schnürleibe, nicht der Schwangerschaft verdankt.

Mays soll auch die größere Häufigkeit der Phthisis beim Manne durch seinen Respirationstypus erklären.

Der Mann hat eine etwas höhere Körperwärme und sondert mehr Harnstoff ab.

Die Stimme des Weibes liegt um eine Oktave höher als die unsrige.

Verdauung und Ernährung. In Europa ißt das Weib mehr Vegetabilien und Früchte, als der Mann, dieser ißt mehr Fleisch. Es zieht süße und saure Speisen vor und nähert sich darin dem Kinde und dem Anthropomorphen. Weniger als wir liebt es alkoholische Getränke und starke Gewürze.

Das Weib ißt weniger als wir, aber öfter. Delaunay soll beobachtet haben, daß in Frankreich in den Altershospizen die Weiber gern etwas von den regelmäßigen Speisungen aufheben, um öfter essen zu können. Auch dies ist ein Zug aus der Diätetik des Kindes.

Ich kenne keine Beobachtungen über verschiedene Zusammensetzung des Magensaftes und verschiedene Verdauungskraft bei beiden Geschlechtern. Ich glaube jedoch sagen zu können, daß das Weib, seinem Geschmacke entsprechend, Milch, Früchte und Gemüse besser verdaut als wir.

Wo der Despotismus des Mannes das Weib nicht hindert, nach seinem Geschmacke zu leben, da liebt es den Kaffee, den Thee und den Tabak. In Paraguay z. B. habe ich gesehen, daß die Weiber ebensoviel, vielleicht mehr rauchten als die Männer und die stärksten Cigarren vorzogen.

Bei der allgemeinen Ernährung zeigt das Weib mehr Neigung zur Fettbildung, weniger zur Erzeugung von Farbstoff. Darum ist es gewöhnlich fetter und weniger dunkelfarbig als wir, auch wenn es sich der Luft und Sonne ebensoviel aussetzt wie der Mann. Dies sah ich z. B. in Indien bei den Todas.

Das Weib übersteht Blutverluste besser als wir, und einige Physiologen glauben, sein monatlicher Blutfluß trage dazu bei, es fett zu machen (?). Paget soll bei der Heilung von Wunden und bei chirurgischen Operationen keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern wahrgenommen haben.

In neuester Zeit hat man eine etwas metaphysische allgemeine Formel erfunden, um die Geschlechter biologisch zu unterscheiden. Man sagt nämlich, der männliche Organismus sei mehr katabolisch, der weibliche mehr anabolisch. Dies will sagen, bei dem Manne sei eine größere Neigung zur Zersetzung der komplizierten Moleküle und daher zur Entwickelung größerer Thätigkeit

vorhanden; bei dem Weibe dagegen hätten die Moleküle mehr Neigung, wieder zusammenzutreten, was zu Unthätigkeit und Passivität führe. Der Mann giebt Kräfte aus, das Weib häuft sie an.

Muskelkraft und Bewegungen. Das Weib ist schwächer als wir, wenigstens im allgemeinen und bei den civilisierten Völkern. Der Unterschied ist vor der Pubertät geringer und verhält sich dann wie 3 : 2. Später wird sie aber immer größer und erreicht das Verhältnis 9 : 5.

Wo aber das Weib durch die Tyrannei des Mannes gezwungen wird, die schwersten Arbeiten zu verrichten, kann es dem Manne an Muskelkraft gleich kommen, ja ihn noch übertreffen. Man braucht nur die Bäuerinnen Liguriens oder am Lago maggiore gesehen zu haben, um davon überzeugt zu sein.

De Saussure erzählt in seinen Alpenreisen, er habe einen sehr schweren Kasten mit Mineralien von Macugnaga nach Vanzon zu tragen gehabt und angefragt, ob ein Mann vorhanden sei, der die Fortschaffung übernehmen könne. Man antwortete ihm, kein Mann im ganzen Thale sei dazu fähig; wenn es ihm aber gleichgültig sei, ob es eine Frau thäte, so würde er leicht eine solche finden.

De Saussure fügt hinzu, in der That trugen zwei Frauen jenes Landes so schwer wie ein Maultier, bearbeiteten das Land und schafften schwere Lasten über fast unersteigliche Stellen fort.[1])

---

[1]) De Saussure, Voyage dans les Alpes, Paris 1852.

Jacques Rousseau, welcher trotz seinem weibischen Hysterismus und seiner fortwährenden Nervosität bisweilen richtig zu beobachten verstand, sagt, die einzige Bewegung, welche das Weib ohne Anmut auszuführen verstehe, sei das Fliehen. Ein boshafter Beobachter könnte hinzufügen, seine Flucht scheine nur darauf berechnet, daß man es leicht einholen könne.

Das Weib geht anders als wir, wegen der Gestalt seines Beckens und der Richtung seiner Schenkel. Es schwankt mehr seitlich als wir, und dieser Gang ist so entschieden weiblich, daß er erotische Erregung bei Männern hervorruft. Die Koketten wissen dies wohl, denn sie übertreiben es und heben es mit raffinierter Bosheit hervor.

Die Papuas finden es schön, wenn ihre Weiber im Gehen schwänzeln, das heißt, wenn sie im Gehen das Hinterteil bald nach dieser, bald nach jener Seite wenden. Sieben- und achtjährige Mädchen werden von ihren Müttern stundenlang in dieser Bewegung geübt. Wenn aber keine Männer zugegen sind oder nicht darauf achten, so gehen die Mädchen einfacher einher. Sobald sie aber bemerken, daß Männer auf sie achten, beginnen sie von neuem, sich in den Hüften zu wiegen.

Auch die Weiber der Onota im tropischen Afrika sind zwar sehr häßlich, aber äußerst kokett; sie schwingen die Hüften beim Gehen und drängen die Brust heraus. Dennoch gelten sie für keuscher als alle anderen Weiber der Stämme am Ogowé, welche sehr sittenlos sind.

Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß die Koordination der Bewegungen bei dem Weibe weniger schnell und leicht von statten geht, aber es fehlt noch an Beobachtungen

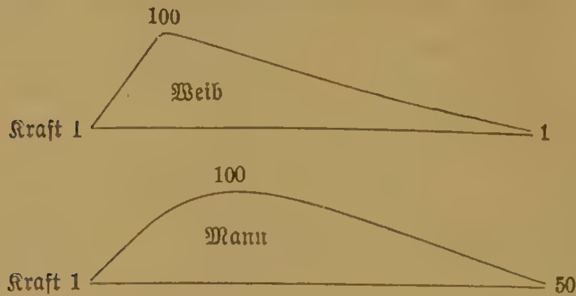
und Untersuchungen, um es wissenschaftlich zu beweisen. Ich habe zum Beispiel bemerkt, daß Frauen niemals von einem Omnibus absteigen, ehe dieser ganz still hält; aber das könnte sich auch aus ihrer Furchtsamkeit und aus der Beschaffenheit ihrer Kleider erklären, welche immer hinderlicher sind, als die unsrigen.

Fechner beobachtete von seinem Fenster aus, wie viele Schritte Männer und Weiber machten, um eine gegebene Entfernung zurückzulegen, und fand das Verhältnis wie 100 : 115,76; und da Quetelet gefunden hat, daß die mittlere Größe des Mannes 1,684 Meter, die des Weibes 1,579 Meter beträgt, daß das Weib also um $^1/_{10}$ kleiner ist, so folgt daraus, daß die Länge des Schrittes noch kürzer wird, denn der Unterschied beträgt $^1/_7$ bis $^1/_8$. Diese Thatsache läßt sich dadurch erklären, daß die unteren Extremitäten im Verhältnis zur Körpergröße beim Weibe kürzer sind als beim Manne.

Eine auffallende Erscheinung an der Muskelkraft des Weibes besteht darin, daß es unter dem Antriebe eines starken Reizes, besonders psychischer Natur, sehr großer Anstrengungen fähig ist.

Wie alle nervösen Individuen ist das Weib imstande, plötzlich große Anstrengungen zu machen, aber seine Kraft verzehrt sich schnell. Ich habe viele Beobachtungen gemacht, um die Kraftmenge zu bestimmen, welche in derselben Zeiteinheit bei beiden Geschlechtern, bei gleicher Kraft, verloren geht. Ich kann sie noch nicht veröffentlichen, weil sie noch nicht zahlreich genug sind, glaube aber, folgende beide Formeln graphisch ausdrücken zu

können, welche die verschiedene Verteilung der Muskelkraft bei den beiden Geschlechtern ausdrücken:



Diese Figuren bedeuten, wie man auf den ersten Blick sieht, daß bei dem Weibe die Muskelkraft sich schnell in einer Anstrengung verzehrt, welche sehr stark sein kann, während dieselbe Kraft beim Manne länger anhält. In der Zeit, in welcher das Weib eine Kraft = 100 aufwendet und auf 1 herabsinkt, behält der Mann immer eine Kraft = 50.

Obige beide Figuren lassen sich auf alle psychischen Energieen anwenden und bezeichnen da verschiedene persönliche Verhalten. Nicht alle Starken sind einer Anstrengung fähig, und nicht alle einer Anstrengung Fähigen sind stark.

Die Männer und Weiber unterscheiden sich von einander, wie es scheinen könnte, nur durch die Vergleichung ihrer Leistungen.

In der That, wenn wir bedenken, daß Caius schon ermüdet ist, nachdem er einen einzigen Brief geschrieben hat, daß Titius erst ausruht, nachdem er zehn Briefe, vielleicht in verschiedenen Sprachen geschrieben hat, wenn wir bedenken, daß Littré allein sein großartiges Wörterbuch der französischen Sprache verfaßt hat, während viele

sterben, ohne es nur bis zur Kenntnis ihrer eigenen Sprache gebracht zu haben, wenn wir an das gemeine Volk und an die Männer von Genie denken, an die Athleten und an die Siechen unserer Civilisation, dann müssen uns die Unterschiede zwischen Mensch und Mensch ungeheuer erscheinen.

Aber viele von diesen großen Unterschieden beruhen darauf, daß der eine in einer Stunde so viel Kraft aufwenden kann, wie ein anderer in einem Jahre. Dies ist ein biologisches Grundgesetz und läßt sich sowohl auf das Denken, wie auf die Leidenschaften anwenden, auf geschlechtliche Unterschiede, wie auf persönliche.

Wer in Zorn gerät, verzehrt in einem Augenblicke so viel Kraft, als ein anderer in langem Ärger. Wer in einer Nacht den „fünften Mai" geschrieben hat, bleibt dann wochenlang neurasthenisch. Die langen Intermittenzen des Genies folgen unvermeidlich dem Gange der beiden graphischen Formeln, die ich oben gezeichnet habe, und wenn wir mit einem psychischen Dynamometer alle Energieen, welche in dem Leben der verschiedensten Menschen aufgewendet werden, zusammenzählen könnten, so würden wir finden, daß ihre Summen unter einander viel weniger verschieden sind, als ihre geistigen Produkte.

Obgleich das Weib vielleicht morphologisch größere Abweichungen zeigt, so ist doch seine Individualität weniger hervortretend. Die Männer gleichen sich unter einander weniger als die Frauen, aus demselben Grunde, warum die civilisierten Menschen sich mehr von einander unterscheiden als die Wilden, die Erwachsenen mehr als die Kinder.

Bei dem Manne hängt die Individualität vorzugsweise von den Kräften des Denkens und Fühlens ab, besonders von ersterem. Bei dem Manne findet sich größerer Reichtum von Kombinationen in der Gestaltung des Gedankens; das Weib ist darin schwach von Natur oder durch Mangel an Übung.

Dem könnte der größere Gefühlsreichtum des Weibes das Gleichgewicht halten, aber auch hier ist es mehr als wir jener Kraft der Kräfte unterworfen, welche man die öffentliche Meinung nennt. Es ist noch eine unerlöste Sklavin vieler Vorurteile, aber wir selbst erhalten es in dieser Botmäßigkeit und zeigen uns sehr streng, wenn es gegen jenes ungeschriebene, aber so übermächtige Gesetzbuch fehlt, das der öffentlichen Meinung.

Ein Mann, der sich nicht nach der Mode kleidet, nicht denkt, nicht ißt, nicht dasselbe thut wie alle andern, ist nur ein Original. Ein Weib, welches so handelt, ist eine Närrin.

Langlebigkeit. Das Weib lebt länger als der Mann, es widersteht besser den niederdrückenden und zerstörenden Verhältnissen des Lebens. Diese Thatsache ist statistisch bewiesen. Die Erklärung ist schwer, und der bis jetzt angeführte Grund, daß das Weib weniger Gefahren ausgesetzt ist, weil es mäßiger und weniger lasterhaft ist als wir, ist nicht ausreichend. Es giebt zu viele hundertjährige Säufer und Wüstlinge, als daß man dieser Ursache viel Wert beilegen könnte.

Dr. G. Murray Humphry,[1]) welcher das beste Buch über hundertjährige Menschen geschrieben hat, fand in

---

[1]) G. Murray Humphry, Old age. Cambridge 1889.

England 36 Frauen auf 16 Männer; unser Landsmann Corradi zählt von 1872 bis 1876 in Italien auf 189 Männer, die mit hundert Jahren gestorben sind, 283 Frauen auf, und von den zwischen 95 und 99 Jahren Gestorbenen 1437 Männer und 1833 Frauen. Diese Zahlen würden, auf fünf Jahre berechnet, einem jährlichen Mittel von 37 Männern und 56 Frauen für die Hundertjährigen, für die andern einem Mittel von 287 Männern auf 366 Frauen entsprechen.[1])

Hiermit sind wir bereits allzu schnell am Ende unserer biologischen Skizze des Weibes angekommen, mehr aus Mangel an Nachrichten als am Eifer, sie aufzusuchen. Wir ziehen die Segel ein.

Das Blut des Weibes ist ärmer an roten Blutkörperchen, sein Puls schneller; bei unserer Rasse ist seine Atmung mehr Rippen- als Bauchatmen; es ißt mehr Pflanzenkost als wir, seine Muskeln sind schwächer, aber ungewöhnlicher Anstrengungen fähig. Mit einem Worte, sein Organismus ist zarter und schwächer, und eben seine größere Empfindlichkeit ist die Folge seiner Schwäche; da es leichter verwundbar ist, muß es sich mehr vor der Gefahr hüten.

Der Löwe bedarf eines sehr feinen Gehörs nicht, wohl aber das Kaninchen und der Hase.

Wenn alle Männer das Weib gründlich kennten, wenn sie seine göttliche Schwäche schonten, seine wunderlichen

[1]) A. Corradi, Della longevitá in relazione alla storia, all' antropologia e all' igiene. Milano 1887. Über die verschiedene Sterblichkeit der Kinder beider Geschlechter sehe man die gründlichen Untersuchungen des Dr. Campbell nach. (Siehe Bibliographie.)

Launen verständen; wenn dagegen die Weiber mit dem Stolze, der Herrschsucht, der Härte ihrer Gefährten Nachsicht übten, so würde es viele Unglückliche weniger geben; vielleicht wäre dann die Welt allzu schön, und wir brauchten nicht an ein Paradies jenseits dieses irdischen Lebens zu denken.

Drittes Kapitel.

Das Weib in der Zeit. — Das Alter des Weibes. — Die Begrüßung der Neugeborenen durch die menschliche Familie. — Das kleine Mädchen und seine Psychologie. — Die Pubertätsentwickelung. — Das Weib im kritischen Alter. — Die alte Frau heute und in der Zukunft. — Schöne Worte eines Predigers.

Auch das Weib muß, wie alle lebenden Wesen, die verhängnisvolle Parabel durchlaufen, welche die Wiege mit dem Grabe verbindet, längs welcher ein kaum mit bloßem Auge sichtbares Ei zum Kinde, zum Mädchen, zur Frau, zur Matrone, zur Greisin wird.

Aber sie durchläuft eine von der unsrigen verschiedene Linie, oder besser gesagt, sie durchläuft dieselbe mit anderer Schnelligkeit. Wir haben dies schon bei der Körpergröße gesehen, aber dasselbe gilt für die Geschlechtsentwickelung, für die Leidenschaften, für die Intelligenz. Das Weib ist in allem frühzeitiger als der Mann, und in gemischten Schulen bemerken es die Lehrer bald.

Bei seiner Geburt wird das Mädchen durch die Klagen seiner Erzeuger begrüßt, bisweilen durch einen Fluch, ja durch eine Verdammung zum Tode.

Wir werden die schlechten Namen hören, welche man in Indien vielen Mädchen giebt, und die wie Flüche klingen; aber auch unter uns civilisierten Menschen stößt gar oft der Vater bei der Anzeige von der Geburt eines Mädchens einen tiefen Seufzer aus und ruft: „Wieder ein Mädchen!“

Die Miguren in Centralasien pflegen zu sagen: „Es ist besser, wenn ein Mädchen nicht geboren wird oder nach der Geburt nicht am Leben bleibt. Am besten fällt die Geburt mit dem Begräbnisse zusammen.“

Die Binuas und Negritos von Malakka feiern die Geburt eines Knaben, aber niemals die eines Mädchens.

Die Kirgisen haben das Sprichwort: Man soll Salz nicht lange aufheben, denn es wird zu Wasser; man soll eine Tochter nicht lange behalten, denn sie wird eine Sklavin.

Der Kindermord ist so alt wie der Mensch und ist vorzüglich gegen Mädchen verübt worden, teils um die Bevölkerung zu beschränken, teils in einigen Ländern um die ungeheuren Kosten der Hochzeit zu sparen.

Die alten Araber töteten oft ihre Mädchen und Mohamet hielt es für nötig, in seinem Koran den Kindermord zu verfluchen. In dem heiligen Buche des Islam steht zu lesen:

„Wenn ein Araber hört, daß ihm eine Tochter geboren wurde, verdüstert die Traurigkeit sein Gesicht, und die Nachricht scheint ihm so übel, daß er sich vor jedermann verbirgt und zweifelhaft ist, ob er das Kind aufziehen oder begraben solle.“

Die alten Ägypter erlaubten den Kindermord, und diese scheußliche Sitte war auch den Skandinaviern, Germanen und Kelten nicht unbekannt.

Wenn wir vom Altertume zur Jetztzeit übergehen, so finden wir den Kindermord überall mit Vorliebe auf die Mädchen angewendet.

Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts war er in Indien bei den nördlichen Radschputen gebräuchlich, und obgleich ihn die Engländer mit aller Macht bekämpft haben, so dauert er doch noch in vielen Teilen Indiens fort.

Bei dem indischen Stamme der Radschkumaren, welcher 125000 Mitglieder zählen mag, tötete man jährlich gegen 8000 Mädchen, und die Mütter selbst waren die Henker; sie erwürgten ihre Kinder, begruben sie lebendig, ersäuften sie in Milch, oder vergifteten sie mit Opium.

Auch bei den Konds werden jährlich zwölf- bis fünfzehnhundert Mädchen umgebracht; derselbe barbarische Gebrauch herrscht noch in China und wurde bei den Eskimos, den Maori, den Tschuktschen, den Todas, den Kaffern und den Dajakken beobachtet.

Wir Europäer, die wir viele Verbrechen begehen, aber erst nachdem wir Handschuhe angezogen haben, schicken männliche und weibliche Neugeborene in die Findelhäuser und in Paris zu den „faiseuses d'anges", verhüllte, parlamentarische Formen des Kindesmordes, ohne von den Tausenden hervorgerufener Fehlgeburten zu sprechen, welche halbe Kindesmorde sind und außerdem auch oft noch das Leben der Mutter in Gefahr bringen.

Ist da nicht die freiwillige Unfruchtbarkeit hundertmal moralischer?

Die Priester sagen nein, ich aber werde bis zu meinem letzten Atemzuge ja sagen.

Die Kinder unterscheiden sich in ihren ersten Lebensjahren nur durch die Geschlechtskennzeichen von einander, nur an den Kleidern kann man Knaben und Mädchen erkennen.

Eine höchst seltsame Thatsache findet sich bei einigen Stämmen Südamerikas, wo die Eltern Knaben und Mädchen eine etwas verschiedene Sprache lehren.

Ich habe es bei den Abiponern Argentiniens beobachtet.[1])

Läßt sich dies vielleicht nach Cicero dadurch erklären, daß alte Sprachformen sich am längsten bei den Frauen halten, weil diese weniger oft den Ort wechseln? Oder hat vielleicht der Gebrauch, die männlichen Gefangenen zu töten und die Weiber anderer Stämme mit sich zu nehmen, ein neues Element in die Sprache gebracht, das sich dann auf die Töchter der geraubten Frauen vererbt hat?

Schon ehe die Pubertät beiden Geschlechtern ihren tiefen Stempel aufdrückt, zeigt schon die erste Dämmerung ihrer Gefühle und Gedanken einen Unterschied.

Das Mädchen ist weniger lärmend und heftig, aber häuslicher und liebevoller.

Der Knabe ist mehr gewaltthätig, streitsüchtig, unfolgsam. Mit einem empirischen Ausdrucke fassen wir dies alles in einem Worte zusammen: Der Knabe ist schlimmer.

An der Vorliebe für gewisse Spiele erkennt man die Verschiedenheit der Neigungen. Das Mädchen liebt ihre

---

[1]) Mantegazza, Rio de la Plata e Tenerife. Edit. 3a, pag. 445. Milano 1876.

Puppe, der Knabe Säbel und Flinte. Wir sehen darin das Bild der beiden großen Bestimmungen von Mann und Weib: Menschen erzeugen und Menschen töten.

Oft jedoch wird diese Verschiedenheit des Geschmacks von uns angegeben und veranlaßt. Aber wenn die Umkehrung freiwillig eintritt, wenn das Mädchen Knabenspiele vorzieht und der Knabe Puppen und Stickereien liebt, so müssen wir die Augen weit offen halten, denn vielleicht sehen wir darin den Anfang künftiger geschlechtlicher Verkehrtheit.

Die Puppe und das Soldatenspiel sind so menschliche und verbreitete Spielformen, daß sie eine Monographie verdienen, welche wir trotz der schönen Arbeiten über die Psychologie des Kindes von Ploß, Perez und anderen noch nicht besitzen.

Die alten Griechen gaben ihren Töchterchen Puppen, die denen der unseren ganz ähnlich waren; wenn dann das Kind heranwuchs, weihte sie ihre letzte Puppe der Göttin Aphrodite und hing sie in deren Tempel auf. Auch Sappho vollbrachte diese Weihung und begleitete sie mit unsterblichen Versen, welche auf uns gekommen sind.

Die Puppe ist psychologisch die Vorläuferin des Kindes, und die Liebe und Sorgfalt, welche das Kind ihr zuwendet, bedeuten die erste Dämmerung des Muttergefühls.

Ich habe oft Frauen gesehen, welche ihre Puppe so lange aufbewahrten, bis sie in einer Wiege die erste Frucht ihrer Eingeweide hüteten; ich habe mit Rührung kleine Mädchen bewundert, welche mit der letzten Puppe ihrer Mutter spielten.

Das Weib ist von den Haaren bis zu den Fußzehen

ganz mit Muttergefühl durchtränkt; es ist um so vollkommener, je mehr es Mutter ist.

Eine Schwester schrieb vor einigen Tagen an ihren älteren Bruder: „Ich fühle für dich eine rein mütterliche Zuneigung; in mir gelangt die Liebe zu ihrem höchsten Ausdrucke, wenn sie die Form und die Gefühle der Mutterliebe annimmt.“

Das Weib, ich werde niemals müde werden, es zu wiederholen, ist um so mehr wert, je mehr es Mutter ist. Es verläßt seine Puppe erst, wenn es das schreckliche Recht zu lieben erwirbt; also wenn es denjenigen findet, der es zur Mutter machen und ihm eine andere Puppe geben wird, aber eine warme, lebendige, Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blute. Die Mütterlichkeit ist der höchste Ehrentitel des Weibes; wenn es auf ihn verzichtet, untergräbt es die Grundlagen der Gesellschaft und hört auf, Weib zu sein.

Wißt Ihr, welches die abscheulichste Form der heutigen französischen Korruption ist? Die Unterdrückung der Mütterlichkeit, oder ihre möglichste Beschränkung. Die moralischste, und man kann sagen auch die glücklichste Gesellschaft ist diejenige, in welcher alle Frauen Mütter sind, die unmoralischste diejenige, in welcher es die wenigsten Mütter giebt. Die Vaterschaft unterdrücken, heißt der Gesellschaft einen schweren Schaden zufügen; die Mütterlichkeit unterdrücken, heißt dieselbe zerstören. Möchte die Puppe in der Geschichte der Menschheit ewig dauern und möge sie die Vorläuferin der Wiege sein!

Außer den Anzeichen der künftigen Mütterlichkeit erscheinen in dem kleinen Mädchen auch die der künftigen Gefallsucht und Schelmerei.

Es sieht öfter in den Spiegel als der Knabe, putzt sich sorgfältiger, ist reinlicher; es hält seine Spielsachen, seine Bänder, alles, was ihm gehört, in Ordnung.

Im Reden, im Streben nach der Gunst seiner Bekannten, in gewissen anmutigen Lügen ist es schon ganz Weib.

Vor einigen Tagen ging ein sehr schönes, junges Mädchen mit seiner Mutter an einer Kaserne der Versaglieri vorüber, und ein Soldat, welcher Schildwache stand, rief laut und enthusiastisch aus:

„O, welch schönes Kind!“

Wenige Schritte weiterhin sagte es leise und fast furchtsam zu seiner Mutter:

„Hast du gehört, was jener Soldat sagte?“

„Nein,“ sagte die Mutter, um das Herz ihrer Tochter auf die Probe zu stellen.

„Er sagte: Welch schönes Fräulein!“

Und dann, als ob sie das Geständnis bereute, sagte sie tief errötend:

„Aber er hat es so leise gesagt, daß ich es nicht gehört habe.“

In dieser freien Übersetzung von Kind und Fräulein und in der unnützen, unschuldigen Lüge liegt mehr als die Hälfte der Psychologie des Weibes eingeschlossen.

In der Pubertätszeit wird das Kind zum Weibe, und in meiner Physiologie der Liebe habe ich die rosige Dämmerung dieses Lebensalters darzustellen versucht.

Wenn das Alter, in welchem das Weib aufhört, fruchtbar zu sein, wegen der Gefahren, welche es bedrohen, wegen der vielen Leiden, welche seine Gesundheit

trüben, das kritische genannt worden ist, so könnte man beim Weibe von moralischer Seite die Morgenröte der Liebe das hyperkritische nennen. Da wird das Mädchen plötzlich und ohne sichtbaren Grund launisch, empfindsam, leidenschaftlich. Um ein Nichts lacht es, um ein Nichts weint es, zumal betrachtet es die Männer mit unbewußter Neugier und errötet, wenn sie jung und schön sind und sie anschauen. Nun steht es lange vor dem Spiegel und beschäftigt sich leidenschaftlich mit seiner Toilette.

Die Pubertät erscheint mehr oder weniger spät, je nach Klima, Rasse, Nahrung und psychischer Umgebung. Unter allen diesen Einflüssen scheint jedoch das Klima am wirksamsten zu sein; es ist bekannt, daß in warmen Ländern die Entwickelung schneller von statten geht als in kalten. Auch davon giebt es jedoch viele Ausnahmen, und das Problem ist noch nicht gelöst.

Dubois und Pajet haben die Frage mit einem Säbelhiebe nach Art Alexanders entscheiden wollen und behaupten, der Monatsfluß erscheine:

In der heißen Zone zwischen dem 11. und 14. Jahre.
In der gemäßigten Zone zwischen dem 13. und 16. Jahre.
In der kalten Zone zwischen dem 15. und 18. Jahre.

Krieger giebt eine Übersicht, welche mehr ins einzelne geht:

In Lappland	mit 18 Jahren.			
In Christiania	mit 16	Jahren	9 Monat.	25 Tagen.
In Stockholm	mit 15	„	6 „	22 „
In Kopenhagen	mit 16	„	9 „	12 „
In Berlin	mit 15	„	7 „	6 „

In Wien	mit 15 Jahr.	8 Mon.	15 Tagen.
In London	mit 15 "	1 "	4 "
In Paris	mit 15 "	4 "	18 "
In Lyon	mit 14 "	5 "	29 "
In Marseille	mit 13 "	11 "	11 "
In Dekkan (Indien)	mit 13 "	3 "	— "
In Kalkutta	mit 12 "	6 "	— "
In Achmin (Ägypten)	mit 10 "	— "	— "
In Sierra Leona	mit 10 "	— "	— "

Manche Forscher legen der Rasse größere Wichtigkeit bei, aber es ist ziemlich schwer, die der Rasse und dem Klima zukommenden Anteile zu bestimmen, denn die Rasse ist meistens die säkuläre Wirkung des Klimas.

Weber in Petersburg verglich die russische, jüdische, deutsche, polnische und finnische Rasse und fand die jüdische als die frühzeitigste; darauf folgten nacheinander die polnische, russische, deutsche und finnische.

Der Wohlstand, welcher natürlicherweise bessere Ernährung bedingt, übt einen mächtigen Einfluß auf die frühere Entfaltung der Jugendblüte. So erscheint in Paris die Menstruation bei den wohlhabenden Klassen mit 15 Jahren 2 Monaten, bei den arbeitenden Klassen mit 15 Jahren 10 Monaten, bei den armen Klassen mit 16 Jahren $1^1/_2$ Monat.

Die Städte beschleunigen, das Landleben verzögert das Erscheinen der Menstruation, und dies ist mehr Wirkung der psychischen Umgebung als der Nahrung.

In Wien tritt die Menstruation auf mit 15 Jahren 8 Monaten 15 Tagen, in Österreich auf dem Lande mit 16 Jahren 2 Monaten 15 Tagen.

Ähnliche Unterschiede sind in Straßburg und Innsbruck beobachtet worden. Auf diesem Felde bleibt noch viel zu thun; die Mittelzahlen müssen aus Tausenden von Beobachtungen gezogen werden, so daß die Ausnahmen möglichst verschwinden. Die Extreme gehen außerordentlich weit auseinander; ich habe Kinder gesehen, welche mit neun Monaten, mit einem, vier und sechs Jahren menstruiert waren.

Ich möchte mit einem vielleicht dem sechzehnten Jahrhundert entlehnten Bilde sagen, der menschliche Teig erhalte seinen dauernden Charaktereindruck in der Pubertätsperiode. Wenn ein Metall geschmolzen ist, kann es keinen Eindruck annehmen; wenn es schon erstarrt ist, nur sehr schwer und mit gewaltigem Kraftaufwande; aber der Eindruck ist dauernd, wenn er in teigigem Zustande beigebracht wird. Nun ist aber zur Zeit der Pubertät der Mensch im teigigen Zustande.

Die Erzieher irren oft, indem sie zu früh anfangen oder zu lange warten. Die Erziehungskunst ist bis jetzt nur eine Absicht, zu erziehen, sie befindet sich noch in der Kindheit; denn ihre Mutter, die positive Psychologie, ist ebenfalls noch ein frommer Wunsch. Sie schwankt noch zwischen der aprioristischen Philosophie und einer noch in den Kinderschuhen steckenden, anspruchsvollen Experimental-Physiologie hin und her.

Das Weib ist wahrhaft Weib nur während der dreißig oder fünfunddreißig Jahre der Fruchtbarkeit, also vom 10. oder 11. bis zum 40. oder 42., oder vom 16. und 18. bis zum 50. oder 53. Jahre.

Darin entfernt es sich weit vom Manne und steht

ihm nach. Auch hierin frühreif, wird es zum Weibe, ehe er zum Manne wird; aber dieser fährt noch viele Jahre fort, es zu sein, wenn seine Gefährtin schon unfruchtbar geworden ist.

Bei den armen, schlecht genährten Klassen hört die Menstruation früher auf als bei den wohlhabenden. Mayer in Berlin hat gefunden, daß das mittlere Alter der Menopause (des Aufhörens der Menses) 47,138 Jahre bei den Reichen, 46,976 Jahre bei den Armen beträgt; der Unterschied ist sehr gering und erreicht nur einen Monat und achtundzwanzig Tage. Aber bei den ersteren beginnt die Menstruation auch ein Jahr und 31 Tage früher.

Wenn das Weib unfruchtbar geworden ist, sollte es aufhören zu lieben, aber oft liebt und verlangt es noch; Liebe und Verlangen jedoch gehen vom Gehirn aus, welches noch nicht verzichten will, nicht vom Uterus, welcher tot ist.

Wir befinden uns im kritischen Alter. Das alles gleich machende und verhäßlichende Fett füllt die Thäler aus und überschwemmt die Hügel; es überzieht alles, besonders das Gesicht, den Bauch, die Hinterbacken, und wenn vorher die Elasticität der Gewebe seinem Gewichte widerstand, so gewinnt jetzt die Schwere das Übergewicht und trägt den Sieg davon, denn das Fett ist weich und die Haut wenig elastisch. Dann sehen wir das traurige Schauspiel von dem, was ich den „Schiffbruch der Form“ nenne.

Es ist in der That ein trauriger Anblick. Das Gesicht wird breiter, das Kinn verdoppelt oder verdreifacht sich. Auch der Mund wird größer und unförmlich,

besonders wenn mehrere Zähne ausgefallen sind. Am äußeren Augenwinkel erscheint der schreckliche „Gänsefuß“, und später zeichnen zahllose Furchen Flüsse und Berge auf die seidenglänzende, glatte Haut und machen sie zur geographischen, später zur topographischen Karte. Die Haare werden weiß; Kahlköpfigkeit erscheint seltener und später als beim Manne.

Während viele Haare ausfallen und die übrig bleibenden weiß werden, erscheinen dagegen Haare im Gesichte und variköse Venen an den Beinen. Nase und Wangen werden rot, vielleicht aus Scham über das einbrechende Unheil, Stirn und Schläfe bräunen sich. Der Busen fällt auf den Bauch herab und dieser seinerseits auf die Schenkel. Ohne die Orthopädie der Schneiderin würde die alte Frau ein unförmlicher Haufen von Ruinen sein, und ihre Nacktheit ist in den meisten Fällen eine Tragödie.

In dem Verfalle des Alters ist das Weib viel unglücklicher als der Mann, welcher später altert und dem Blicke weniger traurige Ruinen darbietet. In den höheren Klassen hochstehender Rassen genießt jedoch das Weib den seltenen Vorzug, sich auch im Alter noch schön oder wenigstens angenehm zu erhalten; wenn auch nicht sein Körper, so behält doch sein Gesicht seine Anmut und Annehmlichkeit.

Unter den armen Klassen jedoch und besonders bei tiefstehenden Rassen ist ein altes Weib ein jammervolles Geschöpf, welches Abscheu und Mitleid einflößt. Am Gabun erscheint eine zwanzigjährige Negerin schon alt, und in Oberägypten sieht man Weiber von sechzehn Jahren, welche aussehen wie eine sechzigjährige Engländerin.

Hier sieht man das ganze Elend unserer modernen Civilisation, so schön gefirnißt nach außen und so faul im Innern. Das Alter ist weder eine Krankheit noch eine Schuld; das Weib im Alter, gut genährt und viel geliebt, sollte uns teuer sein, nicht als Bettgenossin, aber als Schwester unserer Gedanken und Schutzengel des Idealismus in der Familie. In einer besseren Gesellschaft wird die alte Frau nicht eine Ruine, sondern ein Tempel sein; eine vervollkommnete Hygiene, eine gesundere Moralität wird diese Erlösung zustande bringen.

Möge es als Arbeiterin oder als Dame gekleidet sein, wir verlangen heuzutage von dem Weibe, daß es schön oder wenigstens jung sei, Verlangen erwecke und Lust verbreite; wenn es infolge seines Alters und seiner Runzeln diesen tierischen Beruf verfehlt, so möchten wir es begraben oder einbalsamieren als Gegenstand für Wehklagen oder für ein Museum.

Wie oft habe ich aus dem Herzen eines schönen Weibes, welches dem Verfalle entgegen ging, das schreckliche Wort aufsteigen hören:

„Möchte ich vorher sterben, ehe ich alt werde.“

Dieser Ausruf ist aufrichtig, er ist schrecklich, aber er drückt nicht alle die heimlichen Qualen, den tiefen Kummer des Weibes aus, welches vor dem Spiegel an sich täglich neue Falten, neue weiße Haare entdeckt.

Für den Wilden ist das alte Weib eine Last, ein Gegenstand des Spottes, ein Fluch. Viele Kannibalen schaffen es ab, indem sie es verzehren.

Die Südslaven sagen: „Jedes alte Weib ist eine Hexe.“

Die Deutschen haben das Sprichwort: „An alten

Häusern und an alten Weibern ist immer etwas auszubessern."

Der Litauer sagt: „Auch unter einem Mühlsteine kann man ein altes Weib nicht zermahlen", und in Toskana, Venedig und Sardinien schreibt man den alten Weibern sieben Seelen und sieben Leben zu.

Bisweilen mischt sich die Ironie mit der Grausamkeit: „Wenn ein altes Weib nicht mehr als Gefäß dient, kann es noch als Deckel dienen."

Ein einziges, für die alte Frau wohlwollendes Sprichwort finde ich in Deutschland: „Eine alte Mutter im Haus ist ein Zaun darum."

Die Furcht, der Ekel, der Abscheu, den das alte Weib bei Kindern und Wilden erregt, haben die Hexe erschaffen, deren Geschichte, wie sie von verschiedenen Schriftstellern erzählt wird, eines der schmachvollsten Kapitel in der Psychologie des Menschen darstellt. Aber auch heute noch giebt es in dem civilisierten Toskana Hexen, und sie müssen immer alt sein, um die Dunkelheit ihrer Aussprüche durch den physischen Schrecken, den sie dem unwissenden Volke einflößen, noch dunkler zu machen.

Im reifen Lebensalter wird das Weib fett und behält die Fettleibigkeit oft zu seinem Glücke bis zur ersten Zeit des Greisenalters. Ich sage zu seinem Glücke, denn wenn es das Unglück hat, den Schiffbruch seiner Formen zu überleben, so erwartet es eine noch schlimmere Häßlichkeit.

Wenn es dann, nachdem es sehr fett geworden war, abmagert, so fällt der elende Sack, welcher seine schönen

Glieder einschloß, überall zusammen, bildet Falten und bringt immer neue Runzeln zum Vorschein.

Dann bringt das Übergewicht der Beugemuskeln über die Strecker, die Atrophie der Muskeln und Zwischenwirbelkörper, die Steifheit der Gelenke, der Einfluß der Schwere die Beugung des Kopfes über den Hals und des Halses über den Rumpf hervor, während die tiefe Entartung des Nervensystems den Schritt unsicher und die Hände zittrig macht.

Das Verschwinden des Busens und das Verwelken des Gesäßes, bisweilen auch einige Barthaare machen das alte Weib dem alten Manne ähnlich, um so mehr, da dieser seine Haare und auch einen Teil des Bartes verliert. Auch in der Stimme nähert es sich dem männlichen Timbre. Man könnte sagen, daß Mann und Weib, nachdem sie sich geliebt haben, weil sie verschieden waren, sich einander nähern, um sich gegenseitig die süßen Sünden zu verzeihen, welche sie zusammen begangen haben, und mit demselben Äußeren bekleidet sich zu der traurigen Reise vorbereiten, von der man nicht zurückkehrt.

Wenn das Greisenalter einmal bei dem Weibe entschieden aufgetreten ist, scheint der Organismus sich zu mumifizieren, oder zu versteinern, und die Jahre gehen vorüber, ohne weitere Spuren an dieser noch übrig gebliebenen Menschenruine zurückzulassen; sie lebt nicht mehr, ist aber auch noch nicht tot. Dann kann man eine Greisin ebensowohl für siebzig-, als für achtzig- oder neunzigjährig halten. Das Bild der Old Bets, eines 120jährigen Siouxweibes, welches Ploß giebt, könnte ebenso gut 80 oder 70 Jahre anzeigen. In dieser letzten

Lebensperiode hat das Weib nichts mehr zu verlieren und nichts zu gewinnen.

Hygiene und Civilisation werden es dahin bringen, daß auch das Greisenalter des Weibes weniger häßlich wird. Was heute Ausnahme ist, kann zur Regel werden.

Vergessen wir nicht, daß Ninon de l'Enclos neunzig Jahre alt wurde und noch schön war, als sie starb. Mit 65 Jahren erregte sie leidenschaftliche Liebe in einem jungen Manne, welcher unglücklicherweise ihr Sohn war. Als dieser es erfuhr, tötete er sich. Der junge Abbé Godoyn verliebte sich in sie, als sie 79 Jahre alt war.

Ohne Ninons zu sein, können manche Frauen mit weißen Haaren noch auf Schönheit Anspruch machen, und die angelsächsische Rasse, die erste unter allen Rassen der Neuzeit, kann sich rühmen, auch darin obenan zu stehen

Wer hat nicht schon alte Engländerinnen und Amerikanerinnen bewundert, welche, ohne in den weichen Formen der Fettentartung Schiffbruch gelitten zu haben, oder zu ägyptischen Mumien zusammengetrocknet zu sein, ihre zarte, seidenartige Haut beibehalten haben und keine Spuren von Runzeln zeigen; ihr freundliches, rosiges Gesicht ist von schönem Silberhaar eingerahmt, sie flößen keinen Abscheu ein, sondern man bewundert sie als lebende Bilder heiterer Ruhe und melancholischer Betrachtung.

Die Greisin der Zukunft wird keine Hexe, keine Megäre mehr sein, sondern eine Menschengestalt, welche Zuneigung und Zärtlichkeit einflößt, denn unsere Nachkommen werden in ihrer Gefährtin nicht nur das Weib suchen, sondern eine Verbündete für die Kämpfe des Lebens, eine Schwester für ihr Denken und Fühlen.

Solange wir im Weibe nur das Werkzeug der

Wollust suchen, ist es natürlich, daß wir, wenn seine Schönheit gebrochen und geschwunden ist, in ihm nichts mehr finden, was Wert hat. Das Weib aber besitzt wenigstens drei Weiblichkeiten: die des Körpers, solange es fruchtbar ist, die des Herzens und die des Gedankens, welche solange dauern wie das Leben. Die beiden letzteren kann man nur bei hochstehenden Rassen, in einer Gesellschaft, welche das Weib dem Manne gleichstellt, verstehen und pflegen.

Ein Prediger sagte einst:

„Wißt Ihr, warum Großmutter und Enkel einander so lieb haben?"

„Weil beide dem Himmel nahe sind; die Alte will dahin gehen, der Enkel ist soeben von da gekommen."

Schöne, poetische Worte, von religiösem Gefühl eingegeben, die wir alle würdigen sollten, wenn wir an alte Frauen denken; denn wir alle haben eine Mutter.

Viertes Kapitel.

Das Weib im Raume. — Es hält vielleicht seinen Rassentypus fester. — Verschiedene Schönheit beider Geschlechter innerhalb derselben Rasse. — Wirkungen der Kreuzung und der Geschlechtswahl. — Die Australierin und die Negerin. — Hottentottische und papuanische Weiber. — Amerikanerinnen. — Asiatinnen. — Die Weiber der Polarländer, der Eskimos, Tschuktschen, Samojeden, Ostiaken und Lappen. — Europäische Frauen. — Die Italienerin, die Französin, die Spanierin, die Deutsche, die Engländerin, die Russin. — Urteil des Paris, von einem Don Juan abgegeben. — Das blonde und das brünette Weib.

Die Weiber unterscheiden sich von einander vorzüglich je nach der Rasse, welcher sie angehören.

Wenn ich Euch auf einmal eine Negerin vom Gabun, eine Samojedin, eine Feuerländerin und eine Australierin vorführen könnte, so müßtet Ihr Eure christlichen Gefühle stark in Anspruch nehmen, um sie Eure Schwestern nennen zu können.

Sind Männer oder Weiber ethnisch von einander verschiedener? Oder mit anderen Worten: ist der Rassentypus beim Manne oder beim Weibe stärker ausgeprägt?

Bis heute hat die Wissenschaft fast immer nur dieselbe Antwort gegeben: Bei dem Weibe. Aber ich glaube, daß die Sache noch weiterer und tieferer Untersuchungen bedarf, um für entschieden gelten zu können.

Man hat gefunden, daß in Arles die Frauen mehr römisch aussehen als die Männer, daß sie im heutigen Ägypten mehr an die alten Pharaonen erinnern; ich selbst habe in Cortona und Chiusi die Frauen mehr etruskisch aussehend gefunden als die Männer, wie sie mir auch in Genzano und Albano römischer vorgekommen sind als ihre Gatten.

Theoretisch scheint es auch vernünftig, daß die Weiber als die Hüterinnen der Keime und Gebärerinnen der Menschen die alten Formen der entferntesten Vorfahren mit größerer Zähigkeit festhalten müssen.

Was ich für sehr wichtig und bis jetzt noch nicht hinreichend untersucht halte, ist die Größe des Einflusses, welchen das Geschlecht ausübt, um in einer Rasse den Mann und das Weib abzuändern.

Wenn ein bestimmtes Weib von einer bestimmten Rasse gegeben ist, so ist es nicht immer möglich, ihren Mann getreu darzustellen; indem man sie maskulinisiert (man erlaube mir dies häßliche Wort), und wenn der

Mann gegeben ist, so ist es nicht immer leicht, sein Weib zu erraten.

Wir haben schon bei der anatomischen Darstellung des Weibes gesehen, daß es bei einigen bartarmen Rassen ziemlich schwer ist, die Geschlechter auf den ersten Blick zu unterscheiden. Ich habe diese bedeutsame Thatsache bei den Tobas beobachtet, wo die Männer von durchaus semitischem Typus sich sehr stark von den Weibern unterscheiden.

Woher so viel Unterschied in den Unterschieden?

Vielleicht ist es leicht zu erklären, vielleicht auch nicht.

Da der Bart einer der hervortretendsten männlichen Charaktere ist, so begreift man, daß durch sein Wegfallen bei bartlosen Rassen auch ein großer Teil der sekundären Geschlechtscharaktere wegfallen muß.

So versteht man leicht, daß gleiche Gewohnheiten beider Geschlechter dieselben auch morphologisch einander nahe bringen und viele Unterschiede aufheben. Umgekehrt bringt in den höheren Klassen hoch stehender Völker das sehr verschiedene Leben beider Geschlechter die Unterschiede stärker zum Ausdruck. Bei den Tobas aber sind Sitten und Gewohnheiten fast die gleichen, und doch sind Mann und Weib sehr von einander verschieden. Sollte es eine Folge der Polyandrie dieses Volkes sein? Ich weiß nicht, was man bei andern Völkern beobachtet hat; begnügen wir uns also mit der Darlegung der Thatsache, ohne eine Erklärung zu wagen.

Wenn Mann und Weib einander sehr ähnlich sind, so ist die ganze Rasse entweder schön oder häßlich. Wenn sie aber von verschiedenem Typus sind, so können die ethnischen Charaktere mit den geschlechtlichen entweder

übereinstimmen, oder von ihnen abweichen und ein Geschlecht im Vergleich mit dem anderen schöner oder häßlicher machen. Ich spreche hier von der Schönheit, wie sie von der Mehrzahl verstanden wird, ohne mich in ästhetische Spitzfindigkeiten einzulassen, die ich übrigens anderwärts ausführlich behandelt habe.[1])

Ohne Europa zu verlassen, so sind in Italien die Männer im allgemeinen schöner als die Frauen; in Spanien und Frankreich sind dagegen die Frauen schöner. Bei den Südslaven ist der Mann am schönsten, bei den Kroaten das Weib. In China soll der Mann schöner sein, in Japan die Frau.

Diese ästhetischen Unterschiede scheinen mir leicht erklärlich. Es giebt eine männliche und eine weibliche Schönheit. Wenn der Charakter einer Rasse mehr mit dem zarten, anmutigen Typus des Weibes übereinstimmt, so ist dieses schöner, und umgekehrt.

Eine etwas starke Nase zum Beispiel giebt dem Weibe ein männliches Aussehen, und da dies einer der Züge der lateinischen Rasse ist, so verleiht sie in Italien dem Manne mehr Schönheit als dem Weibe.

Dagegen passen der kleine Fuß und die enge Taille, welche sich zwischen den üppigen Hügeln des ersten Stockwerks und den noch üppigern des zweiten zusammenzieht, vortrefflich zum ästhetischen Typus des Weibes, und daher rührt die größere Schönheit der Spanierin im Vergleich mit ihrem Gefährten.

Über die Kreuzung und ihre Wirkung auf die Nachkommen herrscht noch viel Ungewißheit. Einige halten

1) Mantegazza, Epikur. Jena, Costenoble, 1. Bd.

sie immer für nützlich, andere immer für schädlich; ich aber glaube, daß die Wahrheit genau in der Mitte liegt, die Rassenmischung also bisweilen vorteilhaft, bisweilen nachteilig ist, je nach der Beschaffenheit der Elemente, welche sich im großen Schmelztiegel der Liebe mit einander verbinden.

Im allgemeinen sollte man glauben, wenn man Gutes zu Gutem und Schlechtes zu Schlechtem addiert, müsse im ersten Falle immer das Beste, im zweiten das Schlechteste entstehen. So geht es in der That oft, aber nicht immer; denn die Chemie der Zeugung ist fast noch ganz unbekannt. Bisweilen entsteht aus der Mischung einer schönen und kräftigen Rasse mit einer weniger schönen und schwächeren nicht eine mittlere Rasse, sondern bald eine sehr gute, bald eine sehr schlechte, das arithmetische Mittel fällt aus.

Ich könnte viele Thatsachen anführen, um das zu beweisen, aber sehr wenige werden genügen, um die Wahrheit meiner Behauptung darzuthun.

Es giebt schöne Neger und kräftige Indianer, und doch entstehen in Amerika aus der Mischung dieser beiden Rassen fast nur Zambos, häßliche, erbärmliche Subjekte mit dem Typus einer entarteten Rasse.

Die Mischung von slavischem und lateinischem Blute in den Lagunen Venedigs hat sehr schöne Frauen und eine prächtige Rasse hervorgebracht.

So sehen wir sehr schöne Typen aus der Mischung von Ungarn, Slaven und Deutschen entstehen; so finden wir in Algier herrliche Weiber von europäischem und arabischem Blute, in Amerika göttlich schöne Mulattinnen. Schmarda preist die Schönheit der Töchter von Europäern

und Malaiinnen, Nordenskiöld findet die grönländischen Mestizinnen sehr schön, Harard lobt die ungewöhnlichen Reize der Frauen der Bois-brulés, welche Nachkommen von Franzosen und Indianerinnen sind. Auch die ungewöhnliche Schönheit vieler südamerikanischen Kreolinnen ist die Folge der Mischung verschiedenen Blutes.

Aber mehr als die Rassenmischung trägt zur (wenigstens physischen) Verschönerung des Weibes als vorzügliche Ursache die Wahl des Mannes bei der Liebe bei.

Die Polygamie verschönert eine ganze Rasse, folglich auch die Frauen, denn die Schönheit ist der einzige Beweggrund zur Wahl; häßliche Weiber werden in den Harem nicht aufgenommen. Aber das ist ein geringer Vorteil im Vergleich mit der tiefen Erniedrigung des Weibes; es sinkt zur Rolle eines Haustieres herab mit der Bestimmung, Wollust zu spenden.

Auch ohne polygam zu sein, kann ein Volk die Schönheit seiner Frauen erhöhen, wenn die Männer ihre Gattinnen aus Liebe und nicht aus Interesse wählen.

Finck behauptet in einem seltsamen Buche[1]), die romantische Liebe sei das Element, welches am meisten dazu beitrage, das Weib zu verschönern, und erklärt daraus die ungewöhnliche Schönheit der Amerikanerinnen und die mäßigen Reize der Französinnen. Er widerspricht sich jedoch, wenn er den alten Griechen die romantische Liebe abspricht und doch bekennen muß, daß das Weib da sehr schön sein mußte, wo Phidias und Praxiteles so wundervolle Modelle zu ihren Liebesgöttinnen fanden.

---

[1]) Henry T. Finck, Romantic love and Personal Beauty. London 1887.

Die Wahl trägt gewiß dazu bei, eine Rasse zu verbessern und also auch die Frauen, welche ihr angehören, obgleich die Vererbung nicht notwendigerweise direkt von der Mutter auf die Tochter übergeht, sondern Generationen überspringt und durch Atavismus wieder erscheint. Es fehlt in dieser Beziehung an einem Gegenstücke zu Galtons Buche über die Erblichkeit des Genius; es müßte den Titel führen „On heredity of beauty“.

Daß die Auswahl schöner Frauen zur Ehe im stande ist, die künftigen Geschlechter zu verschönern, beweist hinreichend die viel größere Zahl herrlicher Wesen, welche man in den höheren Gesellschaftsklassen findet, besonders in den polygamen Ländern.

Der Arme kann nicht wählen, wie der Reiche, und da die Schönheit etwas Wertvolles ist, so verbindet sie sich öfter mit Plutus, als mit Mars, oder dem Gotte des Landbaues.

Wo alle Weiber einander gleichen, kann man annehmen, daß die Rasse sehr homogen ist, wo sie dagegen sehr verschiedene Typen zeigen, da ist die Rasse ein Schmelzprodukt aus verschiedenen Metallen. Als Beispiele dieser beiden, einander entgegengesetzten Erscheinungen führe ich einerseits die Frauen von Gallura und die Jüdinnen, andererseits die der großen Hauptstädte von Südamerika an.

Wenn plötzlich ein von der Rasse, zu der er gehört, sehr verschiedener Frauentypus auftritt, so braucht man nicht die Erklärung dieser Erscheinung boshafterweise in dem Schleichhandel der Liebe zu suchen, noch von Atavismus zu träumen, welcher oft nur ein y ist, das man

zur Erklärung eines x erfindet; sondern man muß das plötzliche Auftreten der neuen Form durch die morphologischen Möglichkeiten der menschlichen Natur erklären.

Ich erinnere mich in dieser Beziehung zweier höchst auffallender Ähnlichkeiten, so daß man an die Wiederauferstehung derselben Person nach vielen Jahrhunderten hätte denken können.

Eine vor mehreren Jahren auf dem Theater von Neapel berühmte italienische Sängerin glich in allen Stücken einer antiken Königin von Ägypten.

Eine Fürstin aus dem Kaukasus aus unserer Zeit war das treue Abbild von Mumba-zee-mahal, der Lieblingsgattin des Schah Jehan, jenem herrlichen Weibe, für welches dieser Sultan den Taj in Agra, jenes bewundernswürdige Grabmal, erbauen ließ, an welchem 20000 Werkleute siebzehn Jahre lang gearbeitet haben, und welches 50 Millionen gekostet hat.

Nachdem wir nun einige Probleme der allgemeinen Ethnologie gelöst oder wenigstens aufgestellt haben, wollen wir versuchen, einen schnellen Gang durch die weibliche Welt zu machen, indem wir an den untersten Stufen anfangen und zu den höchsten fortschreiten.

Das Weib in Australien. Die Australierin ist eines der häßlichsten Weiber, die unseren Planeten bewohnen. Ich habe nur eine davon gesehen, und sie gehörte zu den Jüngsten und Schönsten; aber wenn ich nur sie auf meinem Lebenswege angetroffen hätte, so würde ich sicher darauf verzichtet haben, die menschliche Rasse fortzupflanzen.

Ihre Gesichtszüge stehen zwischen denen der Negerin

und der Malaiin, und sie scheint die größten Häßlichkeiten beider Rassen in sich zu vereinigen. Sie ist schokoladenfarbig, zwischen vollständigem Schwarz und Rotbraun. Ihre Stirn ist schmal, oft nach hinten zurückweichend oder vorspringend; die Augen sind klein, schwarz, tiefliegend; die Nase oben eingedrückt, oft hakenförmig, mit weiten Nasenlöchern; die Backenknochen und Kinnladen stehen hervor, der Mund ist groß, mit dicken Lippen und starken Zähnen, die Haare lang, oft ganz schwarz, bisweilen auch braun.

Der Körper ist womöglich noch garstiger als das Gesicht. Lange, dünne Arme, lange Beine, dünne Waden, stark hervorragender Bauch. Die vollständige oder fast vollständige Nacktheit verleiht ihnen in der ersten Jugend Festigkeit des Busens, aber sie altern sehr schnell, und ihre Brüste hängen dann bis auf die Weichen herab.

Die Australierin ist häßlicher als ihr Gatte, denn die Wildheit des Ausdrucks widerspricht dem weiblichen Typus.

Dieses arme Geschöpf ist eine Sklavin, wenig besser und wenig schlechter als ein Haustier. Mit der Peitsche in die Ehe getrieben, kann sie von ihrem Vater für eine Glasflasche verkauft oder auch gefressen werden, wenn sie zu weiter nichts mehr taugt. Bei einigen Stämmen wird sie auch zu malthusischen Zwecken verstümmelt und dient dann der Wollust, ohne Folgen.

Im Jahre 1816 liefen die australischen Weiber noch vollkommen nackt durch die Straßen von Sidney, und es hielt sehr schwer, ihnen Schamhaftigkeit beizubringen. Die Anekdote von einem braven Missionär ist wohlbekannt, welcher den Weibern eines Stammes Kleider austeilte

und ihnen sagte, sie würden weder Nahrung noch sonstige Geschenke erhalten, wenn sie nackt vor ihm erschienen. Nach einigen Tagen erschienen sie, um Speise zu verlangen, und glaubten, dem Missionär zu gehorchen, indem sie nackt, aber mit den Kleidern in ein Bündel gebunden, auftraten.

Aber auch in Australien liebt das Weib und steht in der Leidenschaft höher als sein Genosse. Im Kriege stehen die Australierinnen zur Seite in der Nähe des Kampfplatzes, verfolgen mit Gesang die Wechselfälle der Schlacht und erheben ein Geheul, wenn einer der Ihrigen verwundet oder getötet wird.

Um die zarten Gefühle ihres Herzens zu beweisen, möge folgende volkstümliche australische Poesie genügen, welche die Klagen eines verlassenen Weibes ausdrückt:

Woher kamst du, o Weerang,
Im Glanze meiner Schönheit
Mich listig zu entführen
Ähnlich dem braunen Boerang.
So entführtest du mich
Einem, der mich zärtlich liebte;
Er war ein besserer Mann als du,
Der du mich hinter dir hergeschleppt hast
Und nun so oft mein Bett verlässest.
Yang, Yang, Yang, Yoh,
Ach, wo ist er, der eroberte
Mein jugendliches Herz,
Der so oft mich segnete
Und seine Geliebte nannte.
Du, o Weerang, hast entzogen
Seinen zarten Liebkosungen
Sie, die du jetzt verlässest und fliehst,
Geh, du Treuloser!

Ach, möchte der Boyl-yas beißen und zerreißen
Die, welche heute dein Bett teilt;
Yang, Yang, Yang, Yoh!

Darauf antwortet der Verlassenen die neue Gattin:

O du voll lügenhafter Künste,
Rühre deine schmutzige Zunge.
Ich habe gesehen deine verräterischen Augen
Liebe ausstrahlen ohne Scham.
Ich habe den jungen Imbal winken sehen,
Einen von den zehnen, an die du denkst!

Eine arme Australierin hatte sich in einen elenden Gauner verliebt, einen entwichenen Sträfling; sie begleitete ihn überallhin und rettete ihm das Leben durch ihren Mut und ihre Fürsorge. Während er sich im Gebüsch verborgen hielt, grub sie Wurzeln zu seiner Ernährung aus, fischte und jagte für ihn. Mit ihrem feinen Gesicht und Gehör erspähte sie schon von ferne die Verfolger. Und doch prügelte er sie grausam und wurde einmal fast überrascht, während er sie mißhandelte. Aber auch diesmal gelang es ihr, die Verfolger irre zu führen und anderswohin zu schicken. Zuletzt wurde der Verbrecher gefangen und zum Tode verurteilt. Sie wollte ihm um jeden Preis in das Gefängnis folgen, und man mußte sie mit Gewalt entfernen, besonders da ihr Stamm sie zurückforderte.

Die armen Tasmanier sind schon von der Erde verschwunden, wie im nächsten Jahrhundert auch die Australier verschwinden werden. Das Weib war bei ihnen eine Sklavin. Sie arbeitete immer, bereitete die Speisen des Mannes und erwartete dann, hinter ihm sitzend,

daß er ihr die Reste seines Mahles zuwarf, wie man es mit Hunden macht. Wenn er sie ganz vergaß, so klagte sie schüchtern:

Yang, Yang, Yang.

Dann warf er ihr einen halb abgenagten Knochen zu.

Die Negerin. Negerin ist ein Wort, welches zu viele verschiedene Geschöpfe umfaßt, um wissenschaftlichen Wert zu haben. Wenn man die arabischen Weiber und die Mestizinnen von arabischem Blut, die Hottentottinnen und Buschmänninnen ausnimmt, so bedeutet das Wort ungefähr dasselbe wie Afrikanerin und bezeichnet im allgemeinen (sehr im allgemeinen) ein menschliches Wesen von vielfacher Beschaffenheit, welches aber doch ein eigentümliches, von allen andern Weibern der Erde abweichendes Äußere besitzt.

Ich habe auf meinen Reisen Afrika nur im Fluge berührt und auch nur seinen nördlichsten Teil, den man eine arabische Kolonie nennen könnte. Aber ich habe mehr als vier Jahre lang in Südamerika unter Negern gelebt, habe Hunderte und Tausende von Afrikanerinnen gekannt und mit einigen von ihnen lange zu thun gehabt, wie es ihr Stand als Köchinnen, Dienstmädchen und Ammen mit sich brachte.

Ich muß bekennen, daß ich für sie viel Sympathie gefühlt habe. Es ist sehr wahr, daß ich versuchte, sie als meine Schwestern zu betrachten; in Augenblicken von starkem Optimismus erschienen sie mir wie Verwandte dritten oder vierten Grades und bei pessimistischer Stimmung viel eher wie Haustiere.

Die schwarze Haut, das prognathische Maul und die

wolligen Haare sind drei Dinge, welche dem Europäer widerstreben und in ihrer Verbindung schwerlich ein nach unsern Begriffen schönes Weib darstellen können. Dies schließt jedoch nicht aus, daß es unter den Kaffern, Gabunesen und Woloffen und auch unter anderen afrikanischen Rassen nicht schöne Mädchen von malerischer Gestalt, mit wohlgebildetem Busen geben könnte, die auch uns gefallen würden.

Die Negerin besitzt jedoch oft physische Schönheiten von großem Werte, so die marmorne Härte des Busens (in der ersten Jugend), das Hervortreten der oberen und unteren Geschlechtslinien, die glatte, kühle, fast schlüpfrige Haut. In den tropischen Ländern machen diese Eigenschaften der Haut die Negerinnen zu sehr gesuchten Konkubinen, besonders da, wo die armen portugiesischen Frauen nur mit Mühe gegen die Gluthitze und die Schwächung durch das Klima kämpfen. Dies hat in Brasilien das cynische Sprichwort populär gemacht: „Es ist sehr gesund, sich frühmorgens zu der Mulattin ins Bett zu legen, um sich zu erfrischen."

Wenn die afrikanische Haut diesen Vorteil bietet, so vernichtet sie ihn wieder, wenigstens für mich, durch den ekelhaften Geruch, den sie aushaucht; er ist von allen andern Gerüchen so verschieden, daß man ihn, ohne ihn dadurch aus der Klasse der Gestänke zu entfernen, im ganzen spanischen Amerika mit dem Namen catinga auszeichnet.

Wenn wir in Afrika bei vielen Rassen schöne Mädchen finden, so fehlt es doch ganz an schönen Matronen. Die Vergänglichkeit der Schönheit ist ein beständiger Charakter tiefstehender Rassen; die Negerin wird bald fett,

ihr Gesicht durchfurcht sich mit Runzeln, und sie wird zur Megäre.

Im allgemeinen ist die moralische Seite der Negerin sympathischer als die körperliche. Sie ist gut, liebevoll, fröhlich, einer treuen, warmen Ergebenheit gegen ihren Herrn fähig, so daß man an die Treue des Hundes erinnert wird. Ich habe eine gekannt, welche die Geliebte ihres Herrn war und doch ihm ein anderes Mädchen zuführte, nach dem er Verlangen geäußert hatte, nur um ihn zu befriedigen und glücklich zu sehen. Dafür verlangte sie keine Geldbelohnung, noch weitere Liebkosungen. Eine solche Moral wäre für unsere Rasse schmachvoll, aber für jenes arme Weib von geringen Geistesfähigkeiten war es ein verdienstliches Opfer.

Nachdem wir so das Negerweib im allgemeinen betrachtet haben, mögen einige Einzelheiten folgen.

Bei den Danakil (am Roten Meere, Afrika) hat das Weib die schwersten Arbeiten zu verrichten; das Weib schneidet die Dumblätter ab, trocknet sie, bindet sie in Bündel und flechtet Matten daraus; unter den glühenden Sonnenstrahlen führt es die Herde auf die Weide; es mahlt die Durra zwischen zwei Steinen, um den groben Brei zu bereiten, welcher das tägliche Brot der Familie bildet. Unterdessen liegt sein Herr und Meister unter einem Baume und reinigt sich die Zähne mit einem Zweige von Salvadora.[1])

Die Weiber der Niam-Niam sind im Gegensatz zu den Bongo- und Mittufrauen sehr zurückhaltend gegen

---

[1]) Issel, Viaggi nel mar rosso e tra i Bogos. Milano 1871.

Fremde und vermeiden sie auf jede Weise. Sie lieben ihre Männer.

Die Mombuttuweiber arbeiten, während der Mann ruht und raucht. Sie flechten Matten. Die Weiber der Bakalais in Äquatorialafrika tragen die schwersten Lasten auf dem Kopfe.

Die Weiber der Okanda verrichten die schwersten Arbeiten. Unter religiösen Vorwänden verbietet ihnen der Priester, Fleisch zu essen, mit Ausnahme von Schildkröten und Fischen, daher sie fast nur von Bananen und Mais leben können.

Bei den Gallinas von Sierra Leone hat die Religion einen tiefen Unterschied zwischen beiden Geschlechtern eingeführt. Es besteht bei ihnen eine religiöse und politische Einrichtung, Porra genannt.

In die religiöse Porra kann man nicht aufgenommen werden, ohne beschnitten zu sein, und um in sie einzutreten, muß man im Porrawalde leben, fern von allen, besonders von dem Anblick der Weiber. Die Einweihung der Neuaufgenommenen geschieht zweimal jährlich und ist von großen Festlichkeiten begleitet, Tänzen, Trinkgelagen, Flintenschüssen &c.

Das Bundu ist eine andere Verbindung, ähnlich der Porra. Ihm gehören die Weiber an, und es hat dieselben Ceremonien. Es giebt einen Bunduwald, wie es einen Porrawald giebt.

Gewöhnlich nimmt man Mädchen zwischen acht und neun Jahren und bringt sie in den dichtesten Teil des Waldes unter der strengen Aufsicht einiger alten Weiber.

Dort lernen sie, fern vom Blicke der Männer, Gesänge und Tänze, mit denen sie dann alle Handlungen des Lebens begleiten.

Wenn sie so ihre Erziehung vollendet haben, wird ihnen in einer gewissen Phase des Mondes die Klitoris abgeschnitten und in der Rücken- und Lendengegend werden tiefe Einschnitte gemacht, woraus dann vorspringende Narben entstehen. Dann erhalten die Mädchen neue Bundunamen und können jeden in Strafe nehmen, der sie mit ihrem früheren, nicht Bundunamen, riefe.

Unser unerschrockener Landsmann Caetano Casati hat auf seinen afrikanischen Reisen neues, kostbares Material über die Psychologie der Neger gesammelt. Hier folgen einige Thatsachen, welche sich auf die Weiber beziehen.

Ein Dinkomädchen, welches vor der Grausamkeit eines Ägypters geflohen war, heiratete den Sohn eines Häuptlings. Casati fand sie allgemein beliebt wegen ihrer Güte und wegen der Thätigkeit, mit welcher sie ihre häuslichen Pflichten erfüllte.

Das Akkaweib wird gekauft und ihrem Vater mit einer Anzahl von Pfeilen bezahlt.

An den Höfen von Uganda und Unioro gehört es zur königlichen Pracht, viele Weiber zu besitzen, welche bis zu monstruöser Fettleibigkeit gemästet worden sind. Das Ideal besteht darin, Weiber zu haben, welche wegen ihrer ungeheueren Masse nicht aufrecht stehen können, sondern auf allen Vieren kriechen.

Diese Vorliebe für fette Weiber findet man in vielen Ländern Afrikas.

Die Weiber der Mombuttu sind weniger zurückhaltend, als die der benachbarten Stämme. Casati hat gefunden, daß in Afrika die Liederlichkeit nicht immer in geradem Verhältnisse zur Koketterie der Weiber steht.

Wenn sie vornehm sind, tätowieren sie sich ihr Familienwappen auf den Bauch; die Männer tragen es auf der linken Hand.

Ein Monfuweib ließ sich bei einer chirurgischen Operation einen tiefen Schnitt in die Hand machen, ohne Klage, während es seine Pfeife rauchte.

Die Sandeh sind polygam, aber unter den Weibern entsteht niemals Streit, weil ein jedes seine besonderen Pflichten hat. Diese Beobachtung Casatis stimmt mit dem überein, was wir aus anderen Gegenden Afrikas wußten, wo die Polygamie in hohem Maße ausgeübt wird, und wo die Weiber, weit davon entfernt, auf ihre Bettgenossinnen eifersüchtig zu sein, sich desto glücklicher fühlen, mit je mehreren sie die Liebkosungen des Gatten teilen, sei es, weil es ein Zeichen von Reichtum ist, sei es, weil die häuslichen Geschäfte um so leichter werden, je mehrere sich darein teilen.

Das Sandeh-Weib ist sehr eigenwillig und nimmt an allen Geschäften teil.

Bacangoi, einer der mächtigsten Häuptlinge dieses Stammes, hat 500 Weiber, behält sie aber nur zwei Jahre für sich und verheiratet sie dann an seine Getreuen. Die Lieblingsweiber werden nicht an andere vergeben. Der Ehebruch wird durch Erwürgen bestraft.

Die Frau eines seiner Söhne floh mit einem Liebhaber. Der Häuptling des Landes, wohin sie geflohen waren, tötete den Verführer und schickte seine rechte

Hand an Bacangoi, indem er für das Weib um Gnade bat. Bacangoi antwortete: Wenn ich sie nicht töte, wird mein Sohn ein Sklave, und ließ sie erwürgen.

Bacangoi fürchtet am meisten, im Kriege seine Weiber zu verlieren. Nach Sonnenuntergang geht er mit einem Gefolge von jungen Weibern, welche Schild und Lanze tragen, aus, während er sich bei Tage von seinen Kriegern begleiten läßt. Die Favoritin hat das Ehrenamt, die Lanze des Königs zu halten, während er ausruht.

Die Urne eines Königs wird von fünfundzwanzig Jungfrauen bewacht, und in der Totenhütte wird immer Feuer unterhalten. Die Vestalin, welche mit einem Manne umgeht oder das Feuer erlöschen läßt, wird getötet.

Bei vielen afrikanischen Stämmen kann ein Weib Königin sein und übt seine Macht mit großer Autorität, oft mit wilder, grausamer Tyrannei aus.

So finden wir in dem schwarzen Kontinent das Weib als Sklavin und als Tyrannin, zwei von einander weit entfernte, aber gleichermaßen verächtliche und abscheuliche Gegensätze; denn wo das Weib ein Haustier ist, das man kauft und verkauft, da fehlt der Familie mehr als das halbe Leben, der Einfluß des Herzens, die Umgebung von liebevoller Zärtlichkeit, und dem Manne fehlt der Schutzengel, welcher ihn im Schmerze tröstet, seinen Zorn besänftigt.

Wo sich dagegen der Mann von seiner Frau schlagen läßt, da kehrt sich die Rolle der Geschlechter um, der Mann verzichtet auf das billige Übergewicht, welches ihm Kraft, Mut und Verstand geben, und erniedrigt in seiner Person das Niveau der Gesellschaft, in welcher er lebt.

Wo der Mann allein befiehlt, da besteht eine Gesellschaft von Tyrannen und Sklavinnen.

Wo das Weib allein befiehlt, da finden wir allgemeine Verworfenheit, eine Gesellschaft von moralischen Eunuchen und launenhaften Närrinnen.

Weiber der Hottentotten und Papuas. Die Hottentottin ist nicht nur wegen der Erdfarbe ihrer Haut, ihrer kleinen Augen, ihrer vorzeitigen Runzeln, ihres prognathen Maules häßlich, sondern außerdem besitzt sie noch den berüchtigten Fettsteiß, wo über dem Gesäß eine enorme Fettmasse angehäuft ist.

Den Hottentottinnen fehlen oft eines oder zwei Glieder am kleinen oder Ringfinger der Hand. Es scheint, daß die Witwen, um sich wieder verheiraten zu können, sich einer solchen Amputation unterwerfen müssen. Diese grausame Verstümmelung findet aber auch an kleinen Mädchen statt, indem man den Finger mit einer Sehne umwindet. Dieser barbarische Gebrauch findet sich auch bei den Kaffern, aber seltener.

Wenn die Hottentottin geboren hat, ist sie unrein; der Mann kann sich ihr nicht nähern, ohne ebenfalls unrein zu werden.

Bei den Papuas findet man nicht selten anmutige Mädchen, aber ihre Schönheit dauert einen Tag, um dann erschreckender Häßlichkeit Platz zu machen. Das kümmerliche Leben, die Hautkrankheiten, die wirren Haare, eine große, an der Basis breite Nase, ein sehr großer Mund, schmale Schultern, kleine hängende Brüste: das alles sind Züge, welche, wenn sie an derselben Person auftreten, sie nicht sehr verführerisch machen können.

Amerikanische Weiber. Ich habe Weiber von vielen amerikanischen Rassen gesehen, aber ich erinnere mich nicht, eine einzige gefunden zu haben, welche man schön oder auch nur angenehm hätte nennen können. Ich nehme von diesem strengen Urteile die Paraguayerinnen aus, denn sie sind Mestizen aus spanischem und Guarani-Blute.

Eine Haut von Erdfarbe oder von der Farbe trockener Bohnen, vorstehende Backenknochen, harte, grobe Haare, große, unregelmäßige Nasen, ein großer Mund und allgemeiner Schmutz sind der Schönheit wenig günstig.

In Nordamerika sind die Indianerinnen fast alle klein, mit sehr kleinen Händen und Füßen.

In Guyana giebt es vielleicht die schönsten Eingeborenen des amerikanischen Festlandes.

Unter den Arawakken findet man Körper von griechischer Vollkommenheit, schwarze, glühende Augen, verführerische Wellenlinien.

Die Arekuna-Mädchen haben Adlernasen, kleinen Mund mit vollen Lippen, schwarze, feurige Augen, Haare von derselben Farbe, sehr kleine Hände und Füße.

Appun ist entzückt von der Schönheit der Südamerikanerinnen, dagegen findet Sachs sie sehr häßlich. Dieser große Widerspruch erklärt sich vielleicht dadurch, daß beide Indianerinnen von verschiedenen Rassen gesehen haben, aber im allgemeinen muß man immer dem ästhetischen Urteile der Reisenden über die von ihnen beobachteten Frauen mißtrauen. Bald läßt ihnen eine lange, qualvolle Keuschheit jedes menschliche Weibchen als eine Venus erscheinen, bald macht sie die Ermüdung von

der Reise, oder natürliche Kälte des Temperaments zu übermäßig strengen Richtern.

Asiatinnen. Wenn man von weiblicher Schönheit spricht, pflegt man sich unter „orientalisch" etwas vorzüglich Schönes, durch besondere, eigentümliche Reize Hinreißendes vorzustellen. Man denkt an große, schwarze, mandelförmige Augen mit langen Wimpern, an magnolienartige Blässe, an einen Odaliskenleib. Dieses Bild ist mehr mythisch als wirklich; es kann sich auf türkische, arabische, persische, auf viele Moslimfrauen in Indien beziehen, und besonders auf Kaukasierinnen.

Der Kaukasus hat seit Jahrhunderten für das Eldorado der weiblichen Schönheit gegolten; von dort holten Paschas und Sultane die Opfer ihrer Harems.

Auch die Armenierinnen sind sehr schön. Crousse sagt von ihnen, sie besäßen „une beauté puissante, épanonie, vigoureuse, comme celle des races fortes". Nicht weniger sind sie von De Amicis, Schindler, Karsten und anderen gelobt worden. Auch mein berühmter, lieber Freund Sommier hat mir mit Begeisterung von ihnen gesprochen.

Das irdische Paradies der Frauen liegt genauer begrenzt in Georgien, Cirkassien und Mingrelien. Aber heutzutage ist es nicht so leicht, dort schöne Frauen zu finden, wie ehemals; man hat diese Länder der Schönsten beraubt, um sie nach der Türkei, nach Persien und anderen Ländern zu verkaufen. Die Frauen des Kaukasus haben die turanische und iranische Rasse verschönert, aber die vaterländische Mine ist verarmt, und der Kaukasus hat das seltene Privileg verloren, die schönsten Evastöchter hervorzubringen.

Die Hindufrauen sind zart, zierlich, aber weichlich und ohne Charakter. Man möchte sie Skizzen von Frauen nennen. In den niederen Kasten ist die Farbe braun oder fast schwarz, was sie in unseren Augen entstellt, und die Brahminenfrauen, welche fast weiß und sehr schön sein sollen, sind nicht sichtbar.

Schultern und Arme des Hinduweibes sind übrigens immer schön, wie von einem griechischen Bildhauer gemeißelt, der Busen hält sich ohne Schnürleib aufrecht und fordert den Himmel heraus wie ein Blitzableiter.

Was seine Psychologie betrifft, so verweise ich den Leser auf das in meinen Reisen Gesagte.[1]) Was seine Stellung betrifft, so brauche ich nur daran zu erinnern, daß die Geburt eines Mädchens mit einem Fluch begrüßt und als ein Unglück aufgenommen wird; um es zu beweisen, brauche ich nur einige Namen anzuführen, welche man ihm beilegt: khayuto, aufhören; arna, nichts weiter; ghirna, Verachtete; chee-chee, ein Schimpfwort.

Die Mongolinnen gefallen uns nicht, besonders wenn sie ihren Rassencharakter stark ausgeprägt zeigen: gelbe Haut, vorstehende Backenknochen, breite Gesichter und schiefstehende Augen.

In China und besonders in Japan fehlt es jedoch an schönen Frauen nicht, aber wir halten sie nur dann dafür, wenn sich ihre Züge den europäischen nähern. Bei den Japanerinnen ist uns der völlige Mangel an Schamhaftigkeit sehr widerwärtig.

Die Malaiinnen sind den Mongolinnen sehr ähnlich und zeigen dieselben Schönheitsfehler. Da ihrem Gesichte

---

[1]) Mantegazza, Indien. 2. T., S. 133. Jena, Costenoble.

die Röte fehlt, so vermissen wir bei ihnen einen der höchsten Reize.

Die Weiber der Dajakken müssen übermäßig wollüstig sein, da sie sich mit den Attributen, welche die Natur ihren Gatten verliehen hat, nicht begnügen und nach anderen, schrecklichen Leckereien gelüsten, die sie von dem Manne mit Entschiedenheit verlangen; sie verzichten auf die Ehe, wenn er sie nicht liefern kann.[1])

Die Weiber der Polarländer. Sie sind ebenso häßlich wie ihre Gatten, mit denen sie die rhachitische Gestalt und die geistige Armut gemein haben. Mögen sie unter dem eisigen Iglu der Eskimos, in den Tschums der Lappen, auf der Tundra Sibiriens, oder auf den Kähnen des Feuerlands leben, sie sind arme Geschöpfe von niedrigster Rasse.

Hall, welcher lange unter den Eskimos lebte und in einer Krankheit von einer Eskimofrau liebevoll gepflegt wurde, ruft in Begeisterung aus: „Das Weib ist ein Engel, in welchem Zustande es sich auch befinde.“[2]) Und doch salben sich diese Weiber mit Seehundsfett, sie essen rohes Seehundsfleisch mit Walfischfett gespickt und trinken warmes Seehundsblut, wie es aus der Ader fließt. In ihrem Tupric (Zelte aus Fellen) oder in ihrem Iglu (Schneehütte), zwischen Knochen und Blut durchwacht das Weib die Nacht, um über der Öllampe die Kleider des

---

[1]) Mantegazza, Die Geschlechtsverhältnisse des Menschen. Jena, Costenoble.

[2]) Hall, Life with the Esquimaux, the narrative of Captain Hall. London 1864.

Mannes zu trocknen, welche während des Tages bei der mühevollen Jagd durchnäßt worden sind.

Tukulito, eine Eskimofrau, welche im Jahre 1853 mit ihrem Gatten Ebierbing nach England kam und der Königin vorgestellt wurde, hatte Englisch gelernt; wenn sie in Gegenwart der Matrosen des George Henry hustete, hielt sie die Hand vor den Mund, auch hatte sie gelernt, sich zu waschen und zu kämmen, und brachte später ihren Freundinnen die Sitten des civilisierten Lebens bei.

Die Weiber der Tschuktschen halten ihre Lampen auf das sorgfältigste in Ordnung, und dies ist keine geringe Mühe, da sich in einem Zelte fünf oder sechs Lampen befinden. Bald will die zur Rechten verlöschen und bedarf neuen Öles, bald ist der Docht der links stehenden zu lang und muß in Ordnung gebracht werden, bald spritzt die mittlere und bedarf einer gründlichen Reinigung. So muß die arme Hausfrau fortwährend in Bewegung sein. Die armen Tschuktschinnen sind Vestalinnen des Feuers und Lichtes.

Und Vestalinnen müssen alle Frauen der ganzen Welt sein, Hüterinnen des Friedens, der Reinlichkeit, des Glückes des Hauses.

Dies erinnert an den Stolz der Frauen Sardiniens auf die vorzügliche Beschaffenheit ihres Brotes. Die Männer nehmen es mit aufs Feld und zeigen es sich einander; wer das am wenigsten schöne und gute mitbringt, schämt sich und macht dann seiner Frau Vorwürfe. Die Frauen aber essen nicht davon, sondern backen für sich selbst besonderes, schwarzes Brot.

Die Lappländerin ist häßlich und schmutzig, aber keusch, liebevoll und immer heiter. Ihre Schamhaftigkeit

habe ich selbst erprobt, denn auch für ein Angebot von 150 Franken gelang es mir nicht, eine davon nackt zu photographieren, während Männer für einen viel geringeren Preis sich in adamitischer Kleidung dem Objektiv vorstellten.

Die Ostiakin. Sie ist heiter, wie ihre lappländische Schwester. Sommier benutzte sie zum Rudern. Sie ruderten viele Stunden lang, lachend und schwatzend.

Einige führten einen Säugling bei sich. Sie wickelten ihn in Tücher und legten ihn unter die Ruderbank, nachdem sie selbst rohen Fisch und in Fischthran getauchtes Brot gegessen hatten.

Wenn eines von den armen Geschöpfen zu stark weinte, hörte die Mutter auf zu rudern und reichte ihm die Brust, worauf sie in ihrer Arbeit ruhig fortfuhr.

Aber die Kinder werden ohne Zweifel schlecht behandelt, denn die Zahl der Gestorbenen überwiegt immer die der am Leben gebliebenen.

Zu Hause sind die Frauen immer geschäftig; bald teilen sie Renntiersehnen in feine Fäden, bald bessern sie ihre Pelzkleider aus oder schaben gegerbte Renntierfelle, um sie weiß und weich zu machen.

Die alten Weiber unterbrechen bisweilen ihre Arbeit, um zwischen Zähne und Unterlippe ein Stückchen Tabak, ein wenig Asche und Werg einzuführen, das sogenannte Botlieb, welches aus fein zerfasertem Weidenholze besteht.

Eine der gewöhnlichsten Beschäftigungen besteht darin, Felle, welche vom Regen durchnäßt und nach dem Trocknen sehr hart geworden sind, zwischen den Händen zu reiben. Dazu gehört tagelange Arbeit.

Die zur russischen Religion Bekehrten haben nur ein Weib, aber es giebt Eingeborene, welche sich eines vom Popen antrauen lassen und noch ein anderes nach der Sitte des Landes heiraten.

Die Samojedinnen kleiden sich eleganter und verbergen sich nicht. Sie machen gern Geräusch beim Gehen und hängen Schellen und Glöckchen an ihre Kleider.

Es kommt vor, daß ein siebenjähriges Mädchen mit einem vierzigjährigen Manne verlobt ist. Eine billige Frau kostet 20 Renntiere = 100 Rubel; eine andere kann 100 Renntiere kosten. Die Verlobung findet schon unter Kindern statt, und ein reicher Vater kauft eine Frau für seinen Sohn, wenn dieser 10 oder 11 Jahre alt ist.

Ein alter Mann heiratet ein kleines Mädchen und benutzt es als Dienerin, bis es mannbar wird und an die Stelle der alt gewordenen Gattin tritt.

Die Samojedin ist schwach menstruiert, einige Reisende haben ihr sogar den Monatsfluß ganz abgesprochen. Die Brüste sind klein und weich, auch bei Jungfrauen. Auch die Lappländerinnen haben diesen Fehler.

Sie gebiert leicht und fast ohne Schmerzen; wenn ausnahmsweise eine schwere Geburt vorkommt, glaubt man, der Vater gehöre einer anderen Rasse an, und mißhandelt die arme Wöchnerin, um das Bekenntnis eines oft eingebildeten Verbrechens zu erpressen. Wenn sie bekennt, wird sie zu ihrer Familie zurückgeschickt. Nach einem nicht genannten Autor, der aber das, was er beschreibt, mit eignen Augen gesehen hat, sind auch

die Samojedinnen schamhaft, und man bringt sie äußerst schwer dahin, sich nackt zu zeigen.[1])

Für die Schamhaftigkeit der Samojedinnen zeugt auch die Thatsache, daß die Neuvermählte ihr Gesicht zwei Monate lang vor dem Gatten verhüllen muß, und erst nach dieser Zeit überläßt sie sich seiner Umarmung.

Die Samojedinnen führen keinen Eigennamen, sondern nur Beinamen, wie die Kleine, die Verheiratete, die Alte. Sie sind eine Sache, welche zuerst dem Vater und dann dem Gatten gehört.[2])

William Tegg erzählt, wenn die Ostiaken sich von der Treue ihrer Weiber überzeugen wollten, rissen sie ein Haarbündel aus einem Bärenfelle aus und böten es dem Weibe dar. Wenn dieses ohne Weigerung die Haare annimmt, so ist es frei von Schuld. Wenn dies aber nicht der Fall wäre, so würde sie dieselben zurückweisen, denn sie wäre überzeugt, daß nach drei Jahren jener Bär wieder lebendig werden und sie zerreißen würde. In diesem Falle jagt sie der Mann fort; aber sie kann sich wieder verheiraten, mit wem sie will.

Diese eilige Reise durch Länder und Meere kann uns nur einen schwachen Begriff von den mannigfaltigen Lebensverhältnissen des Weibes geben. Das ganze Leben eines Mannes würde nicht hinreichen, um ein vollständiges Bild derselben zu liefern. Einstweilen müssen wir uns damit begnügen, Profile und Skizzen darzustellen.

---

[1]) Memoire sur les Samojedes et les Lappous, 1762.

[2]) Wegen weiterer Einzelheiten über die ostiakischen und samojedischen Weiber sehe man das klassische Werk unseres Landsmanns Sommier nach: Un estate in Siberia. Firenze 1885.

Weite, eilige Übersichten schließen allzu verschiedene Zustände in ihren Kreis ein, während wir doch bei Völkern von derselben Rasse und selbst von derselben Religion das Weib in sehr verschiedener Stellung finden. Ein auffallendes Beispiel davon ist folgendes:

Bei den Shiná (in Dardistan) ist die Stellung des Weibes höher als bei den Hindus. In Chilas, auch wo der intolerante Mohammedanismus herrscht, nehmen die Weiber an den öffentlichen Beratungen teil. Als ein Einfall in ihr Land gemacht wurde, kämpften die Weiber mit und schütteten kochendes Öl auf die Angreifer. Sie nahmen auch an den Gladiatorenspielen teil.[1])

Wenn wir alle niederen Rassen in ein einziges Bündel zusammenfassen, so können wir behaupten, daß das Glück und die Würde des Weibes davon abhängt, welche Form der Ehe in ihrem Vaterlande herrscht, nämlich die Monogamie, die Polygamie oder die Polyandrie. Bei der monogamen Ehe nimmt es eine Ehrenstellung ein, in der polygamen Gesellschaft wird es niedergedrückt und bei einem polyandrischen Volke hochgefeiert, aber auf Kosten vieler Mädchenmorde.[2])

Man darf übrigens nicht glauben, daß das Weib überall unter der Herrschaft der Polygamie Sklavin sei und das Leben weinend in Langeweile verbringe.

---

[1]) Leitner, On the Shiná people. Journ. of Anthrop. Soc. XXIV, Jan. 1870.

[2]) Man sehe eine lange Untersuchung über die verschiedenen Formen der Familie bei Mantegazza, Die Geschlechtsverhältnisse des Menschen. Jena, Costenoble, 3. Aufl.

Die Kaffern zum Beispiel haben viele Weiber, und der König Tanda besaß ihrer tausend, aber nicht aus Wollust, welche diese schönsten unter den Negern bei den üppigen Sitten des Landes leicht befriedigen könnten, sondern um eine größere Zahl von Dienerinnen zu haben und mit seinem Reichtum und seiner Macht zu prahlen. Ein Kaffernfürst kennt seine Weiber nicht einmal von Angesicht.

Der König der Aschanti darf nur eine bestimmte Zahl von Weibern haben, aber diese Zahl beträgt 3333.

Vielleicht liefert das schönste Beispiel von Polygamie Ghelas-ord-din, welcher im Jahre 1482 den Thron von Malwa bestieg, später die Geschäfte seinem Sohne übergab und sich in sein Serail zurückzog, wo er 15 000 von den schönsten Weibern versammelte, die er erlangen konnte. Dieser Harem wurde von 500 türkischen Mädchen bewacht, welche als Männer gekleidet und mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, und von 500 Abyssinierinnen, welche Feuerwaffen führten. Dieser epikuräische Fürst genoß achtzehn Jahre lang diese Herrlichkeit.

In allen diesen hühnerhausähnlichen Familien sind die Weiber oft wohl damit zufrieden, viele Genossinnen zu haben, denn so brauchen sie weniger zu arbeiten. Das Krumenweib z. B. gesteht offen, daß sie es vorzieht, Nr. 14 oder 15 im Hause eines reichen Gatten zu sein, als das einzige Lasttier eines armen.

Ob polygamisch oder polyandrisch, die Weiber der tiefstehenden Rassen sind bestimmt, mit dem Volke, dem sie angehören, zu verschwinden. Ihre Vernichtung ist unvermeidlich.

Und was wird von diesen armen Frauen übrig bleiben, welche auch geliebt und geweint haben, Geliebte und Mütter gewesen sind?

Nichts weiter, als ein wenig von ihrem Blute in den Adern der Sieger, welche sich immer herbeilassen, den Weibern der Besiegten, wenn nicht Liebe, so doch ihre Umarmung zu gewähren; außerdem werden sie ein trauriges Kapitel in der Geschichte der Civilisation zurücklassen, worin geschrieben steht, daß der Fortschritt sich nur durch Eisen und Feuer ausbreitet, und daß die Schwachen immer Unrecht haben, weil sie nicht stark sind.

Das europäische Weib. Wenn wir von der Türkin absehen, welche eine in Europa zurückgebliebene Asiatin ist, und von der Lappländerin, einer armen, wilden Nomadin im Polareise, so sind alle anderen Frauen, Christinnen oder Jüdinnen, frei und civilisiert. Sie unterscheiden sich jedoch von einander durch die Verschiedenheit ihrer gesellschaftlichen Stellung, ihrer Rasse und Religion. Außerdem giebt es noch individuelle Unterschiede, welche bisweilen stark genug sind, um alle anderen Ursachen der Verschiedenheit zu überwiegen.

Wenn die Individualität sehr stark und mächtig auftritt, kann sie für sich allein alle Einflüsse der Rasse, der Religion und der gesellschaftlichen Stellung neutralisieren.

So kann man unter den Italienerinnen eine Frau von englischem oder russischem Geistestypus finden und unter Deutschen eine von italienischem Typus. Doch sind dies immer seltene Ausnahmen. Die große Menge

der Frauen unterliegt dem Einflusse des Landes, in dem sie geboren und aufgewachsen sind, und auch die Verpflanzung in einen andern Boden ändert sie nur wenig und ganz oberflächlich.

Eine vergleichende Psychologie der Völker Europas ist noch ein frommer Wunsch, und vielleicht könnte ein einzelner Mann sie nicht liefern, teils weil für eine solche Arbeit das Leben zu kurz ist, teils weil der Verfasser, nur einer Nationalität angehörend, in zu viele persönliche Irrtümer verfallen würde.

Als ich meine Physiologie der Liebe geschrieben hatte, fiel mir diese Wahrheit besonders auf. In Deutschland, wo dieses Buch mehrere Übersetzungen und viele Auflagen zu erfahren das Glück hatte, empörten sich die Kritiker gegen meine Behauptung, daß man in Italien mehr und besser liebe als anderwärts.

Ein des Chauvinismus beschuldigter Franzose könnte lächelnd und mit einigem Recht antworten: „Mon cher, l'on est un tant soit peu chauvin partout“.

Wenn Ihr die Mehrzahl derjenigen befragt, welche in ihrer Jugend viel gereist sind und Frauen in verschiedenen Ländern geliebt haben, so werden sie Euch mit konventionellen Redensarten antworten, über deren nichts bedeutenden Dogmatismus Ihr lachen werdet, wenn Ihr ein wenig Psycholog seid.

„Die Italienerin ist leidenschaftlich, die Französin kokett und liebenswürdig, die Deutsche harmlos und romantisch, die Engländerin zurückhaltend und ein wenig heuchlerisch, die Spanierin sehr eifersüchtig und hitzig, die Russin nervös“ und so fort.

Um nur von den Italienerinnen zu sprechen, die

wir doch am besten kennen müssen, so bekenne ich, daß ich sie niemals zu Gesicht bekommen habe. Ich kenne eine Piemontesin, eine Lombardin, eine Toskanerin, eine Römerin und eine Neapolitanerin, welche alle von einander verschieden sind, wie die Subnationalitäten, denen sie angehören. Und obgleich ich als Mann, als Arzt, als leidenschaftlicher Beobachter des menschlichen Herzens immer das Weib mit großer Liebe studiert habe, so würde ich doch in große Verlegenheit geraten, sollte ich den psychischen, das heißt moralischen und intellektuellen Charakter dieser unserer Schwestern in Christo und unter der dreifarbigen Fahne schildern. Die Skizze, welche ich weiterhin geben werde, ist eine Durchschnittsarbeit über einen Durchschnittstypus.

Über den ethnischen Charakter des Weibes im allgemeinen kann man sagen, daß er derselbe ist, wie bei den Männern derselben Rasse, wenn man den Charakter der Weiblichkeit hinzufügt.

Doch kann man keine Gleichungen aufstellen wie folgende: „Der Italiener verhält sich zu der Italienerin wie der Franzose zu der Französin"; denn die Umgebung, in welcher jedes einzelne Weib aufwächst, ist in den verschiedenen Ländern verschieden, daher die Frau bald besser ausfällt als der Mann, bisweilen schlechter. Im allgemeinen herrscht tiefe Verdorbenheit in einer Gesellschaft, wo das Weib besser ist als der Mann.

Diese Umgebung, welche ihrerseits aus der Summe vieler Einflüsse besteht, wird vorzüglich durch die Religion und den verschiedenen Grad von Freiheit bestimmt, welchen die Frauen genießen. Wo diese groß ist, wie in England und in den Vereinigten Staaten, kann sich die Indivi=

dualität frei und üppig entwickeln und so das ethnische Element abändern, dasselbe verstärken oder bekämpfen.

Die protestantische Familie ist in dieser Beziehung der beste Boden zur normalen, gesunden Entwickelung der weiblichen Persönlichkeit; die katholische Familie, unter sonst gleichen Umständen, der schlechteste. Auch die jüdische Familie ist vortrefflich.

Die Abschwächung des Glaubens vermindert jedoch mit jedem Tage den Einfluß der Religion auf den Charakter des Weibes, und oft werden wir in einem unserer Zirkel in großer Verlegenheit sein, wenn wir den religiösen Unterschied zwischen den drei Frauen, die wir immer unter einander gemischt finden, der Katholikin, Protestantin und Jüdin, feststellen sollen; wohlverstanden, wenn uns ihre Physiognomie dabei nicht zu Hilfe kommt.

Mehr als durch die Religion, wird das Weib durch den verschiedenen Grad von Freiheit beeinflußt, dessen es sich von Jugend auf erfreut.

Schon Rousseau hat es vor hundert Jahren gesagt, aber wir können es noch heute wiederholen, denn es bleibt immer wahr. Wo die Mädchen große Freiheit genießen, können sie fehlen und den Wechsel der Jungfräulichkeit einige Monate oder Jahre zu früh einlösen; wenn sie aber verheiratet sind, sind sie tugendhafter als in den Ländern, wo sie von Kindheit an als Sklavinnen behandelt werden. Da nun diese größere Freiheit sich bei der germanischen und angelsächsischen Rasse findet, wo der Protestantismus die herrschende Religion ist, so schreibt man vielleicht der Religion einen Einfluß zu, welcher, wenigstens zum größeren Teile, der Freiheit zu-

kommt. Es ist sehr schwer, zwei Einflüsse gegen einander abzuwägen, welche gleichzeitig einwirken.

Für die größere Tugend der freien Frauen hat man eine andere Erklärung in dem Klima finden wollen, aber das bestreite ich; denn ich habe sie auch in Buenos Ayres gefunden, wo der warme, heitere Himmel und der Reichtum sich hätten verschwören müssen, um die Sitten zu verderben.

Im verflossenen Jahrhundert und im Anfang des gegenwärtigen gingen die Mädchen aus dem Kloster zum Altare, ohne zu wissen, was Liebe ist, und der sie darüber belehrte, war nicht immer der Gatte, sondern ein Liebhaber, ein Meister im Ehebruch. Wo das Mädchen aus Gehorsam heiratet und nicht selbst wählt, da befindet es sich schon auf halbem Wege zur Schuld. Wo es selbst wählt, ist es auch selbst verantwortlich für sein Thun, denn es hat viele Männer gesehen und kennen gelernt.

Außer dem verschiedenen Grade von Freiheit, welcher dem Mädchen gewährt wird, trägt zu seiner Verbesserung oder Verschlimmerung auch der verschiedene Grad und die verschiedene Form der Erziehung bei; aber darauf werde ich im letzten Teile meines Buches zurückkommen.

Um die vergleichende Psychologie der verschiedenen europäischen Frauen eingehend zu studieren, müßte man eine genaue Vergleichung der Portugiesin und Brasilianerin, der Spanierin und Hispano-Amerikanerin, der Engländerin und Nordamerikanerin ausführen; aus diesen Nebeneinanderstellungen würde es dann leicht sein, den Einfluß des ethnischen Elementes einerseits und den der Umgebung andererseits abzuleiten.

Hat sich die Europäerin durch ihre Verpflanzung in eine andere Hemisphäre verbessert oder verschlimmert?

Die Antwort auf diese Frage würde uns die schönste Gelegenheit geben, um zu beurteilen, inwiefern das Klima, die Regierungsform, die verschiedenen Sitten, der verschiedene Reichtum einen Charakter ändern können, um zu erkennen, wie lange und bis zu welchem Punkte ein Nationalcharakter dem Wechsel des Landes widerstehen kann.

Ich glaube sagen zu können, daß das europäische Weib durch seine Verpflanzung nach Amerika gewonnen hat; von den Töchtern Washingtons kann ich nichts anderes sagen, als daß sie schöner sind als die Engländerinnen, aber von den Südamerikanerinnen kann ich mit einer gewissen Autorität sprechen, da ich sie jahrelang gekannt und mit einer von ihnen mehr als die Hälfte meines Lebens geteilt habe. Ich stehe nicht an zu behaupten, daß sie in ihrem neuen Vaterlande größere Unabhängigkeit des Charakters, größere Aufrichtigkeit des Ausdrucks erworben, und was noch mehr bedeutet, sich von dem nutzlosen Hindernisse der Adelstitel frei gemacht haben, was den ersten Schritt zu echter, gesunder Demokratie bedeutet.

Von ihrer Schönheit schweige ich: sie ist über jedes Lob erhaben. Man braucht sich nur der Limeña und der Porteña zu erinnern, die ich in meinen Reisen beschrieben habe.[1])

Über die südamerikanischen, oder auch nur über die spanisch-amerikanischen Damen mehr sagen zu wollen,

---

[1]) Mantegazza, Rio de la Plata e Tenerife.

hieße ganz verschiedene Dinge in einem allzu weitläufigen Vortrage zusammenfassen.

Die Argentinierin führt in ihren Adern außer dem andalusischen Blute auch viele Blutkügelchen von italienischer und französischer Herkunft, die Chilenin hat viel englisches Blut, und diese verschiedenen Mischungen haben dazu beigetragen, den spanischen Stamm nach verschiedenen Richtungen, aber immer zum Besseren, abzuändern.

Zu der Hebung der argentinischen und orientalischen Frau (Uruguay) hat auch in hohem Grade die große Leichtigkeit beigetragen, in jenen Ländern Reichtum zu erwerben.

So ist das elende Metall diesmal, als seltene Ausnahme, aus einem korrumpierenden Elemente zum Agenten der Moral geworden. Leicht Reichtum erwerben bedeutet, die Mitgift der Frau entbehrlich machen, es bedeutet, daß die Heirat nicht mehr ein Kaufvertrag ist, sondern durch Wahl des Herzens geschlossen wird; die Familie ist nicht mehr ein Kaufladen oder eine Bank, sondern ein Nest; der Ehebruch wird zur seltenen Ausnahme, bildet nicht mehr die Regel.

Hier folgen einige ethnologische Skizzen von einigen europäischen Frauen.

Die Italienerin. Sie ist körperlich schön, wenn sie brünett ist; am schönsten, wenn sie mit schwarzen Augen, von der Sonne vergoldeter Haut, leichtem Flaum auf der Lippe blonde Haare verbindet. Es giebt so viele verschiedene Typen, als Wellen an die Gestade unserer beiden Meere angeschlagen haben.

Wohlgenährt und plastisch und sinnlich weich mit keltischem Näschen in der Lombardei, von tizianischem Blond und marmorner Blässe in Venedig, von herrlicher statuarischer Gestalt in Bologna, fast lateinisch, aber mehr elastisch als die Römerin, in Toskana, marmorn und kaiserlich in Rom, auffallend griechisch in Neapel und Palermo, zeigt uns die Italienerin fast alle Schönheiten der europäischen Evastöchter.

Im übrigen ist sie kunstliebend, leidenschaftlich, unwissend, bescheiden; weniger treu als viele andere Frauen Europas, weil sie fast immer verheiratet wird, ohne geliebt zu haben. Oft ist sie unglücklich, weil ihr der Rettungsanker der Scheidung fehlt.

Sie gefällt den Nordländern sehr, weil sie bei ihr Eigenschaften finden, welche sie bei ihren Frauen vergebens suchen.[1])

Die Französin. Katze und Schlange, Palme und Veilchen, anscheinend schwächlich, aber unerschrocken in den schrecklichsten Kämpfen der Liebe, voll Anmut, auch wenn sie nicht schön ist, ist sie dreifaches Weib und dreifach köstlich. Ihre kleine, kecke Nase, ihre feinen Züge, der schöne Mund machen sie herrlich, begehrenswert, zauberisch.

Von der moralischen Seite ist sie liebenswürdig, geistreich, von unübertrefflicher Koketterie, oft untreu aus denselben Gründen wie die Italienerin. Sie übt größeren Einfluß aus als letztere, weil sie im allgemeinen ge-

---

[1]) Im J. 1788 erschien ein seltsames Werkchen in Venedig, worin ein gewisser Domenicandrea Barbieri die venetianischen Frauen mit vielen hyperbolischen Übertreibungen mit den Frauen einer anderen Stadt vergleicht, die er nicht nennt. Paragone delle donne de due città. Venezia 1788.

bildeter und äußerst sympathisch und anziehend ist. Selbst die elastische, brillante Sprache, die sie redet, scheint ausdrücklich für Frauen gemacht zu sein.

Die Spanierin. Sie ist von vorzüglicher, prachtvoller Schönheit, Füße und Hände sind sehr klein, die großen Augen gleichen den Fenstern eines Marmorpalastes, aber aus parischem Marmor, welcher durch die Sonne des Orients bronziert ist. Mörderische Wellenlinien, welche von Leben und Wollust pulsieren, Haare, welche sie oft ganz einhüllen und das Hemde entbehrlich machen können.

Übrigens sehr religiös und sehr unwissend, sehr eifersüchtig, reizbar, träge. Sie fühlt einen gerechten Stolz, gegründet auf ihre außerordentliche Schönheit und auf das sichere Bewußtsein, daß sie durch einen Blick einen Mann töten oder töten lassen kann, daß sie den Schlüssel in der Hand hat, welcher das Paradies oder die Hölle öffnet.

Die Deutsche. Wenig anmutig in Bewegung und Umriß, aber fest gebaut und widerstandsfähig gegen die Schädigungen der Zeit und der Liebe; blond, blau und weiß; mehr für lange dauernde Zärtlichkeit als für plötzliche Feuersbrünste geschaffen; besser zur Gattin als zur Geliebten passend; mehr Frau als Weibchen, dem Manne näher stehend als viele andere ihrer europäischen Schwestern.

Freimütig, gute Hausfrau und lernbegierig, daher oft viel unterrichteter als unsere Frauen; vortreffliche Mutter; große Freundin von Musik und Tanz; treibt Metaphysik selbst im Arme ihres Geliebten; spiritualistisch, idealistisch und phantastisch; vorzüglich immer bereit, zu

bewundern und das Roß des Enthusiasmus zu besteigen.

Die Engländerin. Unter dem blonden Typus ist sie das Gegenteil der Spanierin, steht ihr aber nicht nach; sie ist nur auf andere Weise schön. Wenn sie kräftige Formen besitzt, und dies ist oft der Fall, vereinigt sie alle Gegensätze, das Starke und das Feine, das Großartige und das Zierliche, das Fürstliche und das Ländliche. Sie ist die Schönheit selbst in allen ihren Gestalten, in ihrer ganzen Allmacht.

Haare mit dem ganzen Glanze des goldigen und silbernen Blonds, himmelblaue Augen, eine Haut, welche dem Pfirsich entwendet scheint, Busen wie Venus, aus Porzellan von Sevres, edle Nase, vollkommene Zähne; eine Jugend, welche das ganze Leben lang dauert. Mit einem Worte: ein vollkommenes Weib.

Übrigens ist sie zurückhaltend bis zur Karikatur und ein wenig heuchlerisch, aber fleißig und oft keusch. Sie ist eine Sklavin der gesellschaftlichen Pflichten, aber, wie die Deutsche, liebt sie ihre Familie innig; sie reist leidenschaftlich gern und steht in allem dem Manne sehr nahe, dem sie oft an Herz und Geist überlegen ist.

Die Russin. Ihre Erscheinung ist allzu vielgestaltig, und ich kenne sie zu wenig, um auch nur eine Umrißzeichnung wagen zu können.

Ich möchte sie eine Orientalin nennen, welche zu früh nach Europa verpflanzt wurde; darum, wenn sie schön und gebildet ist, vereinigt sie in sich alle die furchtbaren Reize des Weibes und einer Wilden, welche zu allen abstrusen Leckereien des civilisierten Lebens heran-

gebildet worden ist. Übrigens ist sie nervös, liebt starke Gemütsbewegungen und fortwährende Veränderung.

Eisenbahnen, Telegraphen und Telephone bringen diese ethnischen Unterschiede täglich mehr zum Verschwinden, und in einem oder höchstens zwei Jahrhunderten wird es ein europäisches Weib geben, dessen Physiognomie, wie man voraussagen kann, dem der Französin sehr ähnlich sein wird. Wie die Franzosen die Mitte von Europa einnehmen, halten sie auch die Mitte durch ihre Sprache, durch ihren eklektischen Geschmack, durch die glückliche Mäßigung der Lebhaftigkeit und Hastigkeit der lateinischen Rassen, durch den ruhigen, kritischen Geist der germanischen.

Wenn ein wohlunterrichteter Don Juan gefragt würde, welches Weib er vorziehen würde, solange dieselben noch so verschieden sind wie heute, je nachdem sie in Paris, Rom oder Wien geboren sind, so würde er vielleicht antworten:

Zur Mutter und Tochter möchte ich eine Engländerin.

Zur Schwester eine Deutsche.

Zur Geliebten eine Französin oder Russin.

Zur Gattin eine Italienerin oder Spanierin.

Dies wäre ein Blumenkranz von lauter schönen Blumen, aber alle wären auf verschiedene Weise schön.

In diesem Blumenkranze können wir jedoch außer den Verschiedenheiten der Rasse und Nationalität an dem Weibe noch zwei besondere, charakteristische Typen unterscheiden, nämlich die Blonde und die Brünette.

Das natürliche Gebiet der ersteren ist besonders Skan-

dinavien, dann Rußland, England, Nordfrankreich und Holland, doch findet man sie zerstreut auch in den Ländern der brünetten Menschen.

Die Brünette herrscht in Italien, Griechenland, Spanien und Portugal.

Mit blonden Haaren zugleich trifft man gewöhnlich blaue, graue oder grünliche, mit schwarzen Haaren schwarze oder braune Augen.

Die Andalusierin bildet den Pol der brünetten, die Engländerin den der blonden Schönheit, und da Gott gerecht ist, so hat er der ersteren die Fehler einer übermäßigen Kleinheit und Schlaffheit, der zweiten Hände gegeben, welche zu Liebkosungen wenig tauglich sind, und Füße, die man ungern aus dem Versteck der Unterröcke hervorkommen sieht.

Aber wenn eine Andalusierin an Stattlichkeit der Gestalt eine Engländerin erreicht, oder diese kleine Hände und Füße hat, dann sehen wir etwas Göttliches, die beiden höchsten Formen des Lebens, die beiden herrlichsten Geschöpfe der Menschenwelt.

Über den blonden und brünetten Typus des Weibes. Der Bildhauer und Maler Charles Rochet sagt in seinem phantastischen, vor siebzig Jahren geschriebenen Buche folgendes[1]):

„La brune est plus ardente, plus passionnée, plus énergique, plus resolue, que n'est la pale blonde. Elle a plus d'amour, comme aussi plus de haine; ses vengeances sont plus terribles.“

---

[1]) Traité d'Anatomie, d'anthropologie et d'ethnographie, appliquées aux beaux arts. Paris 1886.

„La blonde est la femme du foyer, de l'amitié douce et de la résignation, aussi, si la brune est meilleure amante, la blonde est souvent meilleure mère."

„La brune fait la grande tragédienne, la blonde fait la petite comédienne." (S. 233) und auf S. 234:

„La question de la brune et de la blonde ne se résoudra jamais, elle est insoluble. Il faut les accepter pour deux êtres tout a fait adorables e s'en tenir là."

Aber später spricht er sich entschieden für die Brünetten aus:

„Pour moi la blonde aux yeux bleus, bien que plus tendre, plus douce, plus enjouée, me parait présenter un type moins complet, moins susceptible de perfection, que la brune. La brune me semble à la fois plus riche en forme et en couleur. Elle a plus de cotés admirables. Toutes les blondes paraissent se ressembler. Toutes manquent dans leur forme, de ce qui constitue en propre, une individualité physique. La brune est plus un être complet, comme l'homme."

Fünftes Kapitel.

Künstliche Entstellungen beim Weibe. — Entstellungen des Schädels und der Füße. — Der Fuß der Chinesinnen. — Entstellungen der Lippen und Zähne. — Enthaarung. — Entstellungen durch die Kleidung. — Der Schnürleib. — Künstliche Mästung. — Gewohnheiten, Elend, Beschäftigungen. — Geschlechtliche Entstellungen.

Der Körper des Weibes, welcher schön aus den Händen der Natur kam, kann künstlich durch verschiedene Mittel entstellt und verdorben werden, nämlich durch die

Kleidung, durch Tättowierung und Malerei, durch Verkrüppelung und Verstümmelung und durch die Beschäftigung mit gewissen Professionen. Das sanfteste, lieblichste Geschöpf auf unserem Planeten kann auf diese verschiedenen Weisen freiwillig oder unfreiwillig häßlich, monströs, abscheulich werden.

Einige dieser Entstellungen schädigen die Gesundheit nicht, sondern beleidigen nur das Schönheitsgefühl; viele davon scheinen uns häßlich, aber den Völkern, bei denen sie gebräuchlich sind, schön.

Eine vollständige Abhandlung über alle Entstellungen des weiblichen Körpers würde ein dickes Buch füllen; wir geben nur einen Abriß:

Entstellungen des Schädels. Ganze Völkerschaften des Altertums sowie der Neuzeit haben die Gestalt ihres Schädels geändert, aber in keinem Lande war dieser Gebrauch verbreiteter als in Amerika, und noch kürzlich hat Virchow, als er bei Gelegenheit der Kolumbusfeier einige amerikanische Schädel von verschiedenen Rassen erläuterte, eingehend über ihre Entstellungen gesprochen. Die auffallendsten sind diejenigen, welche in dem großen Inkareiche die Quichuas von den Aymaras unterschieden. Die ersteren klammerten sich den Kopf dergestalt ein, daß er brachycephal, also kurz wurde, die zweiten machten ihn dolichocephal, also lang.

Bei den Malanaus auf Borneo entstellt man nur die Schädel der Mädchen, und auch da nicht bei allen, indem man die Stirne nach innen preßt; vielleicht übertreibt man damit einen Charakter der Rasse, vielleicht auch des Geschlechts. Das bei dieser Operation ge-

brauchte Gerät heißt iab, und zwischen dasselbe und den Schädel wird ein aus Lilienblättern gemachtes Kissen eingeschoben, welches man täglich wechselt.

Der Zweck der Schädeldeformationen ist ein ästhetischer, aber es verbirgt sich auch darunter die gehässige Absicht, die eigene Rasse von Rivalen und Feinden zu unterscheiden.

Entstellung der Füße. Unsere Frauen, welche von Kindheit an zu enge Schuhe tragen, laufen Gefahr, ihre Füße so häßlich zu machen, daß sie sich schämen müßten, sie nackt zu zeigen.

Als ich vier Jahre lang die Schlammbäder von Acqui zu beaufsichtigen hatte, bekam ich Gelegenheit, Füße zu sehen, an denen alle Zehen, von der kleinsten bis zur größten, über einander gedrängt waren und sich gegenseitig entstellten. Ich brauche nicht zu sagen, daß Schwielen und Hühneraugen sich noch andere Häßlichkeiten hinzufügten. Und doch kamen manche Frauen voll gutmütiger Einfalt nach Acqui, um sich von einem Gelenkrheumatismus zu befreien, welche sich zunächst an den Hühneraugenschneider und dann an den Schuhmacher hätten wenden sollen.

In China werden die Füße der Frauen auf seltsame, grausame Weise mißhandelt. Doch ist der Gebrauch nicht im ganzen Reiche verbreitet; die kaiserliche Familie z. B. entstellt die Füße der zu ihr gehörenden Frauen nicht.

In Sing-nan-fu und Lan-tschu-fu dagegen werden auch die Beine mit starken Binden umwunden, um sie mager und atrophisch zu machen.

Über diese seltsame Entstellung der Füße der Chinesinnen sind viele Fabeln geschrieben worden, besonders

weil die Frauen sie selbst ihren Männern nur sehr ungern nackt zeigen. In letzter Zeit hat man jedoch genaue Nachrichten sammeln können.

Man findet diesen seltsamen, grausamen Gebrauch bei den wohlhabenden Klassen der südlichen Provinzen; weniger häufig ist er im Norden, besonders in Peking, wo die Mehrzahl der Bewohner Tataren sind.

Jede Provinz hat ihren eigenen Stil in der Entstellung, und die schönsten Exemplare findet man in Kuang-si und Kuang-ton. Ein gut entstellter Fuß gewährt einen gültigen Anspruch auf eine vornehme Heirat.

Bei weniger Wohlhabenden macht die Mutter selbst die Operation, bei Reichen verrichtet sie eine Spezialistin welche zur Hausdienerschaft gehört. Man beginnt gegen das vierte Jahr, bei Armen etwas später, im sechsten oder siebenten. Das arme Kind muß schreckliche Schmerzen leiden; bisweilen tritt sogar der Brand hinzu.

Wenn die Operation vollbracht ist, geht das Kind schwankend einher, wie auf Stelzen, denn der ganze Körper stützt sich auf die Ferse und auf die Spitze der großen Zehe, und um nicht zu fallen, muß es sich an einem Stocke oder einer Dienerin anhalten.

Aber die Chinesin ist stolz auf diese schreckliche, barbarische Verstümmelung, welche von den Dichtern des himmlischen Reichs unter dem Namen Kin-lien, die goldene Wasserlilie, besungen wird. Ein gut entstellter Fuß ist bisweilen nur drei Zoll lang.

Wir wissen nicht, zu welcher Zeit diese grausame Erfindung eingeführt worden ist. Die einen führen sie auf 1100 Jahre vor Christi Geburt zurück, die andern auf das Jahr 695 oder 976 nach Christus. Soviel ist

gewiß, daß Marco Polo, welchem nichts entging, nicht davon spricht; aber auch dieses Schweigen ist kein sicherer Beweis, daß man zu seiner Zeit die Füße der Chinesinnen nicht verunstaltet hätte, da diese in dieser Beziehung so verschämt sind.

Bei Plinius findet sich eine Stelle, der zufolge dieser Gebrauch sehr alt sein mußte:

„Eudoxias in meridianis Indiae viris plantas esse cubitales, foeminis adeo parvas, ut strutopodes appellentur."

Verunstaltungen des Mundes, der Zähne. Enthaarung. In Madagaskar werden die Schneidezähne der Weiber spitz gefeilt wie Haifischzähne.

Auch auf den kleinen Inseln zwischen Neuguinea und den Sundainseln feilt man die Zähne der Mädchen, sobald sie mannbar werden.

In Cochinchina dagegen färbt man ihnen die Zähne schwarz. Früher geschah die Färbung bei dem Eintritte der ersten Menstruation, gegenwärtig nach der ersten Umarmung.

Die Bongoweiber in Afrika klemmen die Winkel der Oberlippe zwischen zwei Zwingen ein und stecken durch die Mitte ebendieser Lippe einen Pflock oder eine Nadel aus Rohr. Auch in der Unterlippe tragen sie einen Pflock.

Die Weiber der Magandja in Afrika durchbohren sich die Oberlippe und erweitern die Öffnung allmählich, bis das Pelele darin Platz hat, ein hölzerner Ring von zwei Zoll Durchmesser. Wenn sie lachen, dehnt sich die Oberlippe bis zu den Ohren aus und durch die Öffnung des Pelele sieht man wie in einem Rahmen die Nasen-

spitze und die abgefeilten Zähne. Es ist ein Bild von abschreckender Häßlichkeit.

Als der Häuptling Chiusurdo gefragt wurde, warum man die Weiber so quäle, antwortete er erstaunt:

„Um sie schön zu machen! Die Männer haben einen Bart, die Weiber nicht. Wenn sie nicht das Pelele trügen, wären sie Männer ohne Bart, aber keine Weiber."

Die Mittuweiber in Afrika tragen statt des Pelele in der Oberlippe einen Knopf aus Elfenbein, Horn oder Quarz und in der Unterlippe einen Cylinder aus poliertem Quarz.

Bei den Botokuden in Brasilien tragen Männer und Weiber in der Unterlippe eine Holzscheibe.

Auch einige Eskimostämme durchbohren die Unterlippe an drei Stellen und tragen Stäbchen in den Öffnungen.

In Japan rasieren sich die Frauen an einigen Orten die Augenbrauen. Auf den Andamanen- und Anachoreteninseln rasieren sie den ganzen Kopf.

Es ist allgemein bekannt, daß die Frauen in der Türkei und in anderen muselmanischen Ländern sich unter den Achseln und an den Geschlechtsteilen enthaaren, was uns abscheulich, ihnen aber sehr schön vorkommt.

Verunstaltungen durch die Kleidung. „Les plus grands ennemis de notre beauté physique sont nos faiseurs d'habillements. Le tailleur et la couturière, voilà le fléau de l'humanité. — Le vêtement est une plaie sociale; c'est le mensonge organisé sur le dos de l'homme et de la femme."

So schrieb Charles Rochet, Maler und Bildhauer; ich habe dasselbe gesagt und in allen meinen großen und kleinen Büchern über Hygiene wiederholt.

Der Schnürleib ist ein Marterinstrument, gegen welches die Ärzte aller Zeiten umsonst protestiert haben. Schon die griechischen und römischen Frauen trugen Gürtel und Schnürleiber, um die Brüste zu unterstützen und den Körper eleganter erscheinen zu lassen.

Im fünfzehnten Jahrhundert trug man mit Eisen gepanzerte Futterale, und der Katharina de Medicis verdankt man die Erfindung des Blankscheits von Fischbein.

Der sehr enge Schnürleib hat den Zweck, die Taille dünner zu machen, so daß die oberen und unteren Geschlechtslinien stärker hervortreten, um die Weiblichkeit sogleich stark sichtbar zu machen und das starke Geschlecht zu bezaubern. Aber nicht wir sind die ersten Opfer dieser Tortur, sondern die Sirene selbst, welche uns anlocken will.

Der Schnürleib macht die Brust cylindrisch, während sie doch die Natur kegelförmig gebildet hatte, schwächt die Brüste, schiebt den Uterus nach unten, verdrängt die Eingeweide und besonders den Magen: eine pathologische Sammlung für Ärzte und Totengräber.

Ohne Schnürleib atmet das Weib bei jeder Inspiration zwanzig Kubikzoll Luft ein, mit ihm nur fünfzehn. Auch der Mann atmet freier, wenn er nackt, als wenn er bekleidet ist.

So geht es mit der Lunge, welche oft durch den schwächenden Einfluß des Korsettes tuberkulös wird. Aber Dr. Chapotot hat vor kurzem die schweren Störungen des Verdauungsprozesses studiert, welche durch die Ver-

drängung des Magens durch den Schnürleib hervorgebracht werden.[1])

Einige besondere Formen des Schnürleibes bringen auch Atrophie der Brüste hervor, wie man in Deutsch-Tirol sieht, wo die Weiber von Kindheit an eine Art von Panzer tragen. Ihre Brüste sind klein und niedergedrückt. Im italienischen Tirol unterwerfen sich die Weiber dieser Marter nicht.

Auch die Spanierinnen des 16. und 17. Jahrhunderts preßten sich die Brüste mit Bleiplatten zusammen, so daß die herrliche Wölbung des Busens ganz verschwand.

Auch die Engländerinnen und Amerikanerinnen zeigen nur schwache Wellenlinien, wahrscheinlich weil sie selten säugen. Wenn es so wäre, so erlitten sie für diese Verletzung der Naturgesetze eine grausame Strafe.

Bei den Kaffern erstrebt man das Gegenteil: man sucht die Brüste möglichst in die Länge zu ziehen, um sie unter den Achseln weg oder über die Schultern dem auf dem Rücken befindlichen Säuglinge zu reichen.

Bei einigen Negerstämmen schnürt man die Brüste von oben zusammen, um sie nach unten zu drängen.

Es ist bekannt, daß die Skopzen in Rußland und Rumänien ihren Weibern die Brüste ganz abschnitten.

Von den Amazonen (a-maza, ohne Brust) erzählen uns Diodor und Strabo, sie hätten sich eine oder beide Brüste ausgebrannt, um die Waffen besser führen zu können.

In Australien am Gerbertflusse soll man den Mädchen die Brustwarzen ausreißen, damit sie nicht säugen können.

---

[1]) Dr. Eugène Chapotot, L'estomac et le corset etc. Paris 1892. J. B. Ballière.

Auf die Gestalt und Schönheit des Busens scheint die Rasse großen Einfluß auszuüben. So ist derselbe in Deutschland klein, in Mecklenburg und Wien aber sehr stark entwickelt. Die Östreicherinnen sind schon von alters her durch diesen Vorzug berühmt, wie ein alter Dichter sagt:

Den Kopf aus Prag, die Füß' vom Rhein,
Die Brüst' aus Österreich im Schrein,
Aus Frankreich den gewölbten Bauch, u. s. w.

Der Schnürleib ist nicht ein bloß europäisches Laster. Er wird auch im Alfurenarchipel (Insel Sermata) und von den Cirkassiern, Kalmücken und Osseten getragen.

Die übermäßig hohen Absätze, welche in Venedig im 15. Jahrhundert gebräuchlich waren und vor einigen Jahren wieder Mode wurden (zum Glück nur wenig unter uns), verunstalten den Fuß, das Bein und die Wirbelsäule.

Verstümmelungen der Geschlechtsteile. Ich habe darüber ausführlich in meinem Buche über die Geschlechtsverhältnisse der Menschen gesprochen und verweise den Leser dahin.

Es ist unglaublich, wie sehr sich die menschliche Phantasie angestrengt hat, um die Geschlechtsteile des armen Weibes zu martern. Infibulation und Klitorektomie, Verlängerung der kleinen Schamlippen, Amputation eines Teiles der Genitalien bei den Skopzen, u. s. w.

In Australien werden bei einigen Stämmen Weiber kastriert, in malthusischer Absicht.

Künstliche Mästung. Sie ist in Afrika gebräuchlich, besonders wo der Islam herrscht. Aischa, die Lieblingsgattin Mahomets, war ungeheuer fett.

Alpinus beschreibt schon zu seiner Zeit die besondere Art der Ernährung, womit die Ägypterinnen gemästet wurden.

Die Trarsas in der Sahara zwischen Talifet und Timbuktu sind berühmt wegen dieser Kunst. Die Mädchen werden gezwungen, ungeheure Mengen von Milch und Butter zu verschlingen, und ihre Beleibtheit bildet einen schroffen Gegensatz gegen die große Magerkeit der Männer.

Folgendes ist ein Lied der Somali:

„Du bist schön und deine Glieder sind fett; aber wenn du Kamelmilch tränkest, so würdest du noch schöner werden."

Bei den Völkern im Süden Nubiens bereitet man die Mädchen durch ein Schnellmästungsverfahren, welches vierzehn Tage dauert, auf die Ehe vor.

Am Morgen bei Sonnenaufgang Einreibung des ganzen Körpers mit Fett.

Unmittelbar darauf nimmt man ein Kilogramm Polenta von Durra zu sich, welche in Wasser ohne Salz oder Gewürz gekocht ist. Wenn das Mädchen Widerstand leistet, bekommt es Prügel mit der Flußpferdpeitsche.

Wenn es sich erbricht, so wird ihm eine neue Portion beigebracht.

Nach Mittag eine zweite Dosis mit ein wenig gekochten Fleisches, in dessen Brühe die Polenta gekocht ist.

Am Abend eine dritte Portion.

In der Nacht wird es geweckt, um eine ungeheure Menge fetter Ziegenmilch zu trinken.

In den Zwischenzeiten kräftige Einreibungen von Fett in die Haut.

Wenn die vierzehn Tage zu Ende sind, gleicht das

Mädchen nach dem Ausdrucke der Somali einem Nilpferde.

Diese Sitte ist nicht ausschließlich afrikanisch. Sie herrscht auch auf Hawai und Tahiti.

Auch von den Hindu wird die Korpulenz des Weibes hochgeschätzt, und selbst in dem Gesetzbuche des Manu wird von den Eigenschaften, welche ein heiratsfähiges Mädchen besitzen soll, gesagt:

„Sehet zu, daß sie einen anmutigen Gang habe wie ein junger Elefant.“

Sitten, Elend, Beschäftigungen. Diese grausamen Verstümmelungen, diese seltsamen Verunstaltungen flößen uns Abscheu ein, aber leider sind sie nicht die grausamsten, noch die der Schönheit und dem Glücke des Menschengeschlechts schädlichsten.

Wir civilisierten Völker erlauben, daß das Weib sich auf zwei verschiedene, einander entgegengesetzte Weisen entstellt, atrophiert, zu Grunde geht.

In vielen armen Klassen, besonders auf dem Lande, erlauben wir, daß das muskelschwächere Weib, welches sich noch den furchtbaren Mühen der Mutterschaft und des Säugens unterziehen muß, mehr arbeitet als der Mann, so daß vorzeitiges Alter es häßlich und schwach macht und sein Leben verkürzt.

Die Schädel der armen Australierinnen tragen die Spuren der rohen Liebkosungen ihrer Männer, aber bei uns zeigen die Säle der Kranken- und Armenhäuser die traurigen Bilder der häuslichen Grausamkeit brutaler, egoistischer Männer.

In den höheren Gesellschaftsklassen sehen wir unsere Frauen auf andere Weise entstellt.

Zu Wesen erniedrigt, von denen man nichts weiter als Wollust verlangt, haben sie durch zu enge Schuhe verunstaltete Füße, eine durch den Schnürleib entstellte Brust, einen vorgefallenen, leukorrhoischen Uterus und, was das Schlimmste ist, es sind nervenkranke Frauen, welche sich nur noch durch Dramen von Sardou, durch Zolasche Romane erregen lassen, welche sich mit Thee, Kaffee und bisweilen selbst mit Tabak und Morphium berauschen.

Die Sévigné sagte, die meisten Übel der Mädchen rührten davon her, d'avoir toujours le cul sur la selle.

Dies sind mehr geistige als körperliche Übel; aber der Busen, dieser goldene Becher, aus welchem die Männer die Liebe und die Kinder das Leben trinken sollen, schwindet dahin, und die Geschlechtsorgane verfallen in Unfruchtbarkeit, wie man an den Dysmennorhöen, den leichten Aborten und Frühgeburten sieht.

Der Egoismus des Landeigentümers und das dadurch erzeugte Elend schenkt uns das mit dreißig Jahren alte, das pellagröse, das kropfige, das rhachitische Weib.

Der Sittenverderbnis und dem Müßiggange der Reichen verdanken wir das Weib ohne Busen und Muskeln, das anämische, leukorrhoische, nervöse Weib.

Also Verderbnis oben, Fäulnis unten; eine Unzahl unglücklicher Frauen, welche neue Unglückliche zur Welt bringen.

Und trotz alledem verlieren wir unsere Zeit damit, daß wir im Parlamente darüber streiten, ob die Gesetze in der Offizin studiert werden, oder durch den Draht-

zug zweier oder dreier Lesungen gehen sollen. Bei einer körperlich und geistig kranken Gesellschaft haben wir Zeit, zu untersuchen, ob unsere Kinder Altgriechisch lernen sollen!

Wann wird man den Mut finden, unsere Wunden aufzudecken und statt verderblicher Beruhigungsmittel Feuer und Eisen anzuwenden?

Wann wird man den Mut haben, sich die heuchlerischen Binden vom Leibe zu reißen, um den ganzen Schrecken unserer häßlichen Nacktheit zu zeigen?

Auch wenn heutzutage die Schamhaftigkeit unsere Frauen nicht hinderte, sich nackt zu zeigen, so würde schon die Furcht, häßlich zu erscheinen, sie zur Bekleidung zwingen.

Sechstes Kapitel.

Die Kleidung des Weibes. — Die sieben Zwecke der Kleidung. — Schutz. — Schönheit. — Verbergung und Übertreibung der Geschlechtscharaktere. — Unterschied von Klassen und Ständen. — Strafe. — Art des Stoffes und Schnitt der Kleidung. — Wechsel der Kleidung zwischen beiden Geschlechtern. — Schmuckstücke des Weibes. — Malerei und Tättowierung. — Ohrringe, Armbänder, Fingerringe und ähnliches. — Psychologie der Mode.

Die Kleidung macht einen großen Teil der menschlichen Geschichte aus, und wenn Ironie und Satire das alte Sprichwort gebildet haben: „Die Kutte macht den Mönch nicht aus“, so kommt das scharfsinnige Wort Rabeners: „Kleider machen Leute“, der Wahrheit näher.

Das Weib trägt Kleider, aber fast in allen Ländern der Welt von den männlichen abweichende, und betont auch durch die Kleidung ihre geschlechtliche Individualität.

An einigen Orten zeigt eine Zierat das Geschlecht und noch sonst irgend eine wichtige Thatsache an, welche sich auf das Geschlechtsleben bezieht.

So tragen die Mädchen der Boondos eine schwarze Muschel, in welcher ein Amulett eingeschlossen ist. Dieses Zeichen bedeutet, daß das Mädchen nicht berührt werden darf; wenn ein Reicher sie verletzte, würde er aller seiner Habe beraubt, ein Armer würde getötet. Die Reisenden glauben, das geschehe, um die Weiber keuscher zu machen, indem man ihnen durch ein religiöses Gesetz den Liebesgenuß entziehe. Vielleicht dürfen die Weiber der Gallinas aus demselben Grunde mit ihrem Gatten oder sonst einem Manne nach der Geburt eines Kindes keine Beziehungen haben, bis dasselbe laufen und sprechen kann. Sie glauben, das Kind würde sterben, wenn sie anders handelten.

Die einfachste Art der Bekleidung ist der gänzliche Mangel derselben; wir finden das Kleid Evas bei vielen Stämmen Afrikas und Australiens.

Man erinnert sich der Königin von Balonda, welche ohne irgend welche Scham vollkommen nackt vor Livingstone erschien; doch war sie rot bemalt und trug Zieraten um den Hals.

Ganz nackt gehen die Weiber der Waschagga in Ostafrika, sowie die der Bubis auf Fernando Po. Die Boendas Pezis sagten Livingstone, sie gingen nackt, denn so habe sie ihr Gott erschaffen.

Die Ashiras in Afrika bekleiden sich erst nach der Verheiratung.

Auch die Weiber der Guinama, ebenfalls in Afrika,

gehen nackt; ebenso die in Neu-Hannover, Neu-Britannien und viele Stämme am Amazonas.

In vielen Ländern tragen die Mädchen erst nach der Pubertät Kleider. Ich selbst habe in Paraguay auf den Straßen von Assuncion Knaben und Mädchen aus den niederen Klassen vollständig nackt herumlaufen sehen, und bei der Villa Oliva kam ein junges Mädchen, welches schon die ersten Anzeichen der Pubertät zeigte, in der Kleidung Evas aus ihrer Hütte heraus, um uns Feuer zu bringen.

Wer weiße Haare hat, kann sich erinnern, ganz ähnliche Szenen adamitischer Unschuld in den Straßen von Neapel gesehen zu haben.

Es ist natürlich, daß nur in heißen Ländern die Frauen nackt gehen können. Wo die Kälte die Glieder erstarren macht, trägt sie mehr zur Bekleidung bei als die Schamhaftigkeit.

Nur in wenigen Ländern ist man weise genug, nur die alten Frauen zu bekleiden.

In vielen Ländern gehen nur die Knaben nackend, und in sehr vielen tragen unter den Erwachsenen nur die Frauen Kleider. Dies ist die wichtigste Thatsache, welche wir in der Psychologie der Kleidung antreffen. Vom Weibe wird größere Schamhaftigkeit verlangt, und es fühlt sie mehr als wir; vielleicht wird es auch durch gewisse, wohlbekannte Übelstände zur Verbergung wenig reizender Zustände seines Geschlechtslebens gezwungen.

Wo die Kleidung auf ihren geringsten Ausdruck, ich möchte sagen auf das biblische Feigenblatt beschränkt ist, wie z. B. in ganz Südindien, da ist das Weib fast immer mehr bekleidet als der Mann.

Die Dinkas sagen, Kleidung sei eines Mannes unwürdig, und nennen die Nubier Weiber, weil sie Kleider tragen. Schweinfurth nannten sie verächtlich: das türkische Weib.

Auf vielen Inseln Polynesiens beträgt die Kleidung des Mannes wenig mehr als das Feigenblatt, während das Weib immer ein kurzes Röckchen trägt.

Die Kleidung giebt jedoch nicht immer durch ihre Vollständigkeit das Maß der Schamhaftigkeit einer Rasse oder eines Volkes. Das habe ich bei allen meinen Untersuchungen über die Schamhaftigkeit bewiesen. Die Araukanerinnen sind weniger bekleidet als die Japanesinnen und sind doch sehr schamhaft, während letztere dieses Gefühl gar nicht kennen.

Wenn eine Ägypterin von einem Fremden überrascht wird, so hebt sie ihre Röcke auf um sich das Gesicht zu bedecken, und die Weiber der Musgo in Afrika kennen nur eine hintere Schamhaftigkeit, denn sie verhüllen sorgfältig das Gesäß, während sie die Vorderseite ganz unberücksichtigt lassen.

Viele wilde Stämme lernen von uns über ihre Nacktheit zu erröten, und oft müssen Strafen und Belohnungen dazu beitragen.

Der Pater Salvado verweigerte denen die Suppe, welche unbekleidet kamen, daher kleideten sich die Weiber an, um Suppe zu bekommen. Elliott, welcher mit Güte oder Gewalt die Rothäute civilisieren wollte, hatte unter anderen folgendes Gesetz gegeben: Wenn eine Frau mit entblößter Brust ausgeht, so zahlt sie zwei Schilling Strafe.

Wenn ich nicht irre, so kann die Kleidung sieben verschiedene Zwecke haben.

1. Schutz gegen atmosphärische Schädlichkeiten.
2. Schutz gegen Beschädigung durch die Umgebung.
3. Verschönerung.
4. Verbergung der Geschlechtscharaktere, also Schutz der Schamhaftigkeit.
5. Absichtliches Zeigen und Übertreiben derselben.
6. Unterscheidung von Stand, Kaste, Profession.
7. Bestrafung oder Demütigung.

Man sieht, wie vielerlei Bestimmungen die Kleidung haben kann: Schutz gegen außen, Kultus des Schönen, Werkzeug der Üppigkeit, Bollwerk der Schamhaftigkeit, Prahlerei der Eitelkeit und des Hochmuts, soziale Rache, oder gerichtliche Verurteilung. Wieviel Psychologisches liegt doch in einem Dinge verborgen, welches zum Ausdruck der Gedanken, zur Verführung, zur Strafe dienen kann; bald ein Zauber der Liebe, bald ein Marterwerkzeug, bald ein Band zwischen Brüdern, bald ein Abgrund, welcher einen Stand vom andern scheidet.

Schutz gegen atmosphärische Einflüsse. Der Pelz ist der beste Stoff, um uns gegen die Kälte zu schützen. Man braucht nur eine Lappländerin oder Samojedin anzublicken, um zu sehen, wie der Mensch die Tiere beraubt hat, um sich selbst zu bekleiden.

Eine sehr schöne Kleidung einer Samojedin, welche mein berühmter Freund Sommier dem anthropologischen Museum in Florenz geschenkt hat, besteht aus den Fellen von wenigstens drei Tieren, dem Renntiere, dem Fuchse und dem Hunde.

Unsere Frauen bekleiden sich aus Luxus, nicht aus

Notwendigkeit mit dem feinen Pelzwerke der Fischotter, des Blaufuchses, des Marders und vieler anderer Tiere.

Den Gegensatz zu Pelzwerk bilden Tarlatan, Musselin, Gaze, welche in ihren Maschen und oft in ihren mehrfachen Schichten viel Luft einschließen, einen schlechten Wärmeleiter, durch den man gegen übermäßige Sommer- und Tropenhitze geschützt wird.

Der Turban mit seinem oft übermäßigen Umfange scheint uns absurd, schützt aber gegen Sonnenstich besser als irgend eine andere Kopfbedeckung.

Der Fez, welchen im Orient auch die Frauen benutzen, und die Röhre, welche auch unsere Amazonen tragen, sind die abgeschmacktesten Kopfbedeckungen, die es giebt.

Schutz gegen äußere Beschädigung. Zu diesem Zwecke dient jedes Kleid mehr oder weniger, direkt oder indirekt.

Ideal in dieser Beziehung ist die vollständige Lederkleidung der Eingeborenen von Cearà in Brasilien; sie schützt sogar gegen die Dornen des Urwaldes.

Verschönerung. Dieser Zweck ist einer der wichtigsten, besonders für das Weib. Aber kein Kleid kann das Weib schöner machen, als das ihr von der Natur verliehene, und die Venus von Medicis könnte sich mit allen Kleidern aller Königinnen aller Länder und Zeiten bedecken und würde doch niemals so schön werden, wie sie aus den Wellen des Meeres und unter dem Meißel des Cleomenes hervorgegangen ist.

Dennoch kann das Kleid einen hohen ästhetischen Zweck erreichen, wenn es das erraten läßt, was man nicht sieht und so zu der Schönheit der Natur noch den

Zauber des Unbekannten, das man nur errät, hinzufügt.

Ein geschmackvolles Kleid muß das Ziel erreichen, nach welchem alle großen Schriftsteller streben: sie sagen uns einen Teil von dem, was wahr und schön ist, und überlassen es dem denkenden Leser, das übrige zu erraten. Weiter kann man nicht gehen.

Seneca sagt:

„Seht Ihr diese durchsichtigen Kleider, wenn man sie überhaupt Kleider nennen kann? Seht Ihr an ihnen etwas, das den Körper oder die Schamhaftigkeit schützen könnte? Kann diejenige, welche sie trägt, schwören, daß sie nicht nackt ist? Sie lassen diese Stoffe aus fernen Ländern kommen, um öffentlich das zeigen zu können, was die Weiber ihren Geliebten nur heimlich und mit Zurückhaltung zeigen. (Ut matronae ne adulteris quidem plus suis in cubiculo, quam in publico, ostendunt.[1])

Dazu kommt noch ein anderer bedeutender Vorteil der Bekleidung, welcher ästhetisch und epikuräisch zugleich ist: man bedeckt und verbirgt dasjenige, was uns gleichgültig lassen würde, wenn wir es alle Tage sähen.

Wo das Weib immer nackt geht, ruft die Nacktheit keine Begierde hervor; wo es dagegen immer bekleidet ist, wirkt der Anblick einiger Centimeter nackter Haut sehr verführerisch.

Ein anderer hoher ästhetischer Wert der Kleidung besteht darin, daß sie Formen verbessert, welche unvollkommen aus der Hand der Natur hervorgegangen sind.

---

[1]) Man sehe die Ästhetik der Gaze in Mantegazzas Wörterbuch des Schönen.

Auf einem Balle können wir hundert wohlgebildete Frauenkörper zu sehen glauben, und wenn sie alle nackt wären, so fänden wir deren vielleicht drei oder vier. Dr. Gellmann rät in seinem höchst kühnen Buche „Die Geschlechtsfreiheit" unsern Frauen, wenigstens während der Sommermonate nackt zu gehen, und beweist dadurch, daß er nicht einmal das Alphabet der Ästhetik kennt.

Die Wahrheit ist selten schön, darum hat sie die alte mythologische Weisheit auf den Boden eines Brunnens versetzt. Wir müssen also der Kleidung dankbar sein, daß sie uns so viele häßliche Hüften, hängende Brüste, dicke Bäuche und dünne Beine verbirgt, welche unsern Schönheitssinn beleidigen würden.

Außer ihren mehrfachen ästhetischen Vorzügen besitzt die Kleidung auch noch den, ihre eigene Schönheit der Schönheit des Körpers, welchen sie bedeckt, hinzuzufügen. Es ist eine indirekte, sekundäre Bestimmung, wenn man will, aber sie ist sehr wichtig. Der Glanz der Seide, der wollüstige Schimmer des Sammets, die zahlreichen Schönheiten der Federn, des Pelzes, der Spitzen fügen Reize zu Reizen, und der Rahmen hebt das Gemälde hervor.

Verbergung von Geschlechtscharakteren. Das Weib bedient sich oft des Kleides, um das zu verbergen, was erotische Begierden erregen könnte. Sie thut es entweder freiwillig aus moralischen oder religiösen Gründen, oder durch die Eifersucht der Männer gezwungen.

Im ersten Falle sehen wir die Nonne, welche ihren schönen Körper in einen Sack hüllt, der die oberen und unteren Geschlechtslinien verbirgt und besonders die Taille aufhebt, den Äquator der Begierden.

Im zweiten Falle befinden sich die Türkinnen und die Weiber der polygamen Völker im allgemeinen, welche gezwungen sind, ihr Gesicht zu verbergen. Wahrscheinlich aus demselben Grunde binden die Bäuerinnen von Locarno und andre Tessinerinnen ihre großen Schürzen über den Busen, um seine vorwitzigen Hügel zu verbergen.

Hervorhebung oder Übertreibung der Geschlechtslinien. Zu einem ganz entgegengesetzten Zwecke lehrt die Mode die Frauen sich so zu kleiden, daß die Geschlechtslinien deutlich gemacht, ich möchte sagen unterstrichen werden.

Der schamhafteste und keuscheste Mann richtet seine Blicke, sobald sie auf eine Frau fallen, nach drei Stellen: dem Busen, der Taille und den Hüften. Hier liefern sich Schamhaftigkeit, Heuchelei und Gefallsucht auf einem kleinen Gebiete unblutige, aber furchtbare Schlachten, bewundernswürdig durch die Kühnheit der Taktik und die Feinheit der Strategie. Aber immer geht die Gefallsucht als Siegerin daraus hervor.

Man könnte ein Buch über die mörderischen Künste schreiben, welche die Mode anwendet, um unter der halbdurchsichtigen Hülle schwarzer Heuchelei die Lüsternheit anzuregen.

Unsere Mütter lehren ihre Töchter, lange Kleider zu tragen, um die Beine zu verbergen, schnüren ihnen aber dann das Korsett so fest zusammen, daß die beiden Tempel hervortreten, welche zur Ernährung des Menschen bestimmt sind. Dieser Schnürleib ist eine geschlechtliche Waffe erster Größe, ein kräftiger Rutenhieb für den kaltblütigsten Mann; von ihm sagte der große französische Dichter, er sei erfunden, um die Schwachen zu stützen,

die Abwesenden zu ersetzen und die Verirrten wieder an ihren Platz zu bringen.

Durchaus unanständig aber sind jene hinteren Anhänge, welche die Aufmerksamkeit auch des Zerstreutesten auf jenes erhabene Gefäß lenken, in welchem uns die Natur den Becher der Liebe darreicht.

Aber wir predigen Schamhaftigkeit und prägen sie in unseren Büchern und Schulen unseren Töchtern ein. Dabei führen wir sie ins Theater, wo wir, wenn man die obere Hälfte der Damen, welche sich in den Logen befindet, mit der unteren Hälfte der Tänzerinnen auf den Brettern zu einem Ganzen verbände, ein ganz nacktes Weib erhalten würde, welches keusche Jünglinge belehren und eingeschlafene Alte wieder erwecken kann.

Standesunterschiede. Ein großer Teil der Geschichte des Hochmutes samt allen seinen Töchtern ist in der Kleidung enthalten; die Gesetze über den Aufwand, die Geschichte der militärischen Uniformen und die kirchlichen Verordnungen bilden einen großen Teil der Menschengeschichte.

Was obligatorische Moden betrifft, so findet sich die größte Beschränkung immer bei einer verdorbenen, versklavten Gesellschaft, und die soziale Rangordnung tritt desto deutlicher hervor, wenn jeder Stand durch eine besondere Kleidertracht ausgezeichnet ist.

Früher mußten sich Adel und Volk, Fürsten und Herrscher auf verschiedene Weise kleiden, und wehe dem, der sich die Schale eines andern angemaßt hätte. Noch heute zeigen in China verschiedene Knöpfe und Federn die verschiedene gesellschaftliche Rangordnung an, mit noch größeren Feinheiten, als die einst von unserem Lands-

mann Menabrea an einem Tage geistiger Verirrung angewendeten, wo er Menschen von Menschen unterscheiden und bei religiösen Prozessionen, welche jetzt nicht mehr stattfinden, sowie bei bürgerlichen Umzügen, welche sich nur allzu oft wiederholen, genau nach ihrem Range ordnen wollte.

Die Demokratie hat auf diesem Gebiete ungeheure Fortschritte gemacht, und gegenwärtig tragen nur noch Priester und Soldaten Uniform.

Aber auch die letzteren, mögen sie Generäle oder Seeoffiziere sein, fühlen sich glücklich, wenn sie auch nur für eine Stunde bürgerliche Kleidung tragen können.

So glücklich fühlen sie sich, daß ihre Freude durch alle Poren ihrer Kleidung hervorleuchtet; man denkt an Schüler zur Ferienzeit. Sie fühlen, daß ihre Uniform eine Livree ist, und zwar, mögen sie es nicht übel aufnehmen, die Livree des Krieges, des Menschenmordes im großen, des großen Unrechtes, welches, solange es besteht, uns nicht zu sagen erlaubt, das Mittelalter sei vorüber und wir seien civilisierte Völker.

Wenn ich für die Abschaffung der Uniformen eintrete, sowohl der Priester als der Soldaten, so geschieht es nicht, weil sie mir vom ästhetischen Gesichtspunkte aus mißfallen, oder weil ich sie nicht für durchaus notwendig hielte, solange die Dinge bestehen, welche sie bedecken, sondern weil ich wünsche und hoffe, daß mit den Kleidern auch die Dinge verschwinden werden.

Übrigens scheint es nicht nur unnütz, sondern auch häßlich und widerwärtig, die Menschen der Kleidung nach gleich machen zu wollen, während sie doch innerlich, was ihre Rechte und Pflichten betrifft, so verschieden sind.

In der Lombardei und in Piemont kleiden sich Dienstmädchen und Köchinnen ganz anders als ihre Herrinnen, während sie in Toskana (wenigstens Sonntags) sehr schwer zu unterscheiden sind; nicht weil in diesen verschiedenen Ländern Italiens der Inhalt verschieden wäre, sondern weil im Norden größere Rücksicht auf die Standesunterschiede genommen wird. In Toskana herrscht die alte republikanische Domokratie noch unbeschränkt.

In Paris besonders, aber im allgemeinen überall, wo es käufliche Weiber giebt, haben diese eine unwiderstehliche Neigung, sich wie die Damen zu kleiden, und diese geben Stoffe und Moden auf, sobald sie von jenen angenommen werden. Es ist ein sehr ergötzlicher Zweikampf, welcher Schneiderinnen und Modehändlerinnen Vorteil bringt; man kann sich nicht darüber ärgern.

Sollen wir uns etwa darüber erzürnen, weil Bediente und Taschenspieler immer im Gesellschaftsanzuge erscheinen? Durchaus nicht. — Die Welt ist ein Theater, auf welchem nur zu viele Trauerspiele und blutige Dramen aufgeführt werden, als daß wir uns nicht bisweilen nach einer Posse sehnen sollten, um zu lachen. Es ist in der That eine Posse, die Liebeshändlerinnen gekleidet zu sehen wie Hofdamen, und Kellner im Futterale des Fracks wie Minister.

Hier wird der freundliche Leser einen offenbaren Widerspruch in meinen Ansichten finden. Auf der einen Seite hasse ich die Uniformen, auf der andern spotte ich über die Einförmigkeit. Und doch bin ich vollkommen konsequent. Denn ich will keine Uniformen, welche eine Sklaverei bedeuten und einführen, indem sie eine Gesellschaft außerhalb der Gesellschaft zustande bringen, und

hasse ein Nachäffen der Kleidung, während der darin steckende Mensch sich nicht ändert.

Freiheit für alle und in allem in der Kleidung, wenn man nur die Reinlichkeit und Schicklichkeit achtet, und vor allem niemand durch die Kleider, die er trägt, sich selbst belügt. Das ist meine Moral und meine Mode, was die Kleidung betrifft.

Die Demokratie will die Menschen gleich machen, und es ist natürlich, daß sie auch in der Kleidung sie einander nähert, aber da es viel leichter ist, zum Schneider zu gehen als zum Lehrer, so wird die Gleichheit mehr eine äußerliche als innerliche, und dagegen lehne ich mich auf.

Die Toga war bei den alten Römern zu Anfang ein Ehrenkleid, welches das gemeine Volk nicht tragen durfte; dieses trug nur eine kurze Tunika. Auch verbannten Bürgern war sie untersagt. Es gab auch noch die Toga praetexta, das Laticlave der Senatoren, die Toga triumphalis, die Synthesis, welche man bei Tische trug, die Vestis pullata, oder das Trauerkleid, das Paludamentum oder den Kriegsmantel der Offiziere.[1]) Alle diese schönen Dinge paßten für dieses alte mächtige Kriegsvolk, aber heute kleiden sich die Römer in Rom, wenn sie nicht Soldaten oder Priester sind, alle auf dieselbe Weise; nur ihre Namen sind verschieden: Herzog von Teano, oder Coccapieller, Giolitti, oder Kellner in der Bierwirtschaft Cornelio.

Strafkleidung. Zu verschiedenen Zeiten haben die Christen auf wenig christliche Weise die Juden ge-

---

[1]) Octave Ferrarius, de re vestiaria Romanorum. Patav. 1670. in 4°.

zwungen, sich nur nach einem gewissen Schnitte und in gewisse Farben zu kleiden; auch den Freudenmädchen wurde Schnitt und Farbe der Kleidung vorgeschrieben.

Heute begnügen wir uns damit, die Strafgefangenen auf gewisse Weise zu kleiden, und auch bei diesen giebt es noch Unterschiede und Abstufungen. Gegen diese Uniform des Verbrechens habe ich natürlich nichts einzuwenden, denn sie dient auch zum Schutze der ehrlichen Leute.

Beschaffenheit des Stoffes. Auch unabhängig von dem Ziele, welches das Weib durch die Kleidung erreichen will, gestaltet sich diese verschieden je nach dem Stoffe, aus welchem sie gemacht ist. Dieser wechselt nach dem Lande, wo das Weib lebt, und nach ihrem Reichtum, denn ein Kleid kann einige Groschen oder eine Million kosten.

Die Civilisation hat die Zahl der Gewebe fortwährend vermehrt; man entnimmt sie dem Pflanzen- und Tierreiche und nimmt sogar das Mineralreich in Anspruch, indem man die Feuerwehr mit Amiant bekleidet.

Vom Renntier- und Guanakofelle ausgehend, hat der Mensch die Polarente ihres Flaums und die Ziege von Tibet ihrer Wolle beraubt; von der Ananasfaser ist er bis zur Seide, ich weiß nicht, wie vieler Raupenarten fortgeschritten.

Als Heliogabalus zum erstenmale ein rein seidenes Kleid trug, setzte er Rom in Erstaunen, und die Geschichte hat das Andenken an dieses große Ereignis bewahrt: „Heliogabalus primus Romanorum holosericea veste usus fertur."

Aurelianus verweigerte der Kaiserin ein seidenes Kleid;

er sagte, er würde sich wohl hüten, Fäden für ihr Gewicht an Gold einzutauschen.

Jetzt besitzen unsere Dienstmädchen und Köchinnen wenigstens ein seidenes Kleid.

Die Frauen tragen, wenigstens bei den civilisierten Völkern, andere Kleiderstoffe als die Männer, sei es wegen der Verschiedenheit ihrer Beschäftigungen, sei es, um den Geschmack der Männer zu befriedigen, welche, ehe sie die Haut selbst liebkosen, auch von dieser äußeren Hautdecke einen angenehmen Eindruck haben wollen; diese muß daher glatt, weich und zart sein wie die innere.

Schnitt der Kleidung. Von der Mode, welche die Gestalt der Kleidung beherrscht, werden wir weiterhin reden; sie hängt vom Klima, von der Art des Stoffes und noch mehr von dem Schönheitssinne jedes Volkes ab.

Obgleich die Formen der Kleidung tausendfach verschieden sind, bewegen sie sich doch alle zwischen zwei Extremen, dem Mantel und dem Futteral.

Ein typisches Beispiel des Mantels bildet der Sari der Hindu. Es ist ein Stück Zeug ohne Naht, sechs bis acht Meter lang und eines breit, viereckig, bisweilen auch dreieckig, welches das Weib um die Hüften wickelt, zwischen den Beinen durch und über den Kopf zieht, so daß es nach Belieben den ganzen Körper oder nur einen Teil desselben verhüllt. Es richtet so seine Bekleidung nach dem augenblicklichen Bedürfnisse, nach den Forderungen der Schamhaftigkeit oder auch der Laune seiner Gefallsucht ein.

Gewöhnlich ist das Zeug ganz weiß und läßt die Ebenholz- oder Mahagonifarbe der Haut gut hervor-

treten; aber man sieht auch bunte Tücher mit goldenen Fransen.

Den entgegengesetzten Pol zum Sari bildet die Futteralkleidung, deren sich vor einigen Jahren unsere Frauen bedienten, welche die Körpergestalt mehr zeigte als einhüllte. Es war eine reizende Mode, paßte aber nur für wenige, besonders schöne Gestalten. Darum dauerte sie auch nur kurze Zeit, denn sie hindert am Laufen, macht das Auf- und Absteigen auf Treppen schwierig und kann sogar Gefahr bringen.

Die Frauenkleidung, wenn sie zweckmäßig sein sollte, müßte, wie die männliche, aus mehreren Teilen bestehen, welche Rumpf und Glieder besonders bedecken; aber in diesem Falle müßten die Frauen Hosen tragen und die Beine zeigen, die man nur erraten, aber niemals sehen darf. Dabei gewinnt die Heuchelei, und besonders gewinnen alle diejenigen Weiber, welche häßliche Beine haben.

Kleidertausch zwischen beiden Geschlechtern. Er findet bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zwecken statt. Erstlich erregt er die Heiterkeit; das Lächerliche beruht auf dem Gegensatze zwischen etwas Unerwartetem und dem, was man täglich sieht. Die weichen Weiberkleider kontrastieren mit den Fäusten und dem Barte, den energischen Bewegungen des Mannes, und die engen Männerkleider können die wellenförmigen Geschlechtslinien des Weibes nicht fassen. Daher das Lächerliche, das Komische, das uns ergötzt.

In anderen Fällen ist der Zweck des Tausches weniger anständig, und der Anblick eines Weibes in Männerkleidung erregt die Lüsternheit, wie ich auch plötzliche

erotische Aufregung bei Frauen beobachtet habe, wenn sie einen Mann in Frauenkleidern sahen.

Geradezu verbrecherisch aber ist der Tausch, wenn er zum Zwecke der Verführung unternommen wird.

Zur Zeit der altrömischen Republik hatten Männer und Weiber ihre besondere Kleidung. Aber unter Tiberius tauschten beide Geschlechter ihre Kleider unter einander aus; beim Verlassen des Bettes oder des Bades zogen die Weiber Männerkleider an.

Der Schmuck des Weibes. Das Weib kann und darf sich nicht mit der Kleidung begnügen, sondern muß sich auch schmücken, das heißt der natürlichen Schönheit die der Kunst hinzufügen. Es muß vor allen Dingen schön sein, das ist und war immer das Verlangen der Männer aller Zeiten und Völker, und in den zierlichen Namen, welche die Chevsuren des Kaukasus ihren Frauen beilegen, finde ich den Ausdruck dieses unwiderstehlichen Wunsches des Mannes.

Sie nennen ihre Frauen Msia, kleine Sonne; Fetrua, die Weiße; Gulta-ula, Sonne des Herzens; Wardua, Rose; Margalita, kleine Rose; Natela, die Strahlende.

Obgleich ein Widerspruch darin zu liegen scheint, so hat doch der Mensch sich zuerst geschmückt und dann erst bekleidet, wenigstens in warmen Ländern, wo man der Kleidung nicht bedarf, um sich gegen die Kälte zu schützen. Man sieht daraus, wie großen Einfluß das Schönheitsgefühl auf die Geschichte des Menschen ausübt.

Das Weib hat sich nun fast immer mehr geschmückt als der Mann, um ihm zu gefallen, und weil seine mehr sitzende und ruhige Lebensweise ihm erlaubte, Schmuck

zu tragen, was der Krieg, die Jagd und andere Arbeiten dem Manne nicht gestatteten.

Bei der Verzierung wurde kein Körperteil vergessen, nicht der höchste, der Kopf, nicht die untersten, die Füße; nicht der sichtbarste, das Gesicht; nicht die unsichtbarsten, die Geschlechtsteile.

Was die zum Schmuck gebrauchten Stoffe betrifft, so sind sie viel zahlreicher und verschiedenartiger als die zur Kleidung dienenden. Die drei Reiche der Natur und die verschiedensten Kunstprodukte wurden geplündert, um den Körper des Weibes zu verschönern.

Unter den Mineralsubstanzen finden wir Ocker und Diamanten, Kohle und Edelsteine aller Farben, Eisen und Gold, Bronze und Aluminium.

Zu den pflanzlichen Stoffen gehören Ebenholz und Wiesenblumen, Amber und Samen von hundert verschiedenen Pflanzen, Blätter und Früchte.

Von tierischen Produkten erscheinen Korallen und Perlen, das Elfenbein des Elefanten und die Schale der Schildkröte, das Fell der Fledermaus und die Federn des Kolibris.

Um alles zu schildern, was unsere Frauen an einem Galaabende schmückt, müßte man ein ganzes Buch vollschreiben, wovon der Botaniker, der Zoolog, der Mineralog, der Chemiker, der Künstler je einen Teil übernehmen müßten.

Wir wollen hier nur eine kurze Übersicht über den Schmuck der Frauen geben, indem wir versuchen, ihn in natürlichen Gruppen unterzubringen.

Malerei und Tättowierung. Joest sagt mit Recht, es gebe kein Volk in der Welt, welches nicht irgend ein=

mal seinen Körper bemalt oder tättowiert habe, oder es noch jetzt thue.

Wir lachen über die Tahiterin, welche ihr Gesäß blau bemalt, aber unsere Damen besitzen eine reiche Palette, um ihre Augen, Lippen, Wangen, Schultern, kurz alles Sichtbare und Unsichtbare zu färben.

Bei uns tättowieren sich jetzt nur noch Freudenmädchen der niedrigsten Klasse und Verbrecher, aber unsern prähistorischen Vorfahren gefielen ihre tättowierten Weiber sehr gut.

Obgleich die Tättowierung sehr verschiedene Zwecke hat, von denen hier nicht weiter zu reden ist, so ist doch einer der gewöhnlichsten die Verschönerung.

Ein Eingeborener der Karolinen wurde gefragt, warum er sich tättowieren ließ, und antwortete: „Um den Weibern zu gefallen."

Joest, welcher zehn Jahre lang die fernsten Länder durchreist hat, befragte Männer der verschiedensten Rassen über diesen Punkt und erhielt immer dieselbe Antwort: „Um uns zu verschönern."

Die Tättowierung wird zur Zeit der Pubertät entweder begonnen oder vollendet, denn gerade da wünscht man am meisten dem anderen Geschlechte zu gefallen.

Auch die Eskimo-Mädchen werden tättowiert, sobald sie mannbar geworden sind, und ebenso geschieht es auf Tahiti, Formosa, Neuseeland und in anderen Ländern.

Die Tättowierung findet man im umgekehrten Verhältnisse wie die Kleidung, und dies ist natürlich, denn sich verzieren, um sich dann nicht sehen und bewundern zu lassen, wäre Thorheit. Den Beweis dafür liefert Birma, wo die halbcivilisierten Bewohner des Südens

Kleider tragen und die Tättowierung verschwindet, während sie in Nordbirma noch in voller Blüte steht.

So sehen wir, daß in Japan nur die Pferdeknechte, die Diener und andere Leute aus dem niederen Volke tättowiert sind, welche fast nackt gehen. Früher war aber die Tättowierung unter diesem Volke in allgemeinem Gebrauch.

Bei den Kaffern in Natal machen sich die Mädchen auf dem Bauche, über und unter dem Nabel vier parallele Einschnitte, worauf sich dann Narben bilden.

Wenn die Mädchen auf den Karolinen sich öffentlich als Weiber zeigen wollen, so tättowieren sie ein Dreieck oberhalb der Schambeine. Ohne dieses Zeichen würde kein Mann sich ihnen nähern. Auch den Vorder- und Oberarm tättowieren sie, wenn sie erwachsen sind, und dehnen die Tättowierung auf immer mehr Körperteile aus, je älter sie werden, besonders wenn sie die Gattinnen von Häuptlingen oder sehr reichen Männern sind.

Die Weiber von Japan tättowieren sich mit viel gutem Geschmack schöne Zeichnungen auf den Rücken der Hand. Auch hier dehnen die reichsten Weiber ihre Tättowierungen auf die Geschlechtsteile, das Gesäß und den oberen Teil der Schenkel aus. Die Weiber werden von ihresgleichen tättowiert, und die Zeichnungen auf dem Gesäß sind bei beiden Geschlechtern verschieden.

In Tasmanien bemalten sich die Weiber das Gesicht mit rotem Ocker und Öl, und die Mombuttu wetteifern mit einander, indem sie sich Sterne, Malteserkreuze, Blumen, Bienen, Schachbretter und andere Seltsamkeiten auf die Haut malen.

In Sikkim habe ich die Tibetanerinnen sich das

Gesicht mit Hammeltalg, Katechu und anderen mir unbekannten Stoffen beschmieren sehen.[1])

In Australien malen sich die Jünglinge bei Festlichkeiten den ganzen Körper weiß und rot.

Wenn wir nach Europa übergehen, so sollen in Bulgarien bei einem horo genannten Tanze die Tänzerinnen vor einen Spiegel treten, wo sie weiße und rote Farbe finden, um sich Stirne und Wangen zu bemalen. Unsere Damen thun dies heimlich vor dem Balle. Aber das Seltsamste über weibliche Tättowierung erzählt Castelnau. Die Frauen der Guaycurú tragen unter dem linken Schulterblatte das eingebrannte Zeichen ihres Gemahls, dasselbe, welches der Eigentümer auf seinen Hunden und Pferden anbringt.

Bisweilen sind die Tättowierungen bei weit auseinander liegenden Völkern dieselben, ohne daß darum irgend eine ethnologische Verwandtschaft vorläge. So tättowieren sich die Weiber der Arowakken in Englisch-Guyana einen Streifen von Ohr zu Ohr, welcher über dem Munde vorbeigeht, in blauer Farbe, genau wie die Weiber auf Formosa.

Die Karaiben in Guyana machen mit den Zähnen des Aguti zwei tiefe Einschnitte auf dem Rücken der Knaben, sobald sie mannbar geworden sind, und reiben Pfeffer hinein. Es ist eine religiöse Operation und erinnert an die Schnitte, welche sich die Hebräer bei Leichenbegängnissen als Zeichen der Trauer beibrachten, und von denen in der Bibel mehrfach die Rede ist.

In Polynesien sollen sich die Weiber die Lippen oder das ganze Gesicht tättowieren, um die Runzeln des Alters zu verwischen.

---

[1]) Mantegazza, Indien. Jena, Costenoble.

In Neuguinea hat das Tättowieren der Mädchen keinen anderen Zweck als den, sie schön zu machen, damit sie leichter einen Gatten finden. In diesem Lande werden die geschickten Tättowiererinnen sehr hoch geschätzt und vergessen niemals, ihr Firmazeichen auf der tättowierten Haut zurückzulassen, wie ein Maler auf seinem Gemälde.

Ohrringe. Ihr alle habt in der Bibel gelesen, daß Abraham seiner Sarah kostbare Ohrringe schenkte; aber lange vor Abraham haben sich die Männer, und noch öfter die Weiber die Ohrläppchen durchbohrt, um Zieraten einzuhängen.

Diese Durchbohrung ist eine der einfachsten und unschuldigsten Verstümmelungen des menschlichen Körpers, welche zur Verschönerung dienen sollen, aber von einem einfachen Nadelstiche kann die Öffnung sich so stark erweitern, daß sie einen Thaler aufnimmt und das Ohr bis auf die Schulter herabhängt. So machten es die alten Peruaner, und so machen es die Botokuden heute noch.

In Indien habe ich nicht nur das Ohrläppchen, sondern auch andere Stellen der Ohrmuschel durchbohrt gesehen, so daß man ringsherum allerlei Verzierungen einführen konnte.

Was die Gegenstände betrifft, welche die Frauen als Ohrenschmuck tragen, so sind sie so verschiedenartig und zahlreich, daß man ein Museum damit anfüllen könnte. Es sind Mineralien, Metalle, Edelsteine, Federn, Glas- und Holzstücke, Muscheln, Perlen, Korallen, verschieden gestaltete Scheiben.

Die schönste unter den Verzierungen des Ohres ist wohl eine frische Blume, welche täglich erneuert wird, wie sie die Mädchen auf vielen pacifischen Inseln tragen.

Es ist kein Zweifel, daß schöne Ohrringe, welche zu dem Gesichte einer schönen Frau passen, seine Anmut erhöhen können; aber die Durchbohrung des Ohres ist eine unnütze Verwundung, welche bei lymphatischen oder skrofulösen Personen kleine Geschwüre und unangenehme Schorfe hervorbringen kann. Ich habe immer gegen die Durchbohrung gepredigt, um so mehr, da man auch Ohrringe tragen kann ohne jene Verwundung. Am besten ist es wohl, die Mode der Engländerinnen anzunehmen, welche überhaupt keine tragen.

Vollkommen lächerlich ist das bei civilisierten Völkern ganz atavistische Vorurteil, daß das Tragen von Ohrringen zur Gesundheit der Augen beitrage.

Klencke, welcher ein Buch über die Schönheit des Weibes geschrieben hat, behauptet mit Recht, dieselbe Art Ohrschmuck passe nicht für alle Frauen, denn das Oval des Gesichts sei verschieden und jede bedürfe einer anderen Ohrverzierung. Die Weiber wissen dies wohl und ohne sich des ästhetischen Grundes bewußt zu werden, versuchen sie die Ohrringe vor dem Spiegel, ehe sie dieselben einkaufen und tragen; sie wählen immer solche, die zu ihrem Gesichte und zu ihrer Kleidung am besten passen.

Klencke ist der Meinung, zu einem ovalen Gesicht mit langem Halse paßten am besten lange Ohrringe mit einem Gehänge, welches nach unten dicker wird. Breite Köpfe sollen keine dicken Ohrgehänge tragen.

Die Weiber der Tibbu in Nordafrika durchbohren sich die rechte Seite der Nase und tragen ein Stück Koralle in der Öffnung.

In Sansibar tragen die kleinen Mädchen einen Ring

in der Nasenscheidewand, feteia-puca oder Nasenring genannt, und die erwachsenen Weiber einen Knopf in der Haut des Gesichts oberhalb der Nasenflügel.

In Nubien tragen alle Weiber einen Ring mit Edelsteinen in der Nase.

Aber hier kommen wir schon zu echten Verstümmelungen und Entstellungen, von denen in einem besonderen Kapitel gesprochen werden soll.

Verschiedene Verzierungen am Rumpfe, an Armen, Händen, Füßen ꝛc.

Es giebt fast nackte Stämme, welche Gürtel und andere Zieraten tragen, die Anfänge zu einer Bekleidung scheinen können und sich nicht klassifizieren lassen.

Es giebt Kleider, welche fast Zieraten, und Zieraten, welche fast Kleider sind. Die Grenzen zwischen Schmuck und Kleidung verwischen sich, und oft ist es unmöglich, sie von einander zu unterscheiden.

Das Strumpfband z. B. hat einen bestimmten Zweck und macht entschieden einen Teil der weiblichen Kleidung aus, aber wenn es aus Gold und Silber gewebt oder mit Edelsteinen verziert ist, und noch mehr, wenn es eine witzige oder wollüstige Inschrift trägt, ist es dann nicht vielleicht ein Schmuck, welcher zu großen Dingen und für große Gelegenheiten bestimmt ist?

Das Armband halte ich mit vielen anderen für den schönsten Schmuck der Frauen, und sicher ist es einer der ältesten und allgemeinsten.

Es hindert keine Bewegung, verbirgt keine von den anatomischen Schönheiten des Weibes, zieht vielmehr den Blick auf die zierliche Verbindung des Armes mit der Hand. Hierin stimmen Königinnen und Wilde überein,

fast alle Weiber der Welt tragen Armbänder, von Glas oder Eisen, von Gold oder Silber, von Gras oder Stroh, von Tierschwänzen oder Haaren.

Zu den seltsamsten zähle ich die dreißig, vierzig oder mehr Armbänder, welche die Weiber in Indien tragen, so daß der ganze Vorderarm bedeckt ist, und die sehr schweren, welche die Tobafrauen tragen.

Die Ringe sind bei uns für die Finger der Hand bestimmt; in Indien werden sie auch an den Fußzehen getragen.

Das Weib, welches so glücklich ist, eine schöne Hand zu besitzen, darf nur einen Ring tragen, welcher die natürliche Schönheit möglichst wenig verbirgt und nur dazu dient, den Blick auf die Hand zu lenken.

Der Ring kann an sich ein Gegenstand von besonderer Schönheit und hohem Werte sein, vermehrt aber die natürliche Schönheit der Hand nicht. Er ist ein merkwürdiges, kostbares Ding, bringt aber nichts Besseres zur Erscheinung als das, was die Natur gebildet hat. Seine Geschichte ist reich, denn er stellt ein Symbol dar: Trauringe, Bischofsringe, Siegelringe rc. haben die Gelehrten aller Länder herausgefordert, um ihre Wechselfälle und Bedeutungen aufzuklären.

Im Orient, wo die Frauen zu Hause die Füße ganz oder fast ganz nackt tragen, schmücken sie dieselben mit Ringen, färben die Fußsohle rosenrot und tragen Spangen an den Beinen.

Haartracht. Bei allen Rassen sind die Haare der Weiber länger, und bei den hochstehenden Rassen mit glatten Haaren bildet der seidene Wald, welcher das Haupt schmückt, eine solche Schönheit, daß er die größten Dichter in die glühendste Begeisterung versetzt hat.

Die Haare eignen sich zu jeder Laune. Sie lassen sich beschneiden, kräuseln, flechten, nehmen verschiedene Farben an, lassen sich zu Türmen, Tempelchen, babylonischen Gärten anordnen. Aber nie hat es eine schönere Haartracht gegeben, als wenn ein Weib die Haare über Schultern und Busen herabfließen läßt und sich für bekleidet hält, ohne einer Schneiderin, ja ohne nur eines Hemdes zu bedürfen.

Von den üppigen, krausen Haaren der Franken bis zu den byzantinischen, phantastischen Gebäuden der Zulu und anderer afrikanischer Völker würde die Beschreibung der Haartrachten mehrere Bände in Anspruch nehmen.

Klencke sagt, je komplizierter die Haartracht der Weiber sei, desto schwächer sei der physische und moralische Kern des Volkes, dem sie angehören, und führt zum Beweise seiner Behauptung die einfachen Trachten der Engländerinnen an. Ich würde mit noch mehr Grund die Skandinavierinnen genannt haben.

Ich bin jedoch nicht so puritanisch und streng gesinnt und glaube, daß Schönheitsgefühl und Hygiene zusammenwirken können, den Kopf unserer Frauen zu verschönern, ohne daß man dadurch der Moral zu nahe zu treten braucht. Ich protestiere nur gegen falsche Haare und falsche Farben.

Die Somali färben sich mit Kalk die Haare schon in der Jugend weiß, und bei uns sollen sie auch noch im Alter schwarz sein. Das eine ist eine Seltsamkeit, das andere eine Lüge.

Herodot erzählt, die Skythen hätten zu seiner Zeit rotes Pulver in die Haare gestreut, und im hohen Liede sagt Salomo zu seiner Geliebten: „Die Haare auf deinem

Haupte sind wie der Purpur des Königs." Wir streuen bald Puder, bald Goldstaub, bald Purpur auf die Haare unserer Weiber. In vielen Ländern Afrikas ist dagegen Butter der beste Kopfschmuck; sie macht die Haare glänzend, tröpfelt überall herab und verbreitet einen Geruch nach ranzigem Fette.

Die Mode. Kleider und Schmuck des Weibes wechseln Stoff und Gestalt, nicht nur um den Forderungen des Klimas, den Vorschriften der Hygiene oder den Gesetzen der Ästhetik zu gehorchen, sondern auch um den Befehlen einer Herrscherin nachzukommen, welche keinen Widerspruch verträgt: der Mode.

Bald von dem Tyrannen der Tyrannen, der öffentlichen Meinung, bald von der Schlauheit einiger wenigen auferlegt, welche mit Stoffen oder Schmuck handeln, beherrscht sie die Frauen aller Zeiten und Länder. Die Widerspenstigen sind sehr selten, gelten fast immer für Tollköpfe oder Originale, die man nur bemitleiden und zur Not ertragen müsse.

Eine Monographie der Mode, selbst der eines einzigen Landes, müßte, ohne daß man es wollte, zugleich zu einer Abhandlung über Psychologie und Ästhetik werden, und zwar aus guten Gründen, denn zu den menschlichen Elementen, welche die Mode beherrschen, gehören in erster Reihe die Eitelkeit, das Schönheitsgefühl und vor allem das Bedürfnis des Wechsels in unseren Empfindungen. In zweiter Reihe stehen Handel, Industrie, persönliche Laune und viele andere große und kleine Dinge, welche die Kaufläden oder die Wohnungen der Frauen betreffen.

Wenn der Wechsel der Kleider und des Schmucks

nur den Fortschritten Hygiene und Industrie folgten, so hätte die Mode in ihrer proteusartigen Entwicklung immer in einer aufsteigenden Richtung fortschreiten müssen. Aber das Schönheitsgefühl, die Industrie und leider auch die Hygiene haben in den meisten Fällen vor dem Bedürfnis nach Wechsel das Haupt beugen müssen.

Dieses stärkste unter den geistigen Bedürfnissen des ungefiederten Zweifüßlers ist noch nicht hinreichend studiert worden, und wenige vermögen seinen Einfluß und seine Macht zu schätzen.

Und doch ist es in den einfachsten und wesentlichsten Gesetzen begründet, die unser Nervensystem beherrschen; und doch regelt es ohne Gesetzbücher oder Scepter, ohne Soldaten oder Gerichtshöfe alle menschlichen Dinge, von den Bändern eines Frauenhutes bis zur Regierungsform, von den Riten im Tempel bis zur Bauart unserer Wohnungen, vom Stile des Dichters bis zu den Dogmen der Moral.

Dieselbe Empfindung, wenn sie unendlich oft wiederholt wird, hört auf zu existieren oder verwandelt sich in Schmerz; oft gehen wir vom Besten zum Mittelmäßigen und von diesem zum Schlechten über, nur um eine neue Empfindung zu haben. Das tragische und cynische Wort Napoleons: „Ich will lieber leiden als nichts fühlen“ überrascht uns, aber im Grunde geht es uns in dieser Beziehung ebenso.[1])

---

[1]) Publius Sirus sagt: „Iucundum nihil est, quod non reficit varietas“ und Seneca: „Ne natura quidem ipsa ad unam formam semper opus suum praestat, sed ipsa varietate se jactat.“ Viele Jahrhunderte später wiederholte Darwin dasselbe mit anderen Worten.

Die Mode, welche in unserer Sprechweise fast gleichbedeutend mit Laune ist, bestimmt nicht nur den Schnitt der Kleider, den Unterschied der Röcke, sondern herrscht auch in den Parlamenten, in der Kunst, in der Litteratur und schreibt mehr als die Hälfte der Geschichte der Ästhetik.

Nachdem wir einige Jahre lang die knappanliegenden Kleider unserer Frauen bewundert haben, wollen wir ihre reizenden Körper in buschigen Umhüllungen verschwinden sehen; erst finden wir mit Haar-Katafalken gekrönte Köpfe schön und kehren dann zu der einfachen Haartracht des alten Griechenlands zurück. Auf die Krinoline folgt das Futteralkleid, auf hohe Absätze Schuhe ohne Absatz.

Die Wechsel der Mode gehen gewöhnlich von einem Extrem zum andern über, bisweilen bleibt sie auch auf halbem Wege stehen und stellt bloß Variationen dar. Vieles, was uns neu scheint, ist nur eine Rückkehr zum Alten, und immer ist es leichter, nachzuahmen, als zu erfinden. Die Krinoline ist nur ein Zurückgreifen auf den alten Fischbeinrock, und der moderne englische „Ästhetismus" eine Rückkehr zur französischen Revolution.

Der Verfasser des Artikels „Mode" in der berühmten, großen Encyklopädie von Diderot schrieb im Jahre 1765, also vor mehr als hundert Jahren, folgende weisen Worte:

„Les modes se detruisent et se succèdent continuellement, quelquefois sans la moindre apparence de raison, le bizarre étant le plus souvent préferé aux plus belles choses, par cela seul, qu'il est plus nouveau. Un animal monstrueux parait-il parmi nous, les femmes le font passer de l'étable sur leurs têtes. Toutes les parties de leur parure prennent son nom, et il n'y a

pas de femme comme il faut, qui ne porte trois ou quatre rhinocéros, comme autrefois on courait toutes les boutiques, pour avoir un bonnet au lapin, etc.“

Dies ist noch heute ebenso wahr wie im Jahre 1765, wie es zur Zeit Juvenals und Martials war. Moralisten und satirische Dichter haben immer die Mode gegeißelt, und die Mode hat immer beide verlacht, weil sie sich selbst als unverwundbar, unbestreitbar und unbestritten kennt.

Die Mode, aus dem Bedürfnisse entstanden, unsere Empfindungen zu wechseln, bringt anfangs ein nicht immer angenehmes Erstaunen hervor; aber nach und nach erzeugt die nähere Betrachtung der neuen Formen neues Wohlgefallen, welches zu einer neuen Gewohnheit wird. Auf die Gewohnheit folgt die Gleichgültigkeit und auf diese die Langeweile. Die letztere bringt eine neue Mode hervor, welche denselben Kreis bis ins Unendliche durchläuft.

Die Industrie benutzt dieses menschliche Bedürfnis und bringt je nach den ästhetischen Verhältnissen des Ortes und der Zeit bald Schönes und bald Häßliches, ja sehr Häßliches hervor.

Bisweilen geben Könige, Königinnen, Fürsten oder Modemenschen die Mode an, welche dann von jedermann aus menschlicher Rücksicht oder aus Dummheit befolgt wird.

Bisweilen wagen durch Geist, gesellschaftliche Stellung oder besondere Schönheit ausgezeichnete Frauen, der Mode allein Widerstand zu leisten oder eine neue aufzubringen. Dies kommt jedoch äußerst selten vor.

Die große Mehrzahl der Frauen zieht es vor, der

Mode zu gehorchen, selbst wenn sie dem Schönheitsgefühle und der Gesundheit zuwider ist. Schon vor Jahrhunderten sagte Ovid:

„Dieselbe Farbe paßt nicht für alle Frauen; wählet das, was Euch am besten steht. Schwarz paßt für Blondinen, weiß für Brünetten.“

Wie oft habe ich Frauen das Stimmrecht in Verwaltungs- und politischen Angelegenheiten verlangen, über ihre Emanzipation predigen hören, und doch gehorchten dieselben blind dem dümmsten aller Tyrannen, der Mode; ich hätte ihnen folgende bittere Worte zurufen mögen:

„Ihr wollt Herrinnen der Köpfe und Herzen werden und unterwerft Euch elendiglich der Farbe eines Bandes und der Flechtweise eines Zopfes; Ihr wollt Herrinnen werden, und seid Sklavinnen der Modistin und des Perückenmachers!“

Freilich wird den Weibern die Antwort sehr leicht:

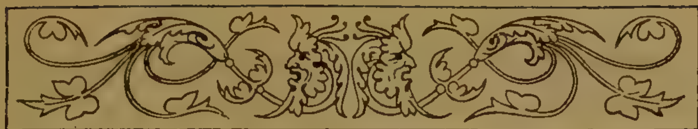
„Mögen die Männer den Anfang machen.“

Aber die Männer sind ebenfalls Sklaven der Mode.

Ich bin übrigens nachsichtig und will die Mode nicht abschaffen. Aber ich mache zwei Verbesserungsvorschläge.

Der erste ist der, daß man sie beibehalte, aber mit weitgehendem Vorbehalte. Jedes Weib möge ihr gehorchen, sie aber nach seinem eigenen Geschmacke abändern und seiner Gestalt anpassen. Wir alle sprechen und schreiben italienisch, aber jeder hat beim Sprechen und Schreiben seinen eigenen Stil. Ich möchte, daß auch in der Mode ein solcher Stil vorherrschte.

Noch etwas anderes möchte ich vorschlagen. Wenn eine abgeschmackte Mode den Körper der Weiber entstellt oder ihrer Gesundheit schadet, so möge ein Gericht von hochgestellten Frauen die Mode ablehnen und ganz zurückweisen.



Zweiter Teil.

Psychologie des Weibes.

Siebentes Kapitel.

Ein Abschnitt über allgemeine Psychologie.

Psychischer Grundunterschied zwischen Weib und Mann. — Sekundäre Unterschiede. — Einfluß des männlichen Despotismus auf die Psychologie des Weibes. — Prospekt einer vergleichenden Psychologie beider Geschlechter.

Nach einer kurzen Übersicht der anatomischen und physiologischen Stellung des Weibes treten wir an den kostbarsten, am wenigsten studierten und gefährlichsten Teil heran, an die Schilderung seiner geistigen Welt, seines Denkens und Fühlens; und wenn ich auf der ersten Seite meines Buches das Bedürfnis fühlte, an meine Brust zu schlagen und demütig zu seufzen: Domine, non sum dignus! so muß ich jetzt geradezu von dem Altare hinwegfliehen und mich durch die schwere Aufgabe für besiegt erklären.

Das Weib ist nur die Hälfte eines Menschen, es ist der weibliche Mensch, und daß dieser arme, unbefiederte Zweifüßler von der psychologischen Seite wenig erforscht worden ist, das würde schon ein kurzer Umgang durch irgend eine unserer großen Bibliotheken deutlich beweisen,

welche die Arbeiten aller vergangenen Jahrhunderte über Bekanntes und Unbekanntes enthalten.

Ihr würdet kostbare Bildwerke finden, welche Abbildungen von Tausenden von Käfern, Vögeln, Fischen oder Pflanzen enthalten, aber kein einziges zeigt Euch alle Formen der menschlichen Schönheit oder die ganze Mimik der Leidenschaften. Ihr würdet ganze Bände über die griechischen Partikeln antreffen, aber keinen einzigen über die Naturgeschichte der menschlichen Empfindungen; Wörterbücher aller Sprachen und Dialekte, aber kein bescheidenes Werk über die Gestaltung der menschlichen Gefühle und Gedanken.

Die menschliche Natur ist viele Jahrhunderte lang durch priesterlichen Hochmut und Trug so hoch gestellt, daß Vernunft und Experiment ihr nicht nahe kommen konnten. Es bedurfte des Werkes von Jahrhunderten, der Frucht blutiger Schlachten, um den Menschen von Hochmut und Aberglauben befreien und bescheiden in das Laboratorium führen zu können, wo alle andern Dinge in der Welt studiert werden. Das Leben zu untersuchen, wie man die Elektricität, die Wärme, die chemischen Verwandtschaften untersucht, war eine der größten Kühnheiten unseres Jahrhunderts; die Schnelligkeit des Gedankens messen zu wollen, wurde bis gestern noch für Thorheit gehalten.

Heute jedoch wissen wir mit Sicherheit, daß der Gedanke, die Leidenschaft, die zartesten Empfindungen Phänomene sind, welche im Inneren der Nervenzellen und längs der Nervenfäden vor sich gehen und sich nach denselben Gesetzen richten, welche die ganze Materie beherrschen, aber äußerst verwickelt sind. Wir begnügen

uns damit, die Erscheinungen zu beobachten und zu beschreiben, welche unseren Sinnen zugänglich sind, und sie in Ordnung zu bringen. Warum sollen wir nicht das Denken und Fühlen nach derselben Methode studieren, die wir auf alle Erscheinungen der Natur anwenden? Wenn wir die Elektricität kennen lernen wollen, müssen wir ein Laboratorium besuchen und das Beobachten und Experimentieren lernen, und um den Mechanismus des Gehirns zu studieren, müssen wir uns auf Dichter verlassen, welche sich auf dem ungezügelten Pegasus ihrer Phantasie in die unendlichen Räume des Unbewußten stürzen? Warum soll die Psychologie nicht auch einmal zur Naturwissenschaft werden, wie Zoologie und Botanik, eine experimentale Wissenschaft, wie Physik und Chemie?

Der Botaniker legt sein Herbarium an, der Malakologe seine Muschelsammlung. Ich sammle psychische Thatsachen und ordne sie an, wie der Botaniker oder Malakologe.

Ich beobachte z. B. seit vielen Jahren, welchen Ausdruck das menschliche Gesicht bei verschiedenen körperlichen und geistigen Schmerzen annimmt, und finde, daß sich alle diese unendlich vielen Schmerzäußerungen auf wenige Typen zurückbringen lassen. Das ist Naturwissenschaft.

Die Psychologie ist also eine experimentelle Naturwissenschaft und muß denselben Weg gehen, dieselben Kriterien und Methoden befolgen wie Physik, Zoologie und Chemie.

Beobachten ist nicht leicht; gut zu beobachten verstehen wenige.

Schon Rasori hat gesagt: „Es genügt nicht zu sehen,

um zu beobachten"; aber alle Naturforscher und Gelehrten der Welt haben dasselbe gedacht, wenn auch nicht gesagt.

Alle unsere Sinne, alle Fähigkeiten unseres Geistes auf einen Gegenstand oder eine Erscheinung desselben richten, so daß wir seine hauptsächlichsten Verhältnisse und Elemente angeben können, das heißt beobachten.

Sogleich im ersten Augenblicke der Beobachtung bedürfen wir der vollen Gebrauchsfähigkeit unserer Sinne, sowie der Schärfe und Dienstwilligkeit unserer geistigen Fähigkeiten. Nicht alle Menschen fassen die Dinge gleich richtig auf, beurteilen sie auf dieselbe Weise, daher thun sie dasselbe oft auf so verschiedene Art. Der eine hat kaum einen Blick auf einen Gegenstand oder eine Erscheinung geworfen, so hat er ihn auch schon in seinem ganzen Umfange erfaßt und seine Beziehungen zu der umgebenden Welt begriffen. Ein anderer hat denselben Gegenstand hundertmal gesehen, aber kennt ihn noch immer nicht und kann ihn nicht erklären.

Je mehr man beobachtet, desto besser beobachtet man. Wer zum ersten Male durch ein Mikroskop sieht, wird verwirrt und sieht nichts, u. s. w.

Das besondere Interesse, welches wir für gewisse Gegenstände fühlen, macht, daß wir dieselben öfter beobachten als andere und übt uns in gewissen Gruppen von Beobachtungen.

Mit mehreren Freunden von verschiedenem Geschmack, aber demselben Beobachtungstalente betretet Ihr ein Zimmer, wo sich Gemälde, Konchylien, Bronzen, Bücher und auch eine Dame befinden. Nun wohl, nach einigen Minuten hat der Künstler schon alle Bilder gesehen u. s. w., während der galante Mann schon weiß, ob der Fuß der

Dame groß oder klein, ob ihr Haar mehr braun oder mehr rötlich ist.

Wenn zur genauen Beobachtung eines Gegenstandes oft wiederholte und lange fortgesetzte Aufmerksamkeit nötig ist, so kann man sich leicht vorstellen, wieviel Sorgfalt und Scharfsinn, wieviel Zeit zur Ergründung einer moralischen Erscheinung erfordert werden.

Der Naturforscher, der Physiker isolieren ihr Objekt, legen es vor sich auf den Tisch, betrachten es von allen Seiten, und wenn ihre Sinne nicht ausreichen, so haben sie Zirkel, Kraniometer, Wagen, kurz eine ganze Rüstkammer voll Instrumente zu ihrer Verfügung; aber der Psycholog muß sich damit begnügen, eine Bewegung, ein Lächeln, einen Krampf wahrzunehmen, also Phänomene, welche an eine lange Reihe anderer Phänomene gebunden sind, welche ihm vorausgehen, sie begleiten oder ihnen folgen. Dieselbe Muskelzusammenziehung kann vielerlei ausdrücken, und dieselbe Leidenschaft läßt sich auf viele verschiedene Weisen zur Erscheinung bringen. Welche Verflechtung von Elementen, welche Übereinanderschichtung von Thatsachen!

Bei der ersten Wahrnehmung einer moralischen oder intellektuellen Erscheinung treten die wahrscheinlichen Ursachen des Irrtums so zahlreich auf, wie Sand am Meere, wäre auch jene Thatsache die einfachste, welche auf dem Gebiete des Gehirns vor sich geht. Wir nehmen eine Thatsache wahr und halten sie für den wichtigsten Punkt der Erscheinung, und dabei ist sie nur die entfernte Ausstrahlung einer fernliegenden Thatsache. Wir glauben den Finger auf das wichtigste Moment eines moralischen Phänomens

zu legen, und dabei ist das, was wir sehen, nur eine Anstrengung, um uns den Vorgang zu verbergen; wir bilden uns ein, die Ursache entdeckt zu haben, und das, was wir für dieselbe hielten, ist nur eine Wirkung von hundert Ursachen, welche mit der größten Schnelligkeit auf einander gewirkt haben.

Aber diese reiche Quelle von Irrtümern ist nicht die einzige. Wenn wir den Menschen beobachten, möge dies nun Herr „Ich selbst“ oder irgend ein anderer sein, so können wir doch nicht aufhören, selbst Menschen zu sein, und Haß und Liebe, Stolz und Verachtung und alle die unzähligen Wirkungen und Gegenwirkungen, welche die Menschen gegenseitig auf einander ausüben, lenken unsere Aufmerksamkeit von der wissenschaftlichen Prüfung der Erscheinung ab, um sie auf das Gebiet der Leidenschaft zu versetzen, welche fühlt, aber nicht denkt.

Um am Busen der Wollust beobachten zu können, muß man einen olympischen Geist besitzen; um eine Scene des Unheils zu studieren, muß das Herz mit Stahl gepanzert sein.

Die Form hat einen so großen Anteil an unseren Gedanken und Gefühlen, daß es sehr schwer ist, sie vom Inhalte zu unterscheiden; die Schwankungen in der Zeit sind bei moralischen Erscheinungen so schnell, daß die Feststellung ihrer Aufeinanderfolge äußerst schwierig wird.

Aufmerksamkeit und Ordnung im Beobachten sind in der Psychologie um so nötiger, weil die zu beobachtenden Erscheinungen so verwickelt sind und aus einer unendlichen Reihe in ihren Verhältnissen und Beziehungen höchst veränderlicher Elemente bestehen.

Die Aufmerksamkeit besteht in erhöhter Anstrengung

der Sinne und des Verstandes; man muß das Werkzeug stärken, damit es kräftiger wirken könne.

Die Ordnung ist der dem Verstande vorgezeichnete Weg, die Hygiene des Geistes, der Polarstern jeder Wissenschaft. Ohne Ordnung ist keine gute Beobachtung möglich, ohne Ordnung kann auch der Genius zu Grunde gehen. Dabei hüte man sich wohl, die Symmetrie mit der Ordnung zu verwechseln; die Metaphysiker sind die am meisten symmetrischen Menschen, die es giebt.

Zu allen diesen möglichen Irrtümern in der Beobachtung geistiger Erscheinungen muß man noch den menschlichen Hochmut fügen, welcher alle unsere Urteile zu verwirren strebt. — Die Maus frißt ihre Jungen. Welche Grausamkeit! — Der Fidschianer frißt seine eigene Mutter. Welche Verderbnis! — Die Ameise baut eine Brücke. Das ist Instinkt. — Der Mensch überschreitet einen Fluß. Welche Intelligenz!

Man darf sich nicht wundern, daß es so wenige Psychologen giebt, da so viele Eigenschaften erforderlich sind, um psychische Erscheinungen beobachten zu können, und daß es bei so vielen Ursachen zum Irrtum so viele schlechte Beobachtungen auf dem Gebiete unserer Wissenschaft giebt.

Eine schlechte Beobachtung hat aber nicht nur einen negativen Wert, sondern auch eine positiv schädliche Bedeutung, denn sie kann ein störendes Element in eine lange Reihe guter Beobachtungen einführen.

Zimmermann sagte: „Eine große Menge schlecht beobachteter Thatsachen verleiht keine größere Erfahrung, als eine kleine Zahl sorgfältiger, genauer Beobachtungen.“

Ungenaue Beobachtungen haben dem Fortschritte der Psychologie vielleicht mehr geschadet, als alle philosophischen Systeme zusammengenommen. Sie bilden dauernde Elemente der Störung und des Mißtrauens, und es dauert Jahre und Jahrhunderte lang, ehe sie aus dem Heiligtum der Wissenschaft ausgerottet werden. Oft muß eine ganze Mauer eingerissen werden, um die schadhaften Steine zu entfernen, welche der Festigkeit des ganzen Gebäudes Gefahr bringen.

Der weibliche Teil der Menschheit ist noch schwerer zu studieren als der männliche, welcher sich allein Mensch nennt, und zwar aus vielen, gewichtigen Gründen, welche wir im Anfange dieser bescheidenen Physiologie auseinandergesetzt haben.

Ich maße mir nicht an, die Sphinx vom Felsen herabzulocken und in die Ebene zu versetzen, ich will mich ihr nur nähern. Ich bin mir bewußt, viel gesehen und viel beobachtet zu haben; es kommt mir nicht zu, zu behaupten, ich habe gut beobachtet.

Aber ohne eine positive Psychologie des Weibes können wir nicht alle die großen Probleme lösen, welche sich auf seine Erziehung, die Einrichtung der Familie und auf mehr als die Hälfte der Stürme beziehen, die die moderne Gesellschaft beunruhigen.

Adair sagte, wie wir schon gehört haben, in dem Skelett des Weibes trage selbst der kleinste Knochen den Eindruck des weiblichen Charakters.

Mit noch größerem Recht sage ich jetzt, im Herzen und im Kopfe des Weibes giebt es keinen Pulsschlag, keine Bewegung, keine Idee, welche nicht weiblichen Charakter hätten.

Mirabeau sagte eine große Dummheit, als er behauptete: „que l'âme n'a point de sexe, mais le corps en a un.“

Viele Jahrhunderte vor ihm hatte schon Plato denselben Irrtum begangen, indem er behauptete, zwischen Mann und Weib gäbe es keinen geistigen Unterschied, und wenn eine Abweichung zwischen ihnen vorhanden sei, so sei sie nur eine Folge der Gewohnheit.

Das Weib liebt und haßt, denkt, schreibt und malt anders als wir, und ich wage zu sagen, daß es geistig von uns mehr verschieden ist als körperlich, obgleich jedermann das Gegenteil glaubt. Dieser Irrtum rührt nur daher, daß jeder sehen und mit der Hand fühlen kann, daß das Weib keinen Bart, aber einen Busen hat, während man zur Erkenntnis der Gedanken und Gefühle Augen und Gläser braucht, welche nicht ein jeder besitzt.

Wenn man sagt, das Weib sei psychologisch vom Manne verschieden, so behauptet man damit nur eine alltägliche Wahrheit; aber das heißt die Frage stellen, nicht sie beantworten. Um sie zu lösen, müssen wir untersuchen, worin der Unterschied besteht; wir müssen nachforschen, ob das Weib ebenso, wie es eigene Organe besitzt, die uns abgehen, auch eigene Geistesfähigkeiten zeigt, oder ob seine Kräfte nur der Form und dem Grade nach von den unseren verschieden sind.

Hierauf kann man sogleich und ohne Zaudern antworten:

Das Weib besitzt alle Fähigkeiten und Anlagen des Menschen. Im Deutschen läßt sich dies viel besser ausdrücken: Das Weib ist auch ein Mensch.

Aber einige geistige Kräfte sind bei ihm schwächer, während andere stärker sind, und wenn man alle diese

Unterschiede im ganzen und großen zusammenrechnet, so kann man sie in eine kurze Formel zusammenfassen:

Das Weib ist Mutter; um diesen Kern, um dieses biologische Skelett gruppieren sich alle seine Kräfte, fast alle seine Tugenden, fast alle seine Schwächen.

Das Weib ist ganz von Mütterlichkeit durchdrungen; auch wenn es unfruchtbar ist, auch wenn es als Jungfrau stirbt, trägt es in sich verborgen alle Schätze der mütterlichen Liebe, die es nicht über die Häupter der eigenen Kinder ausgießen konnte.

Das Weib, welches nicht hat Mutter sein können, läßt ihre Mutterliebe ihren Brüdern, ihren Neffen, den Armen, den Kranken zu teil werden. Auch die barmherzigen Schwestern, wenn sie nicht unwissend, bigott und fanatisch sind, sind immer Mutter.

Alle anderen geistigen Eigenschaften des Weibes, die guten wie die schlechten, gruppieren sich um diese seine Hauptbestimmung, die Mütterlichkeit, und wo diese fehlt, ist es immer ein unvollständiges, abnormes Wesen.

Jedermann kennt und verabscheut das Mannweib, mit Backenbart, behaarter Brust, schmalen Hüften, mageren Gliedern und männlicher Stimme, aber es giebt auch viele geistige Mannweiber, welche noch widerwärtiger sind als diese. In der Liebe machen sie den Angriff und warten ihn nicht ab, oder sie haben gar keine Neigung zu dem Manne; sie lieben heftige Leibesübungen, die Jagd und vielleicht auch den Krieg; ihre Gebärden entbehren der Anmut und ihre Herzen der Zärtlichkeit. Sie befehlen gern und fluchen dem Schicksale, welches ihnen nicht erlaubt hat, Stiefeln und Hosen zu tragen.

Wenn das Weib furchtsamer ist, so geschieht dies

darum, weil es die Gefahren kennt, welche seinen Kindern drohen, und auch, weil es schwächer ist als wir.

Es ist gefallsüchtiger, denn es muß den Mann, den Vater seiner künftigen Kinder an sich ziehen; es ist listiger, lügenhafter, vorsichtiger, weil List, Lüge und Vorsicht Verteidigungswaffen sind, welche die Kraft ersetzen müssen.

Das Weib ist in der Liebe beständiger als wir, was auch seine Tadler, welche ihre Erfahrungen in Vorbellen oder bei leichtfertigen Reiseabenteuern gesammelt haben, sagen mögen, denn in seinem Gatten muß es sich den Verteidiger seiner Kinder erhalten.

Ein großer Teil der physischen Unterschiede des Weibes rührt ferner von der Unterdrückung her, in der es fast immer vom Manne gehalten wird, welcher es bei tiefstehenden Rassen an Muskelkraft, bei hochstehenden an Denkkraft übertrifft.

Ich glaube, daß es bis jetzt keine Gesellschaft giebt, mag sie wild oder civilisiert sein, in der das Weib die Stelle einnimmt, die es verdient.

Die Gesetze werden von uns allein gemacht, und von den Staatseinrichtungen an bis zu den täglichen Gewohnheiten des bürgerlichen Lebens steht das Weib immer unter uns und stellt eine unterdrückte Kaste dar.

Wir rauchen, aber das Weib darf es nur im Verborgenen thun. Auch unter den Makololos in Afrika müssen alte Weiber sich vor ihren Männern verbergen, wenn sie Kanape rauchen wollen. Man lacht über einen Mann, welcher sich berauscht; einem Weibe, welches zuviel trinkt, spuckt man ins Gesicht. Bei dem Manne ist die Untreue Leichtsinn, bei dem Weibe Verbrechen; und wenn

wir auf dem Bürgersteige dem Weibe die rechte Seite lassen, so verweigern wir ihm das Stimmrecht in der Verwaltung.

Wir nehmen gegen unsere Frauen tausend kleine Rücksichten, die wir Galanterien nennen, aber es sind nur Nachgiebigkeiten des Starken gegen die Schwache, des Beschützers gegen die Beschützte; und dabei begehen wir immer gegen sie große Ungerechtigkeiten.

Diese überlegene Stellung zwingt dem Weibe alle die kleinen Schlauheiten und, sagen wir es heraus, alle die kleinen Niedrigkeiten des Sklaven auf, welcher durch List, Lüge und Ausflüchte seine Stelle im Sonnenscheine behaupten muß. Sie lernt sehr schnell die Schwächen ihres Herrn kennen; studiert und begünstigt sie, um sie zu ihren Berechnungen zu benutzen, oder auch sich bloß dadurch Gerechtigkeit zu verschaffen. Sie kennt den Wert ihrer Schönheit, pflegt sie und vervollkommnet durch Kunst und Übung die Taktik der Verführung und die Strategie der Gefallsucht. Der Herr giebt ihr das Brot, versagt ihr aber den Wein; aber sie lernt ihn im Verborgenen trinken, wie es unsere Dienstmädchen und Köchinnen machen. Der Herr bewacht eifersüchtig seinen Kassenschlüssel, aber sie besitzt einen Nachschlüssel zur Vorratskammer. Alle ihre Diebstähle sind die Frucht unseres Geizes und Despotismus, und wenn sie nicht mit uns trinkt, so schlürft sie heimlich und mit größerem Genusse den köstlichen Nektar, welcher aus allen verbotenen Früchten destilliert wird.

Wenn Ihr einen von den Jesuiten erzogenen Mann gekannt habt, so werdet Ihr fast alle Fehler des Weibes verstehen und verzeihen, denn es befindet sich in der Schule des männlichen Despotismus.

Hier folgt eine Übersicht über die vergleichende Psychologie beider Geschlechter. In den folgenden Kapiteln werden wir sie näher untersuchen, und wenn sie richtig ist, so wird die Summe mit den Elementen unserer analytischen Untersuchung übereinstimmen.

Übersicht

über die vergleichende Psychologie beider Geschlechter.

Mann.	Weib.
Geringere Sensibilität.	Größere Sensibilität.
Geringere Erregbarkeit.	Größere Erregbarkeit.
Größere Zähigkeit im Handeln.	Geringere Beständigkeit im Handeln.
Weniger Wechsel in den Entschließungen.	Mehr Wechsel in den Entschließungen.
Mehr Egoismus.	Weniger Egoismus.
Weniger Mitleid mit fremden Schmerzen.	Mehr Mitleid mit fremden Schmerzen.
Weniger Wohlwollen und Opferfähigkeit.	Mehr Wohlwollen und Opferfähigkeit.
Weniger geschlechtliche Liebe.	Mehr geschlechtliche Liebe.
Weniger Gefallsucht.	Mehr Gefallsucht.
Weniger väterliche Liebe.	Mehr mütterliche Liebe.
Mehr Ehrgeiz.	Weniger Ehrgeiz, aber mehr Eitelkeit.
Mehr Mut.	Weniger Mut.
Mehr Verstand.	Weniger Verstand.
Mehr Genialität im Schaffen und Erfinden.	Weniger Genialität im Schaffen und Erfinden.
Mehr Begabung zur Spekulation.	Weniger Begabung zur Spekulation.
	Frühzeitigere geistige Entwickelung.
	Mehr Geduld zu Handarbeiten.

Achtes Kapitel.

Sensibilität, Gemütsbewegungen und Gefühle des Weibes.

Lust und Schmerz. — Das Maß der Wollust bei beiden Geschlechtern. — Kodizill zu meiner Physiologie des Lustgefühls. — Vergleichung der Gefühle bei beiden Geschlechtern. — Die Furcht. — Beispiele von Mut. — Die Mimik der Gemütsbewegungen bei dem Weibe.

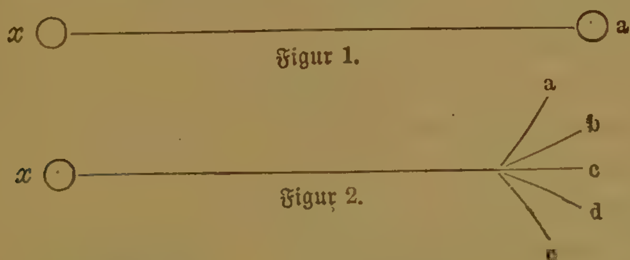
In der Sensibilität liegt der Ursprung aller psychischen Erscheinungen. Das mächtigste, genialste Gehirn könnte keinen einzigen Gedanken destillieren, keine einzige Leidenschaft entfesseln, wenn nicht durch die Nerven Eindrücke aus der äußeren Welt zu ihm gelangten, das heißt eine Menge von Bewegungen, welche den komplizierten Bau der spezifischen Sinne und das Centralnervensystem durchlaufen und sich in Leidenschaften und Gedanken, in Gedichte oder Entdeckungen, in Heldenthaten oder Verbrechen verwandeln.

Wenn ich von Sensibilität spreche, meine ich die Fähigkeit zu empfinden im ganzen und vermittelst der fünf verschiedenen Wege, auf welchen specielle Empfindungen in das Gehirn gelangen, also durch unsere fünf Sinne.

Wenn die Behauptung von Descartes, daß in dem Geiste sich nichts befindet, was nicht durch die Sinne dahin eingegangen wäre, ein Dogma der positiven Psychologie ist, so müssen wir eine um so höhere Fähigkeit zu denken und zu fühlen besitzen, je größer unsere Sensibilität ist.

Dies ist auch im allgemeinen richtig, vorausgesetzt, daß die Centralapparate, welche die Empfindungen auf-

nehmen und umgestalten, an Feinheit und Kraft ihres Baues einander gleich sind. In folgenden beiden Figuren sind die beiden Extreme dargestellt:



Derselbe Eindruck x erreicht die beiden Centra, aber in Figur 1 findet er nur ein ganz einfaches Centrum a, welches ihn in eine einfache Empfindung von Lust oder Schmerz verwandelt, wodurch Liebe oder Haß entsteht. In Figur 2 ist die Stärke und Beschaffenheit der Bewegung, welche von der Peripherie nach dem Centrum gelangt, dieselbe; aber wie die Bewegung in die Centra a, b, c, d, e eintritt, zerteilt sie sich in ebenso viel Zweige, das heißt, Gedanken und Gefühle, welche bis zur Genialität und zum Heroismus gehen können.

Von diesen beiden einfachen Figuren stellt die eine schematisch den Mechanismus einfacher Wesen vor, wie Tiere, Kinder, Idioten, die andere den von komplizierten Wesen, wie Heroen oder Genien; sie zeichnen auch mit mathematischer Genauigkeit alle Aufgaben der Erziehungskunst mit ihrem beschränkten Vermögen, ihrer trostlosen Ohnmacht.

Ich glaube, daß die graphische Formel des Weibes der ersten Figur näher steht als der zweiten, immer zugegeben, daß die Empfindung x bei ihm stärker ist als beim Manne.

Ein Histolog behauptet, im Rückenmarke die Zellen

des Empfindungscentrums stärker entwickelt gesehen zu haben; aber die vergleichende Histologie der Nervencentra bei beiden Geschlechtern ist noch sehr dunkel.

Auch über die verschiedene Schärfe der specifischen Sinne wissen wir wenig. Buccola, welcher sich um diese Untersuchungen sehr verdient gemacht hat, will bei Gleichheit des Alters, des Standes und der Bildung in der Zeit der Reaktion keinen Unterschied gefunden haben. Nur weichen beim Manne die Zeitangaben etwas weniger von einander ab, was unmittelbar von der Stärke der Aufmerksamkeit abhängt.[1])

Die Unaufmerksamkeit, ein organischer Fehler des Weibes, kann vielleicht zum Teil die größere Schärfe der specifischen Empfindung verdecken, aber wir können diese beiden Faktoren noch nicht unterscheiden, um den Wert eines jeden abzuschätzen.

Ohne strenge Versuche angestellt zu haben, glaube ich behaupten zu können, daß das Weib oft schärferes Gehör und vielleicht auch zarteres Gefühl und feineren Geruch besitzt, denn seine Haut ist feiner, und es raucht nicht, oder doch weniger als wir.

Vielleicht ist dagegen sein Geschmack weniger ausgebildet als der unserige, denn es ist weniger naschhaft. Übrigens können nur an sehr vielen Personen mit den empfindlichen Instrumenten der Physiologen angestellte Untersuchungen diese Frage beantworten.

Bis jetzt können wir ohne Instrumente und Experimente, aber nach einfacher Beobachtung der Thatsachen

---

1) Buccola, La legge del tempo nei fenomeni del pensiero. Milano 1888, p. 154.

nur so viel behaupten, daß das Weib auf äußere Eindrücke schneller reagiert als der Mann.

Es stößt zuerst einen Ruf der Furcht oder Begeisterung aus, errötet zuerst aus Scham oder Furcht, lacht zuerst bei einem Kitzel, weint zuerst aus Mitleid oder Schmerz, antwortet zuerst auf eine Frage.

Im Theater weinen die Frauen zuerst bei einem Trauerspiele; wenn ein Schreck eine Menschenmenge befällt, so schreien sie zuerst. Aber ohne das Haus zu verlassen, ohne einem Drama von Sardou oder einer Feuersbrunst beizuwohnen, kann man diesen Geschlechtsunterschied beobachten, wenn man einen Diener oder eine Dienerin beauftragt, jemanden herbeizurufen. Wenn man zu dem Diener sagt: „Rufe mir Pietrino!" so geht er die Treppe hinab und wartet, bis er Pietrino gefunden hat, um seinen Auftrag auszurichten. Das Mädchen aber, sobald es das Zimmer verlassen hat, ruft schon: „Pietrino, Pietrino!"[1])

Es kommt selten vor, daß ein Weib den zu ihr Sprechenden nicht unterbricht, und dies ist einer von den größten unter seinen kleineren Fehlern. Bisweilen gelingt es der Erziehung, diese Schwäche zu besiegen, aber gewöhnlich ist das Bedürfnis, sogleich auf den erhaltenen Eindruck zu antworten, stärker als jede Rücksicht und

---

[1]) Von der Leichtigkeit, mit welcher die Frauen weinen, sprechen folgende Sprichwörter: Die Weiber tragen die Thränen in der Tasche bei sich. — Femme rit quand elle peut et pleure quand elle veut. — Le done ga le lagrime in scarsela. — Zwei Arten von Thränen haben die Weiber: die einen für den Schmerz, die andern für den Betrug. — I donn gh'ann pront i lagrim come la pissa i can.

als jeder Zügel der Erziehung, und es unterbricht oft, immer und plötzlich.

Ich habe diesen Fehler, welcher der Unterhaltung den meisten Reiz raubt, bei Frauen von hoher Begabung und vorzüglicher Erziehung beobachtet. Ich will nur die Fürstin Dora d'Istria anführen, bei der die Dialoge immer zu Monologen wurden, in denen sie allein sprach, lachte und thätig war. Glücklicherweise war ihre Gesinnung so edel, ihre Bildung so vollkommen, ihr Witz so glänzend, daß man sich leicht damit begnügen konnte, ihr zuzuhören.

Die fast vollständige Unfähigkeit des Weibes, ein Geheimnis zu bewahren, muß ebenfalls diesem organischen Fehler des weiblichen Nervensystems zugeschrieben werden. Man möchte sagen: Wenn sich bei ihm eine Nervenzelle im Zustande der Spannung befindet, müsse diese sich auch sogleich unfehlbar entladen. Daß dies ein Grundzug der weiblichen Psyche ist, geht auch daraus hervor, daß Männer, die sich durch ihren Charakter dem Weibe nähern, ebenfalls den Redenden unterbrechen und schlechte Bewahrer von Geheimnissen sind.

Trotz seiner größeren Sensibilität erträgt das Weib körperliche und selbst Seelenschmerzen besser als wir, besonders wenn letztere dasselbe allein betreffen.

In Krankheiten, bei chirurgischen Operationen sehen wir täglich Beispiele von großer Ergebung, ja von wahrem Heroismus. Vielleicht kommt es auch daher, daß bei dem Weibe die Hypochondrie sehr selten vorkommt; vielleicht ist dies auch die Folge seines geringeren Egoismus.

Wehe, wenn der Mann gebären müßte!

Übrigens scheint es, daß die Natur das Weib dem Schmerze geweiht hat, denn selbst die Liebe, welche ihm das erste Lebensbedürfnis ist, beginnt mit Schmerz, und die Mütterlichkeit, seine höchste Leidenschaft, seine Bestimmung, sein Apostelttum, seine Religion, beginnt ebenfalls mit den Qualen der Geburt.

In meiner „Physiologie des Schmerzes" habe ich die Unterschiede des Schmerzes bei beiden Geschlechtern untersucht und verweise den Leser dahin. Ich will hier nur sagen, daß das Weib unter sonst gleichen Umständen mehr leidet als wir, weil es weniger egoistisch und weniger intelligent ist, und weil der Mann es immer in ungerechter, demütigender Unterwürfigkeit gehalten hat. Vielleicht erduldet es nur in der ersten Kindheit dasselbe Maß von Schmerzen, wie der Knabe; aber sobald es ein wenig herangewachsen ist, verfällt es der Tyrannei der Brüder und dem schimpflichen Vorzuge, welche die Eltern den Söhnen geben, wird Sklavin des Gatten und noch mehr der gesellschaftlichen Vorurteile; zuletzt wird es von allen verlassen, weil es nicht verstanden hat, seine Schönheit über sein fünfzigstes Jahr hinaus zu erhalten.

Das Weib erträgt körperliche Schmerzen besser als wir, es fühlt weniger die Entbehrung des Geschlechtsgenusses, weniger die Verletzungen der Eigenliebe. Aber diese geringen Vorteile sind nichts im Vergleich mit den großen Schmerzen, welche ihm auf dem Gebiete der Neigungen zuerteilt sind. Wenn es möglich wäre, darüber eine Statistik aufzustellen, so würde man, glaube ich, finden, daß das Weib hundertmal mehr leidet als der Mann.

Dies dachte und schrieb ich vor zwölf Jahren, und jetzt, nach weiterer zwölfjähriger Erfahrung, denke und schreibe ich es zum zweiten Male.

Wenn es wahr ist, daß das Weib im Vergleich mit dem Manne größere Sensibilität besitzt, so müßte es mehr genießen und leiden als wir, und das Maß der Lust und des Schmerzes würde sich in dem großen Schmelztiegel des menschlichen Glückes ausgleichen.

Da giebt es aber plötzlich ein „Aber", welches dieser Gerechtigkeit zum Nachteile des Weibes schadet. Seine Intelligenz ist geringer, und dies trägt viel dazu bei, um das Lustgefühl zu erhöhen, den Schmerz zu mäßigen; und da außerdem im menschlichen, und besonders im weiblichen Leben die Gelegenheiten zum Leiden häufiger sind als zum Genießen, so folgt daraus, daß das Weib in dieser Beziehung, wie in so vielen anderen, uns nachsteht.

In meiner „Physiologie des Vergnügens"[1]) schrieb ich schon im Jahre 1854, also vor fast vierzig Jahren, bei sehr geringer Erfahrung über Menschen und Dinge, der Mensch habe, wenn er als Mann geboren wird, größere Aussicht, glücklich zu sein, als wenn er als Weib zur Welt kommt. Jetzt finde ich leider, daß dieser Ausspruch trotz allen Fortschritten der Civilisation noch heute wahr ist, zur großen Schande der Civilisation und der Menschheit. Mit zweiundzwanzig Jahren ahnte, mit sechzig Jahren bestätige ich es.

Aber es ist ein Unterschied in dem Glücke, welches

---

[1]) Mantegazza, Fisiologia del piacere. Ediz. 6a. Decima ristampa. Milano 1890, p. 503.

dem Weibe in der Umgebung zu teil wird, die ihm der gewaltthätige Mann angewiesen hat, und seiner physiologischen Fähigkeit zum Frohsein. Und hier ist die Natur weniger ungerecht gewesen als wir, denn wenn es in voller Freiheit und Gerechtigkeit alle seine sinnlichen und die noch stärkeren gemütlichen Bedürfnisse befriedigen könnte, so könnte es ebenso viel Lustgefühl empfinden als wir, und mehr als wir; denn es ist fähig, die zartesten Nuancen der Lust, die feinsten Vibrationen des Gefühls zu genießen.

Wir sind oft wie die Pferde, denen ein Peitschenhieb als Liebkosung dient; das Weib aber ist eine Mimose, deren Blättchen der Hauch eines Kindes zum Schließen und ein männliches Barthaar zum Öffnen bringen kann.

Die Lust läßt sich mit mathematischer Genauigkeit nach der Stärke des Bedürfnisses und nach der Schnelligkeit und Kraft, mit der es befriedigt wird, abmessen.

Den Schmerz dagegen mißt man nach der Stärke des Bedürfnisses, welches lange Zeit hindurch nicht befriedigt wurde.

Große Bedürfnisse, starke Lustgefühle, große Schmerzen.

Kleine Bedürfnisse, kleine Lustgefühle und kleine Schmerzen, wie folgende beiden Gleichungen zeigen:

$$\text{Bedürfnis } \infty \begin{cases} + \text{ Befriedigung} = \text{Lust } \infty \\ - \text{ Befriedigung} = \text{Schmerz } \infty \end{cases}$$

$$\text{Bedürfnis } \bigcirc \begin{cases} + \text{ Befriedigung} = \dfrac{\text{Lust}}{1000} \\ - \text{ Befriedigung} = \dfrac{\text{Schmerz}}{1000.} \end{cases}$$

Man untersuche also die Begierden und Bedürfnisse des Weibes, und man wird finden, wo es mehr genießen

kann und muß als wir, und wo es mehr oder weniger leiden muß als wir.

Diese beiden Geeichungen umfassen in ihrer Einfachheit einen großen Teil der menschlichen Psychologie und die ganze Kunst, glücklich zu sein.

Wir laufen fast immer dem Reichtume, der Liebe, der Ehre, kurz allem nach, was allgemein für Grundlage des Glücks gilt, statt uns zu bemühen, die Begierden, das heißt also die Bedürfnisse, immer lebhaft und kräftig zu erhalten. Was nützt es, einem Gesättigten ein lukullisches Mahl, einem Impotenten eine Venus, eine Bibliothek oder eine Gemäldegalerie dem anzubieten, der keine intellektuellen oder ästhetischen Bedürfnisse hat.

Wenn wir uns mehr bemühten, den Appetit zu erhalten, als die Küche zu verfeinern, wieviel weniger Menschen würden unglücklich sein! Ein Hungriger findet trockenes Brot köstlich; einem, der keinen Hunger hat, könnte selbst Carême nicht helfen.

Wenn wir von den geschlechtlichen Unterschieden der Lust und des Schmerzes sprechen, müssen wir übrigens zugeben, daß dieselben vielleicht nicht so groß sind, wie es unsere Phantasie uns vormalt. Dasselbe läßt sich von den verschiedenen Graden des Glücks in den verschiedenen Gesellschaftsklassen sagen. Wenn Handwerker und Bauern, welche große Herren in Karossen vorbeirollen sehen, wüßten, welche Schmerzen solche vergoldete Wagen mit sich schleppen, würden sie weniger der Vorsehung fluchen, welche sie in den unteren Schichten der Gesellschaft hat geboren werden lassen. Wir schätzen das Glück fast immer objektiv ab, indem wir es nach Kilometern von Grundbesitz, nach Palästen und Thalern abmessen und

wägen, und wenn wir dies thun, scheint uns der Unterschied ungeheuer groß. Wenn wir es dagegen subjektiv messen, d. h. nach dem verschiedenen Lustgefühle, welches den Menschen zu teil wird, so werden wir finden, daß diese Unterschiede unbedeutend sind.

Wenn man an die Geburtsschmerzen denkt, kann es freilich scheinen, das Gebiet des Schmerzes sei auch anatomisch dem Weibe reichlicher zugemessen; aber auch hier ist die Ungerechtigkeit der Natur mehr scheinbar als wirklich, denn der Mann hat mehr zu kämpfen als das Weib, in Muskelkämpfen gegen Wilde, mit geistigen Kämpfen unter civilisierten Völkern; daraus entstehen neue, an Schmerzen fruchtbare Quellen, welche unsere Gefährtin nicht kennt.

Auf einem Gebiete steht sie uns wirklich nach: auf dem des Gedankens. Ihre stärksten Liebesbedürfnisse kann sie nur an anderen befriedigen und diese anderen sind veränderliche Größen, welche nicht von ihr abhängen; es gelingt ihr nur schwer, sie zu leiten und zu beherrschen. Der fast immer egoistische Mann verwaltet den Schatz seines eigenen Glückes selbst und hat darum den Bankrott weniger zu fürchten. Das Weib dagegen legt seine Reichtümer in den mehr veränderlichen und schwankenden Werten, in dem Mobiliarkredit der Zuneigung, der Dankbarkeit, der Großmut anderer an.

Ehe ich diesen Gegenstand verlasse, sei es mir erlaubt, ein Wort über das verschiedene Maß zu sagen, welches den beiden Geschlechtern auf dem Gebiete der Wollust zukommt.

In meiner Fisiologia del piacere habe ich nachzuweisen gesucht, daß das Weib höheren Genuß hat als wir, indem ich mich auf anatomische und physiologische Gründe stützte. Gegen dieses Urteil haben viele Männer und viele Frauen appelliert und es für unrichtig erklärt. In den seit jener Zeit verflossenen achtunddreißig Jahren habe ich diese abstruse, heikle Frage wieder und wieder studiert. Sie kann mit wissenschaftlicher Schärfe überhaupt nicht gelöst werden, denn es handelt sich um eine Thatsache des Bewußtseins, welche sich nicht messen oder wägen läßt.

Meine lange Erfahrung erlaubt mir jedoch, meinem damaligen Ausspruche ein Kodizill beizufügen, und damit glaube ich der absoluten Wahrheit sehr nahe zu kommen.

Ich habe mich nämlich überzeugt, daß auch hierin das Weib zwischen weit auseinander liegenden Polen schwankt, indem es ebensowohl das Maximum der erotischen Gleichgültigkeit, als das Maximum der Wollust zeigen kann.

Bei den Männern sind die persönlichen Unterschiede geringer, und man kann sagen, daß sie ungefähr in demselben Grade die physischen Freuden der Liebe genießen. Fast keinem von ihnen sind sie gleichgültig, aber nur sehr wenige verfallen wegen der Verzückungen des Liebesgenusses in Ohnmachten oder Krämpfe.

In der weiblichen Welt dagegen finden die meisten die Umarmung angenehm, viele aber unter ihrer Würde, und geben sich mehr dazu her, um sich der Treue ihres Gatten zu versichern oder ihn glücklich zu machen, als aus lebhaftem Verlangen. Manchen ist sogar die Wollust ganz unbekannt.

Am entgegengesetzten Pole aber finden wir Weiber, welche bei jedem Kusse in Ekstase geraten, welche in die wollüstigsten Krämpfe verfallen und Reichtum, Scham, Ehre, kurz alle Schätze der Erde und des Herzens opfern, um sich des Paradieses der physischen Liebe zu erfreuen. In dem engen Kreise meiner Erfahrung kenne ich eine Frau, welche nach jeder Umarmung für eine oder zwei Stunden in Ohnmacht fällt, und eine andere, welcher ihr Gatte sich nicht in Liebe nähern darf, wenn sie verreisen will, denn sie gerät dann in einen kataleptischen Zustand, welcher vier bis sechs Stunden dauert.

Die Furcht ist eine der unwiderstehlichsten, automatischen Erregungen. Ich habe sie als „den Schmerz der Selbsterhaltung" definiert, und Mosso hat ihr eine treffliche Monographie gewidmet.

Diese Erregung ist im allgemeinen bei dem Weibe am leichtesten und stärksten, weil es schwächer und der hemmende Zügel des Gedankens bei ihm weniger stark ist. Wenn wir über den moralischen Charakter handeln, werden wir versuchen, diese weibliche Furchtsamkeit, welche in vielen Fällen verschwindet, um dem männlichsten, bewundernswürdigsten Mute Platz zu machen, genauer zu definieren. Manches Weib fürchtet sich vor einer Maus und besteigt das Blutgerüst mit Heroismus; es schreit laut beim Erblicken einer Schlange und stürzt sich in die Flammen, um ihr Kind zu retten.

Bei uns wird die natürliche Furchtsamkeit des Weibes durch unsere Erziehung unterhalten, ja weiter ausgebildet. Von dem Manne verlangen wir Mut schon von erster Kindheit an, dem Weibe sehen wir voll Nachsicht auch

die erbärmlichste Furcht nach. Es könnte fast scheinen, als liebten wir die Furchtsamkeit des Weibes, um es verteidigen, beschützen zu können, um unsere Männlichkeit und seine Weiblichkeit zu betonen.

Der Mensch hat fast immer die Natur übertrieben. Er begünstigt die Magerkeit an sich selbst und die fetten, rundlichen Formen an seiner Gefährtin; unbehaarte Völker reißen sich alle Barthaare aus, die Bärtigen tragen den Bart so üppig als möglich. Man schätzt das Weißeste unter dem Weißen, das Schwärzeste unter dem Schwarzen. So entsteht die Liebe zwischen dem furchtsamen Weibe und dem heroischen Manne. Man möchte sagen, der Mensch wolle der Natur zu Hilfe kommen, welche ihm so, wie sie ist, niemals oder fast niemals gefällt, sie soll erläutert, gefärbt oder gefirnißt werden; und fast immer wird sie unter seinen Händen verdorben. Warum wäre er in diese Unterwelt versetzt worden, wenn er dies nicht thäte? — Aber während er sich für einen Verbesserer von Korrekturbogen hält, verdirbt er leider nur zu oft den Text der Natur.

Ehe ich den Abschnitt über die Furcht verlasse, will ich noch einige Zeugnisse vorlegen, welche dem weiblichen Mute Ehre machen.

Der Alpinismus fordert nicht nur kräftige Waden und schnelle Beobachtungsgabe, sondern vor allem auch großen Mut.

Jetzt haben schon viele Frauen den Gipfel des Montblanc bestiegen, aber wenige erinnern sich noch des Fräuleins d'Angeville, einer Französin, der ersten, die hinauf kam und über welche M[me.] Emile de Girardin in der Presse vom 20. Dezember 1839 folgendes schrieb:

„Die Löwin der eleganten und intelligenten Gesellschaft ist gegenwärtig Fräulein d'Angeville, die unerschrockene Reisende, welche voriges Jahr die Ersteigung des Montblanc ausführte, als die erste ihres Geschlechts, welche dieses gefährliche Unternehmen zu Ende geführt hat. Jedermann verlangt sie zu sehen, man umgiebt sie, fragt sie aus, und Fräulein d'Angeville beantwortet die zahlreichen Fragen, welche an sie gerichtet werden, mit ebensoviel Artigkeit als Geist. Einige Personen haben das Vergnügen gehabt, ein sehr schönes Album zu bewundern, welches einen illustrierten Bericht über die Reise enthält. Es ist eine Sammlung von Zeichnungen, welche in Genf nach den von Fräulein d'Angeville an verschiedenen Stellen ihres Aufstiegs entworfenen Skizzen gemacht worden ist. Die ersten Zeichnungen stellen den Auszug aus Chamouny dar; die Bewohner des kleinen Dorfs sehen die Reisende mit ihren Führern sich entfernen; einige Alte zucken mit den Achseln und sagen: „Die Närrin! welcher Einfall".

„Die interessanteste Stelle ist ohne Zweifel da, wo man die furchtbare Eismauer zu Gesicht bekommt, welche man überschreiten muß, ehe man die Spitze des Montblanc erreicht, die verhängnisvolle Treppe, welche den Stolz von Giganten herausgefordert hat. Dreihundertfünfzig Stufen im Eis! Über diese Treppe muß man hinaufklimmen nach so vielen Tagen voll Mühseligkeiten, nach schlaflosen Nächten, während eure Führer matt werden, wo selbst euer Hund den Mut verliert und nicht weiter folgen will! In der Hälfte der Riesenmauer angekommen, hat sie schon hundertfünfundsechzig Stufen zurückgelegt, aber noch liegen eben so viele vor ihr. Aber sie hat nur die Wahl, hinaufzusteigen oder umzukehren.

Sie schläft ein. Aber die Führer wecken sie wieder auf. Sie erinnert sich der Besteigung nicht mehr; sie fühlt nur, daß sie ohne Schutz ist und friert. Aber plötzlich belebt sie ein Strahl des Stolzes von neuem. Sie weiß, daß man sie von Chamouny aus beobachtet, daß hundert Fernrohre auf den Montblanc gerichtet sind, um sie auf der Spitze zu sehen, und plötzlich kehren alle ihre Kräfte zurück. Sie eilt von neuem vorwärts, und bald erblicken die Thalbewohner auf der Spitze des savoyischen Kaukasus den großen Hut der triumphierenden Pilgerin. Fräulein d'Angeville wurde bei ihrer Rückkehr nach Chamouny mit Begeisterung empfangen, das ganze Dorf eilte ihr entgegen, man bot ihr Blumensträuße, man sang ihr Lob. Sie selbst sagt jetzt, der Erfolg ändere die Namen der Dinge: Bei ihrem Auszug nannte man sie eine Närrin, bei der Rückkehr eine Heldin."

Mehrere Jahre später trug man in die Chronik einen andern Namen ein: es war der einer Amerikanerin, welche den Montblanc mitten im Winter bestiegen hat.

Eine amerikanische Dame, Miß Stroton, hat am verflossenen 31. Januar eine sehr wichtige Besteigung ausgeführt. Um drei Uhr nachmittags erreichte sie die Spitze des Montblanc.

Eine solche Besteigung im Winter war noch niemals versucht worden.

Am 30. Dezember machte Fräulein Stroton einen ersten Versuch, konnte aber nicht über die Grands Mulets hinauskommen; das schlechte Wetter zwang sie, auf ihren Vorsatz zu verzichten.

Am vergangenen 28. Januar begann sie die Besteigung von neuem in Begleitung des Führers Jean Charlet, genannt Crettat, und anderer Führer.

Die Kälte war sehr stark; auf den Grands Mulets zeigte das Thermometer 13° Kälte, auf dem Grand Plateau 19° und auf dem Gipfel des Montblanc 25°.

Am Abend des 30. Januar erreichte sie die Grands Mulets, am 31. um vier Uhr morgens ging sie weiter nach dem Grand Plateau, wo sie um acht Uhr ankam.

Um drei Uhr desselben Tages erreichte sie den Gipfel des Riesenberges.

Sie hielt sich daselbst fünfunddreißig Minuten lang auf, während die Sonne ein ungeheures Panorama beleuchtete.

Am 1. Februar stieg sie wieder in das Thal hinab.

Bei ihrer Rückkehr hielt Miß Stroton einen triumphierenden Einzug in Chamouny, wo man ihr begeisterte Huldigungen darbrachte.

Als Kolumbus auf seiner ersten Reise Catalina mit andern Indianerinnen gefangen nahm, ließen sich diese Frauen eines Nachts drei Seemeilen weit vom Lande und bei sehr unruhigem Meere vom Schiffe hinab ins Wasser gleiten und schwammen davon. Der wachthabende Seemann bemerkte es und machte Lärm. Die Spanier bestiegen ein Boot und ruderten auf ein am Ufer brennendes Feuer zu, auf welches die Flüchtlinge nach Verabredung zuschwammen. Alle schwammen so kräftig, daß sie das Ufer erreichten, vier wurden am Strande wieder eingefangen, aber Catalina mit allen andern rettete sich in den Wald.

Wir befinden uns im Jahre 1307. Als in Sizilien Friede geschlossen war, sammelten sich Tausende von Genuesen, Kataloniern und andern Landsleuten, welche

zu Lande und zur See für die Aragonesen und Anjoviner gekämpft hatten, und bildeten einen durch gleiche Gewohnheiten und Interessen verbundenen Heerhaufen. Als sie erfuhren, daß die Türken in die asiatischen Provinzen des griechischen Kaisertums eingefallen seien, beschlossen sie, sich zum Kriegsdienste gegen dieselben gegen Löhnung und Beute anzubieten. In dieser Absicht förderte sie Friedrich, König von Sizilien, gern und leistete ihnen Hilfe, um sich ihrer möglichst bald zu entledigen. Seit zwanzig Jahren führten diese Leute Krieg, kannten kein anderes Vaterland mehr als Lager und Schiffe, verstanden nichts weiter als zu kämpfen und besaßen nichts weiter als ihre Waffen; andere Tugenden als Tapferkeit wußten sie nicht zu schätzen. Die Weiber, welche diese Bande begleiteten, waren nicht weniger unerschrocken geworden als ihre Gatten oder Geliebten. Das Volk glaubte, die Katalonier seien imstande, mit einem einzigen Säbelhiebe Reiter und Roß zugleich zu spalten, und dieser Glaube war schon an und für sich eine mächtige Waffe für diese Krieger.

Ich will versuchen, auf folgende Weise die Vergleichung der Sensibilität bei beiden Geschlechtern darzustellen:

Mann.	Weib.
Minimum von Vatergefühl.	Maximum von Muttergefühl.
Geschlechtliche Liebe schwächer und unbeständiger.	Geschlechtliche Liebe wärmer und beständiger.
Weniger Eifersucht.	Mehr Eifersucht.
Weniger Schamhaftigkeit.	Mehr Schamhaftigkeit.
Weniger Gefallsucht.	Mehr Gefallsucht.
Mehr Ehrgeiz.	Mehr Eitelkeit.
Weniger Mitleid.	Mehr Mitleid.
Weniger Wohlwollen.	Mehr Menschenliebe.

Mann.	Weib.
Mehr Grausamkeit.	
Weniger Aufopferungsfähigkeit.	Mehr Aufopferungsfähigkeit.
Mehr Mut.	Mehr Furcht vor Gefahren.
Stärkeres Gerechtigkeitsbedürfnis.	Schwächeres Gerechtigkeitsbedürfnis.
Stärkeres Eigentumsgefühl.	Schwächeres Eigentumsgefühl.
Schwächere Religiosität.	Stärkere Religiosität.

Nicht nur die Gefühle selbst sind bei beiden Geschlechtern verschieden, sondern sie sind es auch in ihrem Ausdrucke.

Bei dem Weibe finden wir einen kindlichen, besonders atavistischen Charakter. Hier ist die tiefere Stellung des Weibes auf den Stufen der Entwickelung zu augenfällig, um geleugnet werden zu können.

In der Wollust beißt es den Liebesgenossen viel öfter als der Mann, und im Schmerze weint es nicht nur leichter und länger als wir, sondern reißt sich die Haare aus und wälzt sich auf der Erde wie die Kinder.

Auch unter den Kabylen drücken die Weiber ihre Freude durch lautes Geschrei aus, indem sie „yu, yu“ rufen.

Paul Albrecht, der anatomische Verleumder des Weibes, sagt, nachdem er alle die oben erwähnten Eigenschaften aufgezählt hat, die enge Verwandtschaft des Weibes mit dem Affen werde auch auf psychologischem Gebiet dadurch bewiesen, daß es gern kratzt und beißt.

Ich schreibe keine Abhandlung über Psychologie, sondern eine einfache Physiologie des Weibes; daher wird es mir erlaubt sein, meine Ansicht über den „Willen“ als psychisches Phänomen zu verschweigen, welcher bald als ein Eckstein der Psyche, bald als ein einfaches

Moment, ein Ausdruck der bewußten centrifugalen Strömungen betrachtet worden ist.

Ich kann nur sagen, daß es ohne viele Beobachtungen und Untersuchungen schwer ist, zu sagen, ob der Wille beim Weibe stärker oder schwächer ist als bei uns. Möbius und andere mit ihm stehen nicht an, zu sagen, sein Wollen sei weniger kräftig als das unsere, aber ich finde diese dogmatische Behauptung falsch oder wenigstens unvollständig. Der Mann handelt mehr, kämpft mehr als das Weib, und hat daher häufiger Gelegenheit, zu wollen und kräftig zu wollen; aber wenn das Weib ein heftiges Verlangen hat, so zeigt es ebenfalls Willenskraft und geht bis zur Hartnäckigkeit, welche in den meisten Fällen eine Übertreibung der Willenskraft ist. Auch seine Launen sind Willensakte und gehen oft bis zur zähesten Hartnäckigkeit.

Wo es sich darum handelt, hohe Lebensaufgaben zu lösen, ist der Mann oft schwankender als das Weib, weil sein stärkerer und besonders mehr kritischer Verstand ihm die beiden Seiten der Frage zeigt und seinen Entschluß unsicher macht. Dagegen ist beim Weibe die zügelnde Macht des Gedankens schwächer, es wird plötzlich und unwiderruflich zu einer Entscheidung für das eine oder das andere hingerissen, denn es handelt mehr nach innerem Antriebe als nach Überlegung.

Wenn beim Manne das Bestreben vorherrscht, den Ausdruck seiner Gemütsbewegungen zu verbergen, um seine Schwäche nicht zu verraten, so will das Weib vor allem schön sein, auch wenn es weint, auch im Zorne, vorzüglich wenn es liebt und verlangt, bittet oder dankt.

Durch seine Gebärdensprache will der Mann uns vor allem, auch unbewußt sagen: „Ich bin stark!“

Das Weib spricht immer zu uns: „Ich bin schön!“

Die Worte sind sehr verschieden, aber die Sache ist immer dieselbe, denn der Mut ist die erste Kraft des Mannes, die Schönheit die erste Kraft des Weibes.

Obgleich das Weib stärker fühlt als wir und seine Gemütsbewegungen auffallender auszudrücken pflegt, so gelingt es ihm doch besser als uns, einen Schmerz zu verbergen, wenn es einem andern schaden kann, wie ich anderswo bewiesen habe.[1])

Über die geschlechtliche Gebärdensprache des Weibes erlaube ich mir eine Stelle aus einem meiner Werke anzuführen, welche ich für ein treues Bild der Wahrheit halte.

Das Geschlecht vervollkommnet gewisse Arten des Ausdrucks, welche jedem der beiden Geschlechter eigentümlich sind. Während der Mann die Mimik des Wollens, des Befehlens, der Energie immer weiter ausbildet, vervollkommnet das Weib die unübertreffliche Anmut des Lächelns und der verführerischen Hüftenbiegungen ins Unendliche. Man vergleiche das Weinen eines kleinen Mädchens, welches ins Theater mitgenommen sein will, mit den Thränen eines Weibes, welches einen zu wenig gefühlvollen oder allzu undankbaren, zu wenig treuen oder allzu geizigen Liebhaber besiegen möchte. Beide weinen in einer sehr ähnlichen Absicht; aber welcher Unterschied in den Mitteln und in den Hilfsquellen, welche Armut auf der einen Seite, welcher Reichtum auf der anderen!

[1]) Mantegazza, Fisiologia del dolore, p. 311.

Erfahrung, Verstand und Erziehung haben das Weib über den unendlichen Wert der Arbeitsteilung in der Mimik belehrt, und während das Kind nur schreit, Mund, Nase und alles übrige auf häßliche Weise verzerrt, liebkost uns das schöne Weib mit einem Lächeln durch Thränen und legt in jedes Lächeln eine Verheißung von Wollust, mit jeder Thräne öffnet es eine Quelle des Mitleids, mit jedem Zittern der Muskeln, jeder Liebkosung der Finger, jeder Wellenbewegung der Hüften, jedem dreisten Sehenlassen von Schönheiten, welche wie Rosenknospen bei jeder Bewegung hervorbrechen, schließt es Euch in die Maschen eines Netzes ein, welches Euch bald besiegt und gefesselt als Gefangenen und Sklaven zu seinen Füßen legen wird. Und welche Verschmitztheit zeigt sich in den Strahlen dieses Lächelns, welche in den See der Thränen untertauchen, blitzen und wiedererscheinen; welche Lüsternheit verbirgt sich unter jener Schamhaftigkeit, welche wiederherzustellen scheinen will, was der Schmerz in Unordnung gebracht hat, wie viele Pfeile werden aus jeder Hautpore, mit jeder Bewegung der Pupille abgeschossen, welche geniale, erhabene Mimik geht von dem kleinen, biegsamen, anmutigen Körper aus und bezaubert und lähmt den groben Körper des zottigen Mannes, welcher sich den Herrn der Welt zu nennen wagt und in diesem Augenblicke der Sklave der weiblichen Mimik ist!

Ein Weib, welches weint, ist mächtig; ein Weib, welches gut und schön weint, ist allmächtig.

Das Weib schläft mehr als der Mann, erträgt aber Nachtwachen besser als er.

Anhang.

Die Schönheiten des Weibes.[1])

Das schöne Weib. — Das schöne Geschlecht. — Dauer der Schönheit. — Verschiedene Gedanken über die Schönheit. — Schilderungen von Reisenden und Dichtern. — Verschiedene Typen. — Der Äquator der Schönheit. — Geschlechtliche Schönheiten. — Studien über Venusstatuen. — Die Venus von Milo. — Die Schönheiten zweiten Ranges. — Jugendliche und Matronenschönheit. — Blondinen und Brünetten. — Brünetten und Blondinen. — Das klassisch und das sinnlich Schöne. — Das anmutig Schöne. — Das sentimental und das pikant Schöne. — Anderes.

Zu jeder Zeit hat der Mann vom Weibe verlangt, daß es schön sei, und oft hat er weiter nichts von ihm verlangt.

Der Fortschritt der Civilisation wird uns nach und nach dahin bringen, daß wir von den Töchtern Evas noch andere Eigenschaften fordern, aber so lange der Mann diesen Planeten bewohnen wird, immer wird für ihn die Schönheit der erste Vorzug des Weibes bleiben.

Moralisten und Philosophen mögen es beklagen; aber es wird immer so sein. Die Natur hat es so gewollt.

Die Schönheit des Weibes übt eine solche Kraft, eine solche Macht aus, daß sie sich dem Genie gleichstellen kann. In der That sind Krieg und Frieden, Eroberung von Reichen, sowie feige Preisgebung der eigenen Würde, erhabene Heldenthaten und herrliche Werke der Kunst und Litteratur durch die weibliche Schönheit eingegeben und angeregt worden. Selbst in

---

[1]) Wir geben als Anhang dieses Kapitel aus dem „Wörterbuche des Schönen", welches schon oben citiert worden ist.

den Himmeln der verschiedenen Mythologien geraten die Götter wegen der Anmut einer Göttin in Streit. Auf der Erde wurde Troja wegen der Entführung einer schönen Frau zerstört, und noch heute üben die Gattinnen und Geliebten von Königen, Ministern und Politikern einen großen Einfluß auf die Weltereignisse aus. Die Geschichte Frankreichs würde einen anderen Lauf genommen haben, wenn Eugenia von Montijo weniger schön gewesen wäre, und ein großer Schriftsteller hat gesagt, wenn Kleopatras Nase länger oder kürzer gewesen wäre, so würde der Gang der Weltgeschichte ein anderer gewesen sein.

Keine größere Freude giebt es auf der Welt, als die, das geliebte Weib zu besitzen, und dieses kann nur schön sein, denn von allen Paradoxen und halben Wahrheiten, welche über die Liebe vorgebracht worden sind, ist kein Ausspruch wahrer als dieser: „Das am meisten begehrte Weib ist das am meisten geliebte", und um begehrt zu werden, muß es schön sein.

Etwas Schönes ist der Ruhm, etwas Treffliches der Reichtum, aber es wäre nicht der Mühe wert, so viel Schweiß zu vergießen, um Ruhm oder Gold zu erlangen, könnte man nicht aus dem ersteren eine Aureole, aus dem zweiten eine Krone für das Haupt des schönen Weibes machen. Darum unterschreibe ich mit beiden Händen das epikuräische, aber durchaus wahre Wort Berons: „In dieser Welt giebt es nur zwei der Bewunderung und Verehrung würdige Dinge: Den Mann von Genie und das schöne Weib."

Mögen Moralisten und Priester, Heilige und Philosophen aufhören, ihre stumpfen Pfeile gegen die Schönheit

des Weibes abzuschießen. Sie wird immer das höchste Ziel der Hälfte des menschlichen Geschlechts bleiben. Sie gehässig oder verächtlich machen zu wollen, wäre dasselbe, wie zu verlangen, daß die Flüsse bergauf fließen, oder die Körper nach oben fallen sollen.

Moral, Civilisation und Religion müssen sich damit begnügen, die Grenze der weiblichen Schönheit zu erweitern, indem sie dieselbe auf das Gebiet des Gefühls und des Gedankens übertragen; dann würde das vollkommene Weib sein Haupt mit einer dreifachen Krone schmücken, welche die höchste Schönheit des Körpers, des Herzens und des Geistes darstellte.

Daß die Schönheit hohen Wert hat, daß die Natur große Anstrengungen machen muß, um sie hervorzubringen, beweist schon ihre Seltenheit.

Vollkommen schöne Frauen sind vielleicht in derselben Zahl vorhanden, wie Männer von Genie. Man versuche (wenigstens in Italien) in einer Stadt die hervorragenden Männer und die allgemein für sehr schön geltenden Frauen an den Fingern aufzuzählen, und man wird finden, daß beide ungefähr in gleicher Zahl vorhanden sind. Die beiden Hände genügen, um die höchsten Spitzen der beiden Stufenleitern aufzuzählen; vielleicht genügt eine einzige Hand.

Dieses Verhältnis ändert sich nur in polygamen Ländern, wo in den höheren Ständen die Frauen und Konkubinen immer schön sind, wodurch die Zahl der Schönen zunimmt.

Daß die Schönheit des Weibes, wenigstens bei uns, etwas Seltenes und schwer zu Findendes sei, wird durch eine andere Thatsache bewiesen, nämlich, wenn es der

Natur gelungen ist, eine Venus hervorzubringen, so sagt sie: „Das genügt!“ und verweigert ihr fast immer die hohen Gaben des Fühlens und Denkens. Es giebt ohne Zweifel sehr schöne Männer von Genie und geniale Frauen, welche zugleich sehr schön sind, aber das sind sehr seltene Ausnahmen, welche nur die Regel bestätigen. Was die Natur auf einer Seite ausgiebt, muß sie auf den andern ersparen, Darwin hat es gesagt und vor ihm alle philosophischen Naturforscher. Die Nachtigall ist häßlich, der Pfau ist schön; der Elefant ist häßlich, aber sehr klug, der Hirsch schön, aber dumm. Gott giebt nicht allen alles!

Ist das Weib schöner, oder der Mann?

Diese Frage läßt sich nicht beantworten; sie stellt eine unlösliche Aufgabe, ungefähr wie die Quadratur des Kreises. Wie jedoch die Männer die Gesetzbücher geschrieben haben, so haben sie auch alle seit Jahrhunderten geantwortet: „Das Weib ist schöner als der Mann“, und sein Geschlecht „das schöne“ genannt; und an Gehorsam gewöhnt, haben die Frauen aus den Händen ihrer Beschützer und Herren das Scepter der Schönheit angenommen und auf deren Ausspruch geantwortet: „So sei es!“

Wissenschaftlich ist die Frage falsch gestellt, und darum würde es vergeblich sein, ihre Lösung zu versuchen. Man könnte ebenso gut fragen: „Ist der Himmel schöner, oder das Meer? Ist das Pferd schöner, oder der Löwe?“

Der Mann und das Weib gehören zu verschiedenen Schönheitstypen, und wenn das eine Geschlecht sich von dem seinigen entfernt, um sich dem des anderen zu nähern, so wird es häßlich. Ein mageres Weib, dessen Becken schmaler ist als die Schultern, ohne Busen und Hüften,

mit kurzen Haaren und einem Barte ist ein Ungeheuer. Ebenso finden wir einen Mann ohne Bart mit weitem Becken und fettreichem Körper abscheulich.

Wir betrachten das Weib durch das Prisma des Verlangens, und ebenso betrachtet es uns; seine Schönheit erscheint uns um so vollkommener, je mehr geschlechtliche Begierden es in uns erweckt, also je mehr Wollust uns sein Besitz verspricht. Dasselbe wünscht und begehrt das Weib von uns.

Den Beweis dieser ästhetischen Behauptung finden wir in den Verirrungen des geschlechtlichen Instinktes. Das Mannweib findet ihre Mitschwestern am schönsten und die Männer häßlich, ja widerwärtig. Ebenso ist es mit dem Manne, wenn sein geschlechtlicher Instinkt sich verirrt hat, und er die Männer schöner findet als die Frauen.

Alle ästhetischen Urteile, welche das eine Geschlecht über das andere fällt, gründen sich auf die Geschlechtscharaktere, wie wir sogleich sehen werden, und um uns davon zu überzeugen, brauchten wir nur den verschiedenen Grad der Bewunderung zu beobachten, welche in uns, je nach dem verschiedenen Grade unserer Keuschheit, der Anblick schöner Frauen erregt. Bei Männern vom feinsten ästhetischen Gefühl ist sicher die Keuschheit niemals im stande, sie zu falschen oder ungerechten Urteilen zu verleiten, denn für die Beurteilung der Schönheit giebt es geometrische Gesichtspunkte, welche vor und nach der süßen Sünde dieselben bleiben, während die Sättigung und die Impotenz, welche unser Urteil auf gleiche Weise beeinflussen, alle unsere Aussprüche pessimistisch färben. Mit zwanzig Jahren finden wir alle, oder fast alle

jungen Frauen schön, während mit fünfzig Jahren der großmütigste Optimist einen Unterschied macht, einen feinen, eigensinnigen Unterschied, der ihm die Wahl sehr erschwert und, je nach dem Falle, sein Urteil einrichtet.

Nein, und abermals nein! Das Weib ist nicht schöner als der Mann, mögen es auch verschiedene Anthropologen behaupten und sich dabei auf scheinbar ernsthafte Gründe stützen.

Wenn das Weib einige ästhetische Elemente besitzt, die uns fehlen, wie den Busen, die Schamhaftigkeit des Liebesnestes und die reichen Haare, wenn es öfter als wir die göttlichen Grübchen in den Wangen, an den Lenden und auf den Händen aufweist, so gehört uns der Backen- und Kinnbart und die mächtige, männliche Muskelkraft. Und dann ist die Schönheit des Mannes, um die weiblichen Vorzüge aufzuwiegen, viel dauerhafter.

Sowie der Mann die Fähigkeit zur Befruchtung länger behält als das Weib, so bleibt er auch länger schön. Die Mutterschaft und die Säugung zerstören sehr bald viele von den vorzüglichsten Reizen des Weibes; es ist nicht sein geringster Ruhm, daß es auf dem Altare der Mütterlichkeit ihren höchsten Schatz, ihre Schönheit, als Opfer darbringt. Auf eine einzige alte Frau, welche sich, ich sage nicht schön, aber begehrenswert erhält, findet man wenigstens zehn Männer, welche noch mit sechzig Jahren schön bleiben.

Dieser Minderwert des Weibes tritt noch mehr hervor, wenn es in den armen Klassen bei civilisierten Völkern und bei niederen Rassen zu schweren Arbeiten gezwungen ist, welche seine Kräfte übersteigen. Gebären,

Säugen und Arbeiten ist für das Weib übermäßige, grausame Anstrengung, und der Mann wird dadurch für seine Tyrannei bestraft, daß er nach wenigen Jahren der Liebe ein an Jahren noch junges, seinen Formen nach aber abgelebtes Weib in die Arme schließt.

Übrigens genügen auch bei hochstehenden Rassen und in den höheren Ständen einige Schwangerschaften fast immer, um dem Busen seine Eleganz, dem Unterleibe seine Anmut zu rauben; die Schönheit geht unter in dem Zustande, welchen ich „den Schiffbruch der Form“ nenne. Wenige Frauenkörper können sich nach dem fünfunddreißigsten, höchstens nach dem vierzigsten Jahre ungestraft nackt zeigen, und wenn selbst das Gefühl, ein viel weniger ästhetischer Sinn als das Gesicht, Nachsicht üben muß, so läßt sich über die Falschheit des Vorzugs des schönen Geschlechts nicht weiter streiten, weder vor dem Gerichtshofe der Ästhetik, noch vor dem der Wissenschaft.

Es ist eine wichtige, der Wissenschaft würdige Frage, ob alle Völker und alle Rassen denselben Begriff von weiblicher Schönheit haben.

Auf diese Frage hat man mit entschiedenem Ja, noch öfter mit beschränktem Nein geantwortet, und wie mir scheint, in beiden Fällen irrtümlich. Die Metaphysiker haben sogleich ja gesagt, denn für sie ist der Mensch der Nachkomme eines einzigen Adams und nach demselben Urtypus gebildet, und wie er nur eine einzige Religion haben soll, darf er auch nur ein einziges Schönheitsideal besitzen. Wenn ein Neger ein Weib mit mastodonartigen Hinterbacken vorzieht, so geschieht es darum, weil sein Geschmack entartet ist, oder weil er nur übermäßig fette

Weiber kennt. Wenn er sein Schönheitsgefühl erzogen und so seinen Irrtum erkannt haben wird, wird er ebenfalls finden, daß die mediceische Venus schöner ist als die hottentottische.

Die Psychologen kommen der Wahrheit näher, wenn sie behaupten, jede Rasse bilde sich ein eigenes Ideal von weiblicher Schönheit, und in der Menschenwelt finden sich viele Thatsachen, welche diese Meinung stützen.[1])

Ein mageres Weib werden die Völker Afrikas und des Orients niemals schön finden, und Raden Saleh, ein javanischer Maler, sagte mir offenherzig, die langen Nasen unserer Frauen erschienen ihm monströs. Er war aus einem Lande, wo kleine, etwas platte Nasen sich gegenseitig anriechen und als Liebkosung einander anblasen.

Ohne Malaie oder Neger zu sein, sprach ein gelehrter, norwegischer Ingenieur mit Abscheu von schwarzen Augen; er verglich sie mit Kohlenstücken und sprach ihnen allen Ausdruck ab.

Einer meiner Freunde ist ein vornehmer Engländer, welcher nur eine Frau schön finden kann, welche wenigstens 250 englische Pfund wiegt, und ein anderer Freund ist ein Italiener, welchem nur sehr magere Frauen gefallen.

Im allgemeinen finden die Reisenden immer die Frauen des Landes schön, welches sie eben besuchen, oder wenigstens sind sie sehr nachsichtig gegen dieselben. Dies rührt aus zwei verschiedenen Ursachen her, welche sich aber verbinden, um unser Urteil zu trüben: nämlich lange

---

1) Man sehe das wunderbare Bild der schönen Anacrona in Washington. Vita di Colombo vol. II, p. 228 und vol. III, 211. Übersetzung von Renson, Paris 1864.

Keuschheit und Freude am Wechsel. Ich greife einige Beispiele zufällig heraus.

Issel fand die Weiber in Massaua wenn nicht schön, so doch anmutig.

„Ihre etwas dicken Lippen, welche zum Küssen gemacht zu sein scheinen, ihre klaren Augen, um von anderen, verborgeneren Reizen zu schweigen . . . .[1])

Byron sagte, unter zwölf Italienerinnen und zwölf Engländerinnen würde man viele englische Schönheiten und vielleicht nur eine einzige italienische finden, aber diese würde für sich allein ebenso schön sein, wie alle Engländerinnen zusammengenommen.

Taine versichert, unter zehn englischen Mädchen finde man ein bewunderungswürdiges und fünf oder sechs, welche ein naturalistischer Maler mit Vergnügen betrachten würde, und Sir Sinclair, ein Engländer, ärgert sich über dieses Lob, welches seinen Landsmänninnen mit Unrecht zuerkannt werde.[2]) Er seinerseits glaube nicht, daß in England mehr als ein bewunderungswürdiges Weib (wie z. B. Marie Rose) unter tausenden zu finden sei, und eins unter hundert, welches ein naturalistischer Maler mit Vergnügen sehen würde.

Der argentinische Oberst Mancilla befragte eines Tages den Kaziken Yancaqueo, warum er unsere Frauen den seinigen, also denen des Stammes der Ranqueles, vorzöge. Hier folgt die einfache Unterhaltung in dem schlechten Spanisch des Königs der Pampa:

---

[1]) Viaggio nel Mar rosso e tra i Bogos.

[2]) Larmes et sourires.

— Que te gusta mas, una china, o uno cristiana?
— Una cristiana pues!
— Y porque?
— Ese cristiana mas blanco, mas alto, mas pelo fino, ese cristiana mas lindo.

Palgrave sagt von den Bewohnerinnen Arabiens, wenn er ein Kalometer, einen Schönheitsmesser hätte, so würde er die Beduininnen auf den Nullpunkt, höchstens auf 1° setzen. Einen Grad höher ständen die Weiber von Nedjed, dann die von Shomer, dann die von Djowf. Auf 5—6° stellt er die Weiber von Hesa, auf 7° die von Katar, und mit einem Sprunge bis zu 17 oder 18° käme er zu denen von Oman.[1])

Diese aus den verschiedensten Quellen geschöpften und sich teilweis widersprechenden Urteile beweisen, daß bei der Abschätzung der Schönheit der Frauen anderer Rassen in uns zwei sich bekämpfende Faktoren thätig sind, so daß wir, je nachdem der eine oder der andere vorwiegt, diese Schönheit entweder übertreiben, oder herabsetzen. Die Keuschheit und die Liebe zur Abwechselung machen uns allzu nachsichtig; die Gewohnheit, unseren eigenen Typus zu bewundern, und der Nationalstolz machen uns zu streng.

Darum ist ein entschiedenes „Ja" oder „Nein" gleicherweise falsch; die Schönheit des Weibes besteht aus zu vielen Elementen, als daß die Wage nicht hin und her schwanken sollte, und ein für alle maßgebendes Gesetzbuch giebt es in der Ästhetik nicht.

---

[1]) Wood, Natural History of man. — Africa, p. 761.

Die strenge Wahrheit ist diese, daß jede Rasse von weiblicher Schönheit einen allgemeinen Begriff hat, welcher sich auf alle Frauen erstreckt, und einen speciellen Begriff, welcher nur die des eigenen Landes umfaßt. Jede Rasse besitzt einen anderen Typus weiblicher Schönheit, und die ganze Menschheit geht bei Beurteilung des andern Geschlechts von gewissen Gesichtspunkten aus. Es ist genau ebenso, wie mit Hunden und Pferden. Der Schönheitstypus des arabischen Pferdes ist von dem des Mecklenburgers weit verschieden, und der des Bracken weicht von dem des Pudels oder Windhundes weit ab.

Wie verschieden auch das Urteil und der Geschmack der einzelnen Völker in betreff der weiblichen Schönheit sein mögen, so stimmen doch alle darin überein, daß ein schönes Weib zwei wesentliche Dinge besitzen müsse, welche das eigentliche Skelett seiner Schönheit ausmachen, nämlich Gesundheit und Jugend.

Deutlich ausgesprochene Weiblichkeit.

Ein gelbsüchtiges, cyanotisches oder sonst krankhaft aussehendes Weib finden wir nicht schön, und ebenso geht es einem Neger mit einer grauschwarz aussehenden Negerin.

Übermäßige Magerkeit, sowie übermäßige Fettleibigkeit mißfallen nicht nur darum, weil sie die Grundgesetze der Biologie und Symmetrie verletzen, sondern auch, weil sie krankhafter Natur sind.

Mit der Gesundheit muß Jugend verbunden sein, denn diese ist der Ausdruck der Zeugungsfähigkeit. Eine Matrone kann nur schön und eine Alte nur angenehm sein, wenn sie einige jugendliche Eigenschaften bewahrt

haben, welche uns täuschen, wie die Frische der Haut, die Rundheit der Formen, die Lebhaftigkeit des Auges.

Darum hat ein schön zur Welt gekommenes Weib ein Recht auf dreißig Jahre Schönheit (vom 15. bis 45.), auf zehn weitere der Anmut (bis zum 55.) und auf weitere zehn des Mitleids (vom 55. Jahre aufwärts).

Nächst der Gesundheit muß das Weib, um schön zu sein, vor allem weiblich sein.

Die Grundlinien der weiblichen Schönheit sind durchaus geschlechtlich, und ich teile sie in obere und untere; die zweiten sind wichtiger als die ersteren, weil sie die gute Mutter anzeigen; jene nur die gute Amme.

Ohne ein weites Becken, ohne gerundete, üppige Hüften kann das Weib nicht neun Monate lang die Frucht der Liebe ernähren, kann es nicht gebären; ohne einen festen, üppigen Busen kann es seinem Kinde nicht Milch aus seinem Blute bereiten. Gebären und säugen, das sind die beiden Funktionen des weiblichen Geschlechtslebens; sie sind in den Grundlinien seiner Schönheit angedeutet.

Die Linie, welche die oberen Geschlechtslinien von der unteren trennt, ist für mich der Äquator der Schönheit, das, was in vielen Gegenden Italiens sehr bezeichnend la vita (zugleich die Taille und das Leben) genannt wird.

Der Schwung dieser Linie ist für uns Männer im höchsten Grade anziehend und herausfordernd, und Frauen kennen nur zu wohl den Wert dieser Kreislinie, so daß sie selbst Gesundheit und Leben wagen, um sie enger zu schnüren.

Auch wenn eine Frau niemals einen Schnürleib getragen hat, zeigt ihr Rumpf an dieser Stelle eine Einschnürung, welche bei dem Manne fehlt, und zwar wegen der besonderen Form ihres Brustkastens. Der Schnürleib übertreibt dann das, was die Natur nur angedeutet hatte.

Eine enge Taille ist verführerisch, weil sie den Reichtum der oberen und unteren Geschlechtslinien stärker hervortreten läßt, und weil dies die Stelle ist, wo wir von dem Weibe Besitz ergreifen; je leichter die Umfassung, desto vollständiger der Besitz. Aus demselben Grunde sollen Hände und Füße klein sein.

Auf diesen Äquator hat die Mythologie den Gürtel der Venus, auf ihn hat die Menschheit den Brennpunkt der Begierden verlegt. Das Auge fragt, die Hand bittet, aber solange nicht die Arme eines Mannes den Schönheitsäquator eines Weibes umschließen, ist keine Besitznahme, keine volle, rechtmäßige Eroberung eingetreten.

Alle dem Weibe eigentümlichen Schönheiten sind geschlechtlich, das heißt, sie heben die besonderen Funktionen hervor, welche die Natur ihm in dem großen Mysterium der Zeugung angewiesen hat.

Geschlechtlich ist die üppige Rundung der Hüften, der Glieder und besonders der Schenkel.

Geschlechtlich sind die feinen Ansätze der Gelenke, die Kleinheit des Kopfes, die Niedrigkeit der Stirn, Charaktere, welche dem Körper besondere Feinheit, wollüstige Eleganz verleihen.

Geschlechtlich ist auch die niedrigere Gestalt im Vergleich mit dem Manne. Wenn das Weib größer ist als

der Mann, kann es noch schön sein, aber nur als seltene Ausnahme; und auch dann bewundert man mehr die Seltsamkeit des Falles als die Schönheit der Formen, welche viel von ihrer Anmut einbüßen. Von zwei Frauen, von denen die eine allzu groß, die andere allzu klein ist, ziehen wir fast immer die zweite vor, weil bei ihr die Weiblichkeit stärker ausgeprägt ist.

Geschlechtlich ist besonders die Kleinheit der Hände und Füße.

Geschlechtlich ist die Entwickelung der Haare, welche bei höher stehenden Rassen immer viel länger sind als bei dem Manne, die fühlbaren Schätze der Wollust vermehren und durch ihre verschiedene Anordnung die Eleganz des Kopfes erhöhen, alle Schönheiten des Körpers einhüllen, ohne sie zu verbergen.

Alle diese Geschlechtscharaktere der weiblichen Schönheit sind ebenso viele Verheißungen für den Mann, der sie betrachtet, und nirgends wie hier zeigt die unerbittliche Gleichung

das Schöne = dem Lustgefühl

ihre allgemeine Gültigkeit. Wenn wir den Körper eines schönen Weibes betrachten, liebkosen wir mit den Blicken diese wunderbare Harmonie der Wellenlinien, die sich erhebenden Hügel, die einsinkenden Thäler; und über diese Schätze wirft das Verlangen gleichsam ein dichtes Netz aus, das die Schätze der Wollust umspannt und in Besitz nimmt.

Pietro Moscati, ein berühmter Professor der Universität Pavia, schrieb zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Buch, um zu beweisen, daß der Mensch eigentlich

auf vier Füßen gehen müßte, und verstand es, in wenigen, einfachen Worten die allgemeinen Umrisse der weiblichen Schönheitslehre zu zeichnen:

„Das Weib nähert sich durch seinen zarten Körperbau nicht wenig der heiteren Zierlichkeit des kindlichen Alters.“

Colardeau besang die Schönheiten unserer Genossin in sehr schönen Versen.[1]) Alle Dichter haben den besten Teil ihres Genies aufgewendet, um dem Weibe Lobgesänge der Bewunderung zu widmen, von Petronius, welcher die Circe beschreibt, bis zu unserem Landsmanne Carducci, dessen an seine Geliebte gerichteten Verse Dantes und Petrarcas würdig sind.

Das Studium der römischen und griechischen Venusstatuen und der weiblichen Statuen unserer Zeit ist von seiten der Kunstgeschichte betrieben worden, aber von seiten der Psychologie und Ästhetik sind noch viele Fragen unbeantwortet geblieben.

Alle Venusstatuen aller Zeiten, von den rohesten Darstellungen der Kunst der Wilden bis zu den Schöpfungen des Phidias und Praxiteles zeigen immer die Grundlinien der weiblichen Schönheit. Auch auf den Denkmälern Indiens, welche so grob gearbeitet sind, habe ich immer bei den weiblichen Figuren die Geschlechtslinien stark ausgeprägt gesehen, wohlgebildete und entwickelte Brüste, enge Taillen und runde Hüften.

Ein Venusbild im Museum in Neapel entlockte Shelley den Ausruf:

---

[1]) Menville de Tonsan, Histoire philosophique et médicale de la femme. Edit. 2me. Paris 1858.

„Such statues! There is a Venus, an ideal shape of the most winning loveliness.“

Heine ließ sich, als er am Tode lag, in das Louvre tragen, um die Venus von Milo noch einmal zu begrüßen.

Ich habe die Venusbildsäulen fast aller europäischen Museen gesehen und trotz ihren Fehlern und den schlecht gelungenen Restaurationen durch Hände, welche von denen des griechischen Bildhauers, der diese Göttin aus dem Marmor hervorgerufen hat, allzu verschieden waren, ziehe ich die mediceische Venus in der Galerie der Uffizien in Florenz allen anderen vor. Besonders hinten besitzt diese eine solche weiche Biegsamkeit, eine solche Harmonie der Krümmungen, eine solche Vollendung der Form, daß man glaubt, etwas Vollkommeneres könne es nicht geben, und ein schöneres Geschöpf sei niemals aus den Händen der Natur oder der Kunst hervorgegangen.

Die kapitolinische Venus ist ebenfalls bewundernswürdig, aber zu robust; sie erinnert an den Einfluß, dem die griechischen Künstler in Rom unterworfen waren, wo die Frauen muskelstärker und weniger ideal waren als unter dem Himmel von Hellas.

Auch die Venus des Louvre (Nr. 142), welche aus dem Bade kommt, erinnert an die Mediceerin, aber sie ist zu muskulös; sie hat Männerfüße und ihre Schultern sind grob gebaut.

Bei allen Venusstatuen des Louvre sind Hände und Füße für unseren modernen Geschmack zu groß.

Die Venus von Troas halte ich für eine der schönsten, auch die andere mit den Waffen des Mars ist sehr schön.

Obgleich sie verstümmelt ist, und obgleich die Hülle

viele Schönheiten der Venus von Milo verdeckt, so ist sie doch eines der erhabensten Werke des menschlichen Genius, und so oft ich nach Paris komme, gebrauche ich täglich wenigstens eine Stunde zu einer Pilgerfahrt zu dieser Heiligen der Religion der Schönheit.[1])

Sie ist wunderbar schön, besonders in der Taille, welche ihr Marmorleib bildet. Sie allein wäre hinreichend, um den Abgrund erkennen zu lassen, welcher die alten griechischen Bildhauer von den modernen trennt, hießen diese auch Canova oder Thorwaldsen. An den modernen Venusstatuen und im allgemeinen an allen modernen nackten Frauen, welche eher geeignet sind, die Lüsternheit zu reizen, als unser Schönheitsgefühl zu erhöhen, sehe ich immer nur Haut, aber fast niemals die Muskeln, welche darunter erzittern. Haut und abermals Haut, Oberfläche, Krümmungen und Hügel, aber niemals die olympische Harmonie zwischen dem, was außen, und dem, was innen ist. — An den griechischen Statuen ist die Haut von durchsichtigem Glas, welches mein Auge nicht aufhält, sondern auffordert, in das Heiligtum des Lebens einzudringen, wo ich die Sehnen zittern, die Muskeln sich zusammenziehen oder ruhen, die Nerven erbeben sehe. Unsere Skulptur ist Malerei, welche mit dem Meißel auf Marmor ausgeführt wird; die griechische Skulptur ist eine plastische Schöpfung, welche nichts vergißt, vom Knochen bis zur Haut; es scheint mir, wenn ich diesen Marmor berührte, müßte ich die Wärme des Blutes, das Pulsieren des Lebens fühlen.

Alle diese Vorzüge besitzt die Venus von Milo im

[1]) Burkhardt sagt von der Venus von Milo, sie sei nicht nur schön, sondern auch kräftig.

höchsten Grade. Ihr Kopf ist nicht mikrocephal, wie der in den Uffizien, sondern in richtigem Verhältnisse. Ihr Hals ist vollkommen, und die Ansätze der Schultern sind unvergleichlich. Vielleicht (wenn es erlaubt ist, ein solches Wunder zu kritisieren) sind die Bauchmuskeln etwas zu stark angedeutet.

Sie stellt die reine, einfache Schönheit dar ohne Lüsternheit oder irgend eine Leidenschaft, denn alles, was die Sinne zu lebhaft reizen und unser ästhetisches Urteil trüben könnte, ist verhüllt; selbst die Hüften treten kaum aus der keuschen Hülle hervor.

Der Busen ist vollkommen und das Vorstehen der Spitzen nicht übertrieben. Der Ausdruck des Gesichtes ist Ruhe, die griechische Ruhe, die olympische Ruhe des Volkes, welches die höchsten Gipfel der ästhetischen Welt erklommen hat. Es ist ein sanftes Lächeln, ein Bewußtsein der eigenen Kraft, aber ohne Stolz; wir können uns kaum den Namen Venus victrix, welcher ihr beigelegt wurde, erklären.

Je mehr man sie anschaut, desto höher steigt die Bewunderung. Unser Blick scheint in sie einzudringen, sich in ein Meer der Schönheit unterzutauchen. Die Zeit hat sie beschädigt, ihre Arme verstümmelt, aber wir müssen ihr den Namen Victrix lassen, obgleich sie den Stolz des Triumphes nicht ausdrückt, denn in der Mitte aller anderen sie umgebenden Venusstatuen ist sie Victrix ohne Widerspruch.

Über die Grundzüge der weiblichen Schönheit hat die Natur einen solchen Mantel von kleineren Schönheiten gebreitet, daß er genügt, um die Federn und die

Bewunderung von Tausenden zu ermüden. Wir wollen eine kurze Analyse anstellen, indem wir in groben Umrissen die Schönheiten der Glieder und der hauptsächlichen Gesichtszüge anführen, wobei wir uns damit begnügen werden, die auffallendsten von den kleineren Schönheiten des Weibes anzudeuten.

Haare lang, dicht, glatt oder kraus; schwarz, blond, rotgelb oder braun.

Grübchen in den Wangen, dauernd oder beim Lächeln erscheinend.

Grübchen im Kinn.

Grübchen oberhalb der Hinterbacken.

Lippen mit Flaum bedeckt.

Flaumiger Pfad vom Schambein zum Nabel laufend.

Feine, blaue Adern, welche durch die Haut des Halses und der Brust durchscheinen.

In Bezug auf das Alter besitzt das Weib zwei verschiedene Schönheiten, die jugendlichen und die matronenhaften. In der Kindheit hat es noch kein Geschlecht, im Alter hat es dasselbe verloren; seine Schönheiten, wenn es deren besitzt, gehören also nicht zu der Ästhetik des Weibes.

Die jugendliche Schönheit beginnt ungefähr mit dem fünfzehnten Jahre und kann bis zum fünfundzwanzigsten dauern, vielleicht sogar bis zum fünfunddreißigsten, wenn die Mutterschaft nicht die schönsten seiner Rosenblätter abpflückt. Vom fünfundzwanzigsten oder fünfunddreißigsten Jahre an kann das Weib, während sich die Form seiner Schönheit ändert, bis zum vierzigsten und selbst fünfundvierzigsten sich auf der Höhe der Schönheit erhalten.

Bei der jugendlichen Schönheit ist das Weib mager, aber von einer Magerkeit, welche immer in das Rundliche übergeht, und in den Liebeshügeln, sowohl den oberen, wie den unteren zeigt es Wohlhabenheit, wenn nicht Reichtum.

Das jugendliche Weib ist schlank, elastisch, eckig bei aller Rundheit, aber es sind Ecken, welche weder das Auge, noch die Hand stören, sondern dem Verlangen Flügel und der Leidenschaft Feuer geben. Es ist das dauernde Werden einer Schönheit, welche heute schon vollkommen scheint, aber für morgen und übermorgen noch andere, größere Schönheiten verspricht und uns Aussichten in das unendlich Schöne eröffnet, welches ewig dauern zu müssen scheint.

Aber nur allzubald kommt ein Tag, wo wir das Morgen fürchten und das Übermorgen uns Schrecken einflößt. Das Werden, welches bis dahin immer im Aufsteigen war, droht zum Hinabsteigen zu werden, und der Schiffbruch der Form erscheint uns voll von Gefahren und Enttäuschungen.

Aber die gütige Natur sendet dem Weibe einen sinnreichen Baumeister, welcher die Hügel zu Bergen erhöht und die Thäler mit einer weichen Anschwemmung von Fett ausfüllt. Die beginnenden Runzeln verschwinden und glätten sich unter der wohlthätigen Welle dieses Füllmittels; die schlanken, elastischen Palmenstämme versteinern zu majestätischen Säulen aus parischem Marmor, die Quantität ersetzt die Qualität, und wenn das Reich der Augen einige Provinzen verloren hat, so hat die Hand deren ebenso viele gewonnen.

Das erste Weib war der Liebe, das zweite ist der

Wollust geweiht, und wenn die Jugendliche und die Matrone auf dem Lebenswege einander begegnen und in derselben Umarmung und unter derselben Haut zu einem einzigen Wesen zusammenfließen, dann besitzen wir für einen nur allzu kurzen Augenblick zwei Frauen in einer einzigen, wie wenn wir auf demselben Stiele und dicht bei einander eine Rosenknospe und eine voll erblühte Rose riechen.

Es giebt bevorzugte Frauen, welche es verstehen, sich wohl zehn Jahre lang auf jenem schwankenden Punkte im Gleichgewicht zu halten, welcher die beiden Lebensalter trennt. Es sind göttliche Wesen, welche mit jedem Schütteln der Haare oder Wiegen der Hüften, mit jedem Wogen des Busens, jeder Schlangenbewegung der Glieder Verlangen aussäen. Sind sie noch Blumen oder schon Früchte, sind sie Rosen oder Pfirsiche, mediceische oder kapitolinische Venusbilder, Weiber oder Göttinnen?

Sie sind alles dieses zu gleicher Zeit, und während ihr Auge die ganze göttliche Reinheit der Engel bewahrt hat, haben sie alle die leichtfertigen Künste gelernt, welche die Wissenschaft der Liebe lehrt. Sie bilden dann unser höchstes Entzücken, unsere höchste Qual, sie lassen uns das Leben segnen oder ihm fluchen, sie sind das höchste Ziel der menschlichen Begierden, der höchsten Wollust.

Die Blondine und die Brünette. In unserer Rasse finden sich zwei verschiedene Weibertypen, je nachdem sie blond oder brünett sind. Dichter und Kunstkenner haben abwechselnd bald dem einen, bald dem anderen den Preis zuerkannt, je nach dem persönlichen Geschmacke und der Mode der Zeit.

Im alten Griechenland gehörten zur höchsten Schön-

heit des Weibes blonde Haare, und noch heute behaupten die Griechen, daß dieselben die Reinheit des hellenischen Blutes anzeigen. Homer spricht niemals von schwarzen Haaren, und Venus war blond, wie auch später die Madonna immer blond dargestellt worden ist.

Auch die Römer gaben den blonden Frauen den Vorzug.

Die Bevorzugung des blonden Typus dauerte bis ins Mittelalter und länger, und bei Shakespeare finden wir nur zweimal Frauen mit schwarzen Haaren, obgleich er sagt, zu seiner Zeit fange der brünette Typus an, beliebter zu werden als der blonde.

„In the old time black was not counted fair,
Or if it were, it bore not beautys name;
But now is black beautys successive heir.“

Heutzutage ist der Geschmack sehr wählerisch, man könnte sagen: mehr persönlich als national, obgleich immer ein größeres Wohlgefallen an dem blonden Typus zurückgeblieben ist, vielleicht auch, weil er wenigstens in England und Deutschland immer seltener wird.

Waitz hat eine fortschreitende Abnahme der Blonden in Deutschland bemerkt, und eine in Deutschland, Österreich, der Schweiz und Belgien angestellte Untersuchung hat festgestellt, daß die Schweiz nur 11,10 Prozent, Österreich 19,79 Prozent, Deutschland 31,80 Prozent von reinen Blonden besitzt.

Dr. Beddoe hat in England unter 726 Frauen 369 Brünetten und 357 Blondinen gefunden. Von den Brünetten waren 78,5 Prozent verheiratet, von den Blondinen nur 68 Prozent.

Da hier nur von Ästhetik die Rede ist, so will ich hier nicht die wahrscheinlichen Gründe aufsuchen, warum der blonde Typus abnimmt und von dem brünetten zurückgedrängt wird.

In ästhetischer Beziehung steht keiner der beiden Typen hinter dem anderen zurück. Im allgemeinen ziehen wir, wenn wir selbst brünett sind, die Blondinen vor und umgekehrt, und dies hängt von den allgemeinen Gesetzen der Sympathie ab, welche das Verschiedene und Entgegengesetzte zusammenbringt.

Der vollkommene blonde Typus muß rotgelbe oder goldfarbene, aber nicht weißliche Haare aufweisen, blaue, violette oder dunkelgrüne Augen, nicht graue, aschfarbene oder grünliche, sehr weiße Haut, volle, reiche Formen. In dem brünetten Typus schließt die Magerkeit die Schönheit nicht aus, im blonden ist sie abstoßend, denn die Blondine muß eine wollüstige Weichheit besitzen, welche die Ecken und Knochen verdeckt.

Die Blondine ist mild, sanft, weich, zart; man hält sie für gut. Sie erweckt langsam entstehende, aber dauernde Zuneigung, eine Zärtlichkeit, wie wir sie für Kinder fühlen. Sie scheint uns mehr weiblich, schwach, sentimental. Obgleich statistische Angaben fehlen, so bin ich doch überzeugt, daß sie viel weniger zu Verbrechen oder Gewaltthaten Veranlassung gegeben hat. Ihre psychische Temperatur ist kühl und gemäßigt.

Die Brünette muß, um schön zu sein, nicht nur schwarze Haare, sondern auch ebensolche Wimpern, Augenbrauen und Augen haben; alles schwarz. Sie muß eine dunkle, wie mit einem Bronzeschein vergoldete Haut besitzen. Sie kann auch mager sein, nur nicht da, wo das

Weib mit lauter Stimme den Hymnus des Geschlechtes singt.

Sie ist warm, leidenschaftlich, herausfordernd. Mehr, als zu langen, sanften Liebkosungen scheint sie zu den höchsten Kämpfen der Liebe einzuladen, zu glühenden Küssen, zu blutigen Bissen. Ihre psychische Temperatur ist immer warm oder heiß; aus ihren Haaren brechen elektrische Funken hervor, aus ihren Augen Blitze, aus ihrer Haut Flammen.

Es hat immer Heilige mit schwarzen Haaren und Augen gegeben und giebt deren noch, aber nach unserem Ideale sollte der Gatte immer brünett und die Frau immer blond sein, oder die brünette Gattin sollte, wenn sie Mutter würde, ohne eine Sünde zu begehen, blonde Kinder gebären.

Zwischen dem blonden und dem brünetten Typus steht eine ganze Welt von Mischlingen, welche durch eine lange Kette die beiden Pole der weiblichen Schönheit miteinander verbinden. Auch in diesen kann die Schönheit Triumphe feiern; es giebt braunhaarige Frauen, welche göttlichen Wesen gleichen.

Unter ihnen finden sich zwei bemerkenswerte Formen, weil die Farbe der Haare mit der der Augen einen Gegensatz bildet, nämlich die Blondine mit dunklen und die Brünette mit blauen Augen. Fast immer zieht man blindlings die erstere der zweiten vor.

Das blaue Auge hat immer einen heiteren, kalten Ausdruck, welcher durch das goldige, zu Liebkosungen einladende Haar erwärmt wird. Wenn wir dagegen von dem kalten Auge zu dem Haare übergehen und es schwarz

finden, so empfangen wir einen fast düsteren Eindruck. Es ist eine Überraschung, ein harter Gegensatz, welcher bezaubern, aber nicht rühren kann. Es ist ein Geheimnis, welches wir zu enthüllen fürchten, ein Widerspruch, nach dessen Ursache wir uns fragen.

Wenn wir dagegen von den goldenen Haaren zu den Fenstern der Seele herabsteigen und uns der sammetne Glanz der schwarzen Pupille entgegentritt, werden wir erregt und erwarten unwillkürlich große Wollust, denn mit den zarten, blonden Liebkosungen muß sich die tiefe Wollust verbinden; mit der Sanftmut muß die Leidenschaft Hand in Hand gehen.

Diese beiden, mit sich in Widerspruch stehenden Frauen können unvergleichlich schön sein, aber die Brünette mit blauen Augen ist öfter eine Zauberin als ein Engel, die Blondine mit schwarzen Augen öfter ein Engel; sie kann einen ganzen Harem von Frauen darstellen, von der Georgierin bis zur Cirkassierin.

Die Grundzüge der weiblichen Schönheit, mit Einschluß der kleineren, zierenden Vorzüge bilden, auch abgesehen von dem blonden und brünetten, verschiedene andere Typen, welche unseren ästhetischen und sinnlichen Geschmack mehr oder weniger befriedigen, die wir, je nach den Umständen, vorziehen, indem wir sie für mehr oder weniger schön erklären.

Ich habe versucht, die wichtigsten derselben anzugeben und habe sie in einer Studie über weibliche Schönheit in einer deutschen Revue skizziert.[1])

---

[1]) Mantegazza, Die Schönheit des Weibes. Deutsche Revue, September 1888, S. 276.

Das klassisch Schöne. Es ist der Triumph der Symmetrie, die Harmonie der geraden und Wellenlinien. Ich nenne es klassisch, als gleichbedeutend mit antik, und könnte es ebenso gut „das griechische Schöne" nennen; denn kein Volk hat diese Form des Schönen so gut begriffen wie das griechische, und die Kunstwerke seiner Maler und Bildhauer beweisen uns, daß in keiner anderen Geschichtsepoche schönere Formen auf schönere Weise dargestellt worden sind.[1])

Dieses Schöne kann man auch das „Naturschöne" nennen, denn die Natur stellt die Grundzüge der menschlichen Schönheit viel besser dar als das Gemälde. Zwischen der schönen Statue und dem schönen Gemälde eines Weibes ist der Unterschied derselbe, wie zwischen Form und Umriß. Letzteres ist nur eine Fläche, jene giebt die drei Dimensionen des Körpers.

Die klassische Schönheit beruht vorzüglich auf der vollkommenen Harmonie der Linien und bleibt für jeden Gesichtspunkt die gleiche. Das Weib, welches sie besitzt, ist schön von vorn, schön von hinten und schön von der Seite gesehen; immer schön.

Mißtrauet einer Schönheit, welche verschwindet oder sich trübt, wenn sie im Profil betrachtet wird; sie wird der Wirkung der Zeit nicht widerstehen. Das Profil ist der Prüfstein der vollkommenen Schönheit; es dauert so lange wie das Leben, denn es wird durch das Skelett bestimmt.

Keine andere Rasse bietet uns zahlreichere oder vollkommenere Beispiele der klassischen Schönheit als die

[1]) Sui tipi del bello femminino presso popoli antichissimi. Jorn. of anthropol. Instit. Vol. 1, pag. LVIII.

angelsächsische. Wir finden deren auch in Italien, auf den Hügeln, welche Rom umgeben, in Venedig und Palermo.

Rafael war ohne Zweifel der kundigste Darsteller des klassisch Schönen.

Das sinnlich Schöne. Man könnte es auch geschlechtlich, herausfordernd, üppig oder lüstern nennen.

Es wird durch das Vorherrschen der oberen und unteren Geschlechtslinien bedingt, sowie durch das Vortreten der Lippen, welche immer dick und fleischig sind.

Die Krümmung der Linien und die üppige Fettentwickelung vervollständigen das Bild.

Diese Schönheit ist besonders bei den wollüstigen Völkern Asiens und Afrikas beliebt. Die griechische Kunst vermied ihre Darstellung; die moderne Bildhauerkunst hat sie zu einer Industrie der Sinnlichkeit gemacht.

Correggio und Rubens haben sie oft und gut dargestellt, obgleich auf verschiedene Weise und mit verschiedenen Farben.

Die schönsten Beispiele dieses Typus finden sich in Holland und Spanien, aber sie fehlen auch in Italien nicht.

Das anmutig Schöne. Mehr als auf Symmetrie beruht es auf der Feinheit der Züge, sein Ausdruck liegt mehr in der Mimik als im Skelettbau.

Während das klassisch Schöne, der wahre Urtypus aller Formen der Schönheit, den höchsten menschlichen Idealismus befriedigt, erregt dieses unsere Bewunderung durch das Zierliche, Kleine, welches unseren Stolz befriedigt und unsere Zärtlichkeit weckt.

Oft fehlt die Symmetrie, aber die geringeren Schönheiten, die feinen Ansätze der Glieder, besonders die Eleganz der Bewegungen werfen so viele von diesen Schönheiten auf die Wagschale, daß sie der klassischen Schönheit das Gleichgewicht halten, die man oft mehr bewundert, als daß sie uns bezauberte.

Ich habe gesagt, die Anmut befriedige unseren Stolz, und eben dadurch kann ihr Einfluß so mächtig sein. Die absolute Schönheit übt die Tyrannei aller vollkommenen Dinge aus, sie drückt jede geringere Höhe in ihrer Nähe herab, während wir in der anmutigen Schönheit eine Huldigung für uns zu sehen glauben, einen Wunsch, uns zu gefallen, eine besondere, ausgesuchte Form der Gefallsucht.

Oft ist die Anmut die Frucht der feinsten Kunst, um gewisse natürliche Fehler zu verdecken, eine Korrektur dessen, was die Natur fehlerhaft geschrieben hat.

An Anmut stehen von allen europäischen Frauen ohne Zweifel die Französinnen obenan.

Das klassisch, das sinnlich und das anmutig Schöne sind sicherlich die drei Grundformen der weiblichen Schönheit.

Außer diesen giebt es noch hundert, tausend andere, bei denen sich zu den eigentlich ästhetischen Elementen noch andere, psychische gesellen.

Sie alle anzugeben, wäre die Arbeit eines Menschenlebens, oder gar des Lebens vieler Menschen. Denn vielleicht kein Mensch, auch ein Künstler nicht, ist fähig, alle Formen des Schönen zu verstehen; der Organismus jedes einzelnen ist nur befähigt, gewisse Dinge zu fühlen und zu begreifen.

Michel Angelo verstand gewisse Formen, die Rafael nicht begriff, vielleicht verabscheute. Der Urbinate fühlte die zartesten Schattierungen der Anmut und Symmetrie; Buonarotti war der größte Darsteller und Bewunderer der Schönheit der Kraft.

Ohne Rafael oder Michel Angelo zu sein, neigt sich jeder von uns dem einen oder dem andern zu, um nur die beiden Hauptpole des Ausdrucks des Schönen anzuführen.

Von den sekundären, komplizierten Formen der weiblichen Schönheit will ich nur zwei erwähnen, das sentimental und das launenhaft Schöne.

Bei dem sentimental Schönen treten die Umrisse und Wellenlinien hinter die Kräfte des Fühlens und Denkens zurück; bei dem damit ausgestatteten Weibe suchen wir weniger die Befriedigung ästhetischer und sinnlicher Bedürfnisse, als andere, höhere Genüsse.

Wir finden gewisse zarte, krankhafte, aber sehr fesselnde Typen, bei denen die physiologische Muskelschwäche bis zum Krankhaften, die Beweglichkeit der Gesichtszüge bis zur Nervosität übertrieben ist; sie gefallen vorzüglich in allgemein nervösen Zeiten, wie die unsere.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß es weder in Griechenland, noch in Rom sentimentale Schönheiten gegeben hat, und wenn es deren gab, so ist es sehr unwahrscheinlich, daß sie bewundert worden seien. Die Griechen waren zu gesund und die Römer zu kräftig, um weibliche Eigenschaften zu schätzen, welche ihnen eher als Fehler oder Krankheiten erscheinen mußten.

Der große Zauber, welcher die sentimentale Schönheit umgiebt, stammt aus zwei Quellen: aus der Bewunderung,

welche alles Zerbrechliche und daher Kostbare erregt, und aus dem Mitleid, welches jedes leidende, großer Schmerzen fähige Wesen einflößt.

Ich brauche nicht zu sagen, daß diese Form der Schönheit bei tiefstehenden Völkern ganz fehlt, wo das harte Leben des Wilden alle solche zarten, gebrechlichen Geschöpfe in den ersten Jahren tötet, während sie, von der Menschenliebe der civilisierten Völker behütet, die Kämpfe des Lebens überstehen.

Das pikant Schöne ist schwer zu definieren, aber jedermann hat einen dunklen Begriff davon. Hier ist die vollkommene Symmetrie der Linie des Gesichtes nicht nur unnötig, sondern es ist sogar immer eine gewisse Asymmetrie vorhanden, welche durch ihre seltsame Unregelmäßigkeit der einfachsten Gesetze der Ästhetik zu spotten scheint; es überrascht und reizt uns, verursacht uns einen angenehmen Kitzel.

Der Kitzel äußert sich nicht nur auf der Haut, sondern auch auf vielen höheren Gebieten des Denkens und Fühlens; zu dieser Reihe von Erregungen gehört auch diejenige, welche das pikant Schöne in uns erweckt.

Die Asymmetrie und Disharmonie des pikant Schönen dürfen nur sehr gering sein, sonst würden sie uns unmittelbar in die volle Häßlichkeit versetzen, wie ja der Kitzel nicht angenehm, sondern schmerzhaft wird, wenn er zu stark ist oder zu lange anhält.

Nichts trägt so sehr dazu bei, dem Gesichte einen pikanten Ausdruck zu geben, als eine leichte Richtung der Nasenspitze nach oben.

So ist es auch mit dem Gegensatze zwischen der Farbe der Augen und der Haare.

Blonde Haare und schwarze Augen.

Schwarze Haare und blaue Augen.

Ebenso einige andere Seltsamkeiten.

Grübchen im Gesicht, im Kinn.

Die Alten nannten sie Eindrücke von Amors Finger.

Auch Wilde sind für solche kleinere Schönheiten nicht unempfänglich, zum Beispiel die Neger in Loango.[1])

Grübchen in den Händen und Lenden sind anderer Art, zeigen aber immer eine harmonische Verteilung des Fettes auf der Oberfläche des Körpers an.

Eine Unterart des launisch Schönen ist die verhüllte, beschattete oder dämmerhafte Schönheit.

Hier zeigt sich die Schönheit nicht beim ersten Anblick, sondern man entdeckt sie erst nach wiederholter Beobachtung.

Die Bewunderung entsteht nicht unversehens, sondern langsam, und ist dann um so dauernder. Zu dem ästhetischen Entzücken gesellt sich die Befriedigung unserer Eitelkeit, daß wir verstanden haben, die verborgene Schönheit zu entdecken.

Plinius erzählt, die Römer hätten die Kleider geliebt, welche die Umrisse der Glieder und die Farbe der Haut durchschimmern ließen. „Tam longinquo orbe petitur, ut in publico matrona transluceat . . . ut denudet foeminas vestis.“

---

[1]) Pechuel-Loesche, Indiskretes aus Loango. Zeitschr. für Ethnologie, Berlin 1879. Heft 1, S. 20.

Varro und Publius Sirus hatten schon über die „toga vitrea“ gespottet: ventus textilis et nebula linea.“

Nicht alle diese Schönheiten findet man bei einem einzigen Weibe, aber bisweilen geschieht dieses Wunder, und ein und dasselbe Weib zeigt uns die klassische, die sinnliche, die anmutige, die sentimentale und selbst die pikante Schönheit, denn die Kunst der Koketterie bringt es dahin, mit Hilfe der Mimik dasselbe Gesicht und denselben Körper so zu verwandeln, daß sie in abwechselnden Bildern alle Formen der weiblichen Schönheit darstellt.

Es giebt so furchtbar schöne Frauen, daß sie an demselben Tage zehn verschiedene Physiognomien zeigen können, die sich aber alle in der Bahn des Schönen bewegen, und wer sie liebt und besitzt, kann sich rühmen und sagen, er besitze hundert Frauen in einer einzigen.

Solche Frauen sind so selten, wie Männer von Genie, und die Geschichte erzählt von ihnen, wie von Wundern.

Gewöhnlich besitzt das Weib nur eine Form der Schönheit, und wir begnügen uns damit, indem wir die Mängel mit unserer Phantasie ausfüllen.

Neuntes Kapitel.

Das Weib in der Liebe.

Ein Kodizill zu meiner „Physiologie der Liebe“. — Das Weib liebt mehr und besser als wir. — Boshafte Tücke des Weibes in unerlaubten Liebesverhältnissen. — Es liebt mehr mit dem Herzen als mit den Sinnen. — Gefallsucht und Unbeständigkeit. — Statistik der weiblichen Untreue. — Die Eifersucht: Das Quantum und das Quomodo. — Die Schamhaftigkeit. — Chor von Stimmen, welche die Einzelstimme des Verfassers begleiten. — Die Gefühle des Wohlwollens beim Weibe.

Ich könnte dieses Kapitel ohne Gewissensbisse weglassen. Ich habe drei Bände über die Liebe geschrieben, und einer davon ist betitelt: Physiologie der Liebe.

Vor zwanzig Jahren zum erstenmale in Italien gedruckt, hat das Buch viele Auflagen, und was noch ehrenvoller ist, Nachdrucke erlebt; in Deutschland wurde es zweimal verschieden übersetzt und vielmals neu aufgelegt; es ist in fast alle europäischen Sprachen übersetzt worden. Ich sage dies nicht aus greisenhafter Eitelkeit, sondern um zu zeigen, daß ich das Recht hätte, den Leser auf diese Physiologie und vorzüglich auf das fünfzehnte Kapitel zu verweisen, wo ich von der geschlechtlichen Liebe rede.

Aber die Frauen würden mir nicht verzeihen, wenn ich ein Buch über die Physiologie des Weibes schriebe, ohne zu erwähnen, wie, wann und warum sie lieben. Ja, ich bin überzeugt, daß sie beim Durchblättern dieses Buches in dem Register sogleich das Kapitel über die Liebe aufsuchen werden. Um also ihren Zorn zu vermeiden, welcher für mich unerträglich ist, schreibe ich

dieses Kapitel, gleichsam als ein Kodizill zu dem, was ich in der Physiologie der Liebe gesagt habe, und nach zwanzig Jahren werde ich wohl, wenn nicht als Handelnder, so doch als Zuschauer, noch etwas über dieses Geheimnis der Geheimnisse, über dieses Sanctum sanctorum des weiblichen Herzens gelernt haben.

Ich schreibe dieses Kapitel auch noch aus einem andern Grunde, nämlich um den Frauen zu zeigen, daß ich wegen des von vielen von ihnen gegen mich ausgesprochenen Tadels nicht grolle. Sie sagten, ich habe nur einen kleinen Teil des weiblichen Herzens enthüllt, ich habe es gemacht wie einer, der furchtsam den Saum eines weiblichen Unterrocks in die Höhe gehoben und dann behauptet hätte, er habe den Körper, welchen dieser bedeckt, vollständig gesehen. Sie lobten mich, gaben zu, daß das über ihre Liebesverhältnisse Gesagte wahr sei, aber von der ganzen Hölle, welche sie verzehrt, von dem ganzen Paradiese, welches sie berauscht, habe ich nur einige Flammen gezeigt, nur einige Strahlen entwendet; aber Hölle und Paradies seien mir noch unbekannt. Ich lächelte, ohne über diese Anklagen zu zürnen, denn das Weib hat immer, in allen Ländern und zu allen Zeiten, behauptet, allein lieben zu können, oder doch allein vollkommen lieben zu können. Wir armen Männer sind nur Dilettanten in der Liebe; das Weib allein ist Künstlerin, Priesterin.

Zu dieser stolzen Behauptung hat es viele Gründe. Das Weib liebt mehr und besser als der Mann. Dies ist eine unbestreitbare Lehre der vergleichenden Psychologie beider Geschlechter. So mußte es sein wegen der verschiedenen Funktionen, welche beiden bei der Zeugung angewiesen sind.

Für den Mann ist die Liebe eine Episode des Lebens, für das Weib ist sie fast das ganze Leben, und niemand hat diese Wahrheit mit größerer Beredsamkeit behauptet als eine Heilige, welche niemand geliebt hat als Gott.

Santa Theresa hat das Wort hinterlassen: „Die Hölle ist ein Ort, wo man nicht mehr liebt.“ Sie fürchtete nicht das ewige Feuer, nicht die Qualen der Verdammten, sondern den Mangel der Liebe. Welche Qual kann größer sein als die, nicht mehr zu lieben?

Frau von Staël schrieb zweihundert Jahre später: „Ah sans doute que dans les mystères de notre nature, aimer, encore aimer est ce qui nous est resté de notre héritage celeste.“

Die Prinzessin Belgiojoso pflegte zu sagen, vor ihren Augen bildeten die Menschen nur eine einzige, große Gemeinschaft.

„Il l’est, le fut, ou le doit être. Je ne puis pas imaginer, quel interêt on peut prendre dans la vie, quand des yeux peuvent vous regarder, sans vous aimer.“

Die Mutterschaft ist die erste, wesentliche Bestimmung des Weibes, und nur durch die Liebe kann es Mutter werden; diese verhält sich zur Mutterschaft wie die Blüte zur Frucht. Man vergleiche die Blüte mit der Frucht, die Liebe mit der Mutterschaft, und man wird so viele biologische, ästhetische und ethische Ähnlichkeiten finden, daß man darüber ein Buch schreiben und alle Naturgesetze über Liebe und Familie daraus herleiten könnte.

In der Blüte, wie in der Liebe findet man alle Reize der Farbe, der Gestalt, des Wohlgeruchs, alle Wollüste und Schönheiten, aber zugleich mit diesem Paradiese der Schönheit und Lust die blitzschnelle Ver-

gänglichkeit, das Hinwelken aller zarten, zierlichen Geschöpfe.

In der Frucht, wie in der Mutterschaft sehen wir die langsamen, zähen Kräfte des ewig Dauernden, den Schutz, die drei- und vierfache Hülle des Samens, welcher sich in den tiefen Eingeweiden des Körpers und des Herzens verbirgt. In der Blüte sehen wir alle Schönheiten, in der Frucht alle Trefflichkeiten; in der Liebe alle Glut, in der Mutterschaft alle Zärtlichkeit.

Das Weib läßt nur widerwillig die Blumenkrone abfallen und möchte sie wenigstens als schützende Hülle für die wachsende Frucht behalten, und wenn es göttlich schön und vorzüglich gut ist, so gelingt es ihm, das Wunder hervorzubringen, daß einige wenige Früchte sich mit den Überbleibseln der Blüte bedecken, bis beide zusammen zur Erde fallen.

Aber der Anspruch, daß die Blüte so lange dauern solle wie die Frucht, daß die Frucht so schön sei wie die Blüte, ist eine Sünde, die täglich in fast allen Liebesverhältnissen begangen wird, und sie so oft bis an die Wiege vergiftet. Riechet an der Blüte und berauscht Euch daran, genießet die Frucht und ernährt Euch damit; das ist das Naturgesetz, aber verlangt nicht die Sonne in der Nacht, oder die Sterne am Tage.

Um der Liebe zu genügen, opfert das Weib Stolz, Wohlstand, Ehre und Leben. Der Mann opfert fast immer die Liebe dem Stolze, dem Gelde, der Ehre.

Der Mann sucht in der Liebe vor allen Dingen die Wollust, das Weib vor allem die Eroberung des Herzens.

Ary Scheffer, der große Maler der mystischen Mysterien, hat Dante gemalt, wie er zu den Füßen Beatrices sitzend, sie von unten anschaut. Es ist erhaben poetisch, aber unwahr. Beatrice muß sich zu Dantes Füßen befinden und er hoch über ihr stehen. Das Weib will immer einen Mann lieben, welcher über ihm steht. Es kniet vor dem Manne, um zu bewundern, zu danken oder zu verehren. Auch der Mann kniet vor dem Weibe, aber fast immer, um Wollust zu begehren.

In dem erhabenen Doppelbilde eines Mannes und eines Weibes, welche sich lieben, ist der erstere das elektropositive Element, das zweite das elektronegative. Hier die Güte, die Sanftmut, die Hingebung seiner selbst; dort die Willenskraft, welche erobert und siegt.

Keinem wilden Mörder, keinem Verbrecher hat es an einem Weibe gefehlt, das ihn liebte, denn auch das Verbrechen ist eine Kraft.

Viele junge, schöne, aber schwache und einfältige Männer sind niemals geliebt worden.

Kein großer Mann, so häßlich und alt er auch sein mochte, hat der weiblichen Liebe entbehrt.

Mirabeau, von scheußlichem Aussehen, wurde angebetet; Göthe war über sechzig Jahre alt, als er von einem jungen Mädchen geliebt wurde, welches Europa durchreiste und seine Liebe anrief. Liszt hatte Geliebte bis zum letzten Tage seines ruhmvollen Alters.

Hipparchia, die schönste Frau ihrer Zeit, verschmähte die schönsten und reichsten Jünglinge Griechenlands und wählte den Thebaner Krates, einen widerlichen, schmutzigen Cyniker, nur weil er beredt war. Um ihre Familie zu dieser Verbindung zu überreden, zeigte sie sich verzweifelt

und drohte, sich zu töten. Man sah sie dann öffentlich mit Asche bedeckt, wie sie ihm die eheliche Huldigung darbrachte, um den Vorschriften der Sekte nachzukommen.

Die Unfähigkeit eines Mannes, eine alte Frau zu lieben, und die Liebe junger Mädchen zu alten Männern erklären sich nach biologischen Gesetzen.

Eine Frau von fünfzig Jahren kann nur ausnahmsweise Mutter werden; ein Mann kann noch mit siebzig und achtzig Jahren Vater werden.

Die Menge oder, besser gesagt, die Intensität der Liebe ist schwer zu messen, und vielleicht ist es ein Glück, daß es dafür kein Maß oder Gewicht giebt, noch ein Dynamometer, das den Unterschied anzeigt. So können die beiden Geschlechter sich ewig den Vorwurf machen: Du liebst mich nicht, wie ich dich liebe! Ach, wenn du mich wenigstens halb so sehr liebtest, wie ich dich liebe!

Das sind anmutige, ehrbare Streitigkeiten, welche gewöhnlich mit einem Kuß endigen.

Das Weib will lieber überwältigt werden, als einen Mann lieben, den es seiner Schwäche wegen verachtet. Leopardi hat es ausgesprochen:

„Wie fast alle Frauen, so lassen sich auch häufig die Männer, und die stolzesten am meisten, dadurch fesseln und festhalten, daß man sich nicht um sie kümmert und sie mißachtet, oder nötigenfalls, daß man sich stellt, als kümmere man sich nicht um sie und achte sie nicht.“

Und anderwärts:

„Gegen große Männer, besonders gegen solche, welche durch ungewöhnliche Männlichkeit glänzen, verhält sich die Welt wie das Weib. Sie bewundert sie nicht allein, sondern liebt sie, denn eben die Kraft erregt die Liebe.

Sehr oft ist dann, ebenso wie bei den Frauen, die Liebe zu solchen Männern desto größer und steht in geradem Verhältnisse zu der Nichtachtung, welche diese zeigen, zu der üblen Behandlung, die von ihnen ausgeht, und sogar zu der Furcht, welche sie den Menschen einflößen.

Der keusche Joseph ist jahrhundertelang der Spott der weiblichen Menschheit gewesen, und viele in der Liebe glückliche Männer verdanken ihre Erfolge der wahren oder geheuchelten Verachtung, welche sie für das Weib zur Schau tragen.

Die Liebe ist ein Kampf, und wenn sich mit ihr noch die Eigenliebe verbindet, so haben wir zwei so furchtbare Verbündete, daß sie alles umstürzen, was ihnen entgegentritt.

Wenn das Weib aus verkehrtem Instinkte oder aus Rache gegen die Männer, welche es verraten haben, auf die Tugend verzichtet hat, so wird es durch nichts so sehr verführt, als durch den Gedanken, den Helden der Mode, den Liebling aller Frauen, den Don Juan aller Alkoven zu verführen. Außer der Eitelkeit, so viele Nebenbuhlerinnen zu besiegen, und der Hoffnung, ihn den andern für immer und für sich allein zu rauben, befriedigt das Weib in solchen Fällen eine seiner unwiderstehlichsten Leidenschaften, die Neugierde. Es will mit eigenen Augen und mit dem eigenen Herzen den Grund des Zaubers kennen lernen, welchen jener Mann auf die weibliche Welt ausübt. Er ist eine unbekannte Größe, sie muß die Gleichung auflösen und wird in diesem Falle zu einer großen Mathematikerin.

Zu den gewöhnlichsten Schlechtigkeiten eines bösen Weibes gehört es, einer innigen Freundin, einer Neben-

buhlerin in Schönheit, Reichtum und Rang den Geliebten oder den Gatten abtrünnig zu machen.

Die innige Freundin öffentlich zu umarmen und zu küssen, während man daran denkt, daß man in den Armen ihres Geliebten oder Gatten geruht hat, und sich die schrecklichen Worte vergegenwärtigt, welche zwischen zwei Küssen gegen die andere gesprochen worden sind, das ist einer der höchsten Genüsse des Weibes, wenn es aufgehört hat, ehrbar zu sein.

Die Kaffeepsychologen, alle diejenigen, welche behaupten, das Weib zu kennen, weil sie ein Dutzend Tänzerinnen und gemeine Liebeshändlerinnen gekannt haben, behaupten, das Weib liebe mehr als wir, weil es in dieser Unterwelt nichts Besseres zu thun wisse, und besonders, weil es lüsterner sei als wir. Sie denken dabei vielleicht an die Wollustseufzer und an das eingelernte Entzücken ihrer Bettgenossinnen, welches meist falsch ist, noch falscher als ihre Edelsteine und ihre Liebeserklärungen.

Aber das Weib liebt im Gegenteil fast immer mehr mit dem Herzen als mit den Sinnen, es liebt oft selbst ohne das Verlangen nach Wollust.

Ich könnte viele Beispiele anführen, will mich aber mit wenigen begnügen, welche ich dem schönen Buche „Larmes et sourires“ meines Freundes Sinclair und dem engen Kreise meiner Erfahrung entlehnen werde.

Mlle. Aïsse wurde als cirkassische Prinzessin geboren und von Mr. de Ferrest, französischem Gesandten in Konstantinopel, von einem türkischen Sklavenhändler gekauft, als sie vier Jahre alt war. Sie kam nach Frank-

reich, und als sie erwachsen war, führte sie ein abenteuerliches Leben, liebte viel und wurde viel geliebt. Sie war so schön, daß man sie nur die schöne Cirkassierin nannte, und verdiente, daß unter ihr Bild folgende Verse gesetzt wurden:

Aïssé de la Grèce epuisa la beauté,
Elle a de la France emprunté
Les charmes de l'esprit, de l'air et du langage;
Pour le coeur je n'y comprends rien,
Dans quel lieu s'est elle adressée?
Il n'est est plus comme le sien
Depuis l'âge d'or ou d'Astrée.

Von ihr konnte man sagen, was von Mme. de Flammarens der Graf von Forcalquier sagte: „Elle éclairait une chambre, quand elle y entrait."

Sinclair, welchen ich für einen der größten Weiberfreunde Europas halte, sagte, indem er von Mlle. Aïsse sprach:

„Es scheint mir vollkommen klar, daß Mlle. Aïsse sich dem Chevalier nicht aus geschlechtlichem Instinkt ergeben hat, welcher bei Mädchen und selbst bei Frauen äußerst selten ist. Ebenso war es in dem Falle der liebenswürdigen Herzogin von Longueville; obgleich sie den berühmten Herzog de la Rochefoucauld und mehrere andere nicht platonische Liebhaber gehabt hat, sagt sie in ihren Bekenntnissen, daß selbst zur Zeit ihrer schlimmsten Verirrungen das Vergnügen, welches sie am nächsten berührte, das des Geistes und das von der Eigenliebe ausgehende gewesen sei, das andere (also das sinnliche Vergnügen) habe sie natürlich nicht angezogen. Im Alter von 34 Jahren verließ sie die Welt und trat ins Kloster ein."

„Wenige Männer haben soviel Glück bei den Frauen gehabt wie dieser Herzog de la Rochefoucauld, und doch verzichtete derselbe mit 39 Jahren auf die Freuden der Liebe und sagte, nach aller seiner Erfahrung habe er die Liebe nur in Romanen gefunden, die er bis an seinen Tod las. Jedermann weiß übrigens, daß Mme. de Sevigné vollkommen keusch und durchaus nicht sinnlich war; sie wurde mit 25 Jahren Witwe und verheiratete sich nicht wieder, hatte auch keinen Liebhaber."

„Die gute, moralische und religiöse Herzogin von Orleans sagt in einem ihrer Briefe: „Ich war sehr froh, als der verstorbene Herzog nach der Geburt seiner Tochter allein schlief, denn ich habe niemals das Geschäft des Kinderzeugens geliebt...... Es ist in jeder Beziehung, vom Anfang bis zum Ende, ein häßliches, gefährliches und dummes Ding, welches mir niemals gefallen hat.... Meine Tochter ist nicht von hitziger Natur; sie ist sehr kaltblütig."

Derselbe Sinclair sagt an einer anderen Stelle seines Buches:

„Ich will noch eine merkwürdige Thatsache anführen, welche zeigt, wie geringe Sinnlichkeit man in der Regel bei den Frauen sowohl, als bei den Mädchen antrifft; sie ist einem Briefe von Mme. d'Epinay an Grimm entnommen und bezieht sich auf Mme. de Verdelin.

Eines Tages, als Margency (ihr Geliebter) sie ohne Erfolg bedrängte und sie sich mit der größten Festigkeit weigerte, nahm er seine Zuflucht zu jenem erheuchelten Ärger, dessen Wirkung man nur fürchtet, wenn er nicht begründet ist. Ich verstehe, Madame, sagte er zu ihr, Sie lieben mich nicht. Sie lachte über diese Worte, wie über eine Thorheit. Er wiederholte dasselbe noch einmal

mit größerer Heftigkeit. Sie sah ihn mit Erstaunen an, erinnerte ihn an die Gefahr, welcher sie sich aussetzen würde, an die Eifersucht ihres Gatten, an die Verachtung von seiten ihrer Eltern. Aber nichts konnte Margency beruhigen. Da erhob sie sich mit der größten Kaltblütigkeit, ergriff seine Hand und führte ihn in ihr Kabinett. Nun wohl, mein Herr, sagte sie, seien Sie glücklich. Er wurde es oder glaubte es zu sein; so sind die Männer. Nein, so sind sie nicht alle; es giebt auch großmütigere. Die letzten Worte sind ein Kompliment für Grimm."

Michelet schreibt:

„Es ist eine dumme Eitelkeit, wenn der Mann glaubt, das Weib ergebe sich ihm, weil es von der sinnlichen Liebe überwältigt werde. Dieser Irrtum ist bei Kindern, bei Neulingen zu entschuldigen, aber sehr lächerlich bei allen denen, welche ein wenig Erfahrung haben. Wer die Frauen kennt, weiß sehr wohl, daß fast alle es nur aus Gefälligkeit und Güte thun. Diese Kälte hat bei ihnen zwei Ursachen: den unendlichen Aufwand von Nervenkraft, welchen sie in Anmut, in Worten machen, und andrerseits sehr oft der krankhafte Verlust an Lebenskraft, welcher bei ihnen in den Zwischenräumen zwischen den regelmäßigen Naturkrisen stattfindet."

George Sand drückt die Meinung von tausend Frauen aus, wenn sie sagt:

„Umarmungen ohne Liebe müssen als etwas Gemeines betrachtet werden."

Und anderswo:

„Ich sage, ich glaube, man muß von ganzer Seele lieben, oder in vollkommener Keuschheit leben, was auch daraus folgen möge."

Eine liebenswürdige, gebildete, aber in unglücklicher Ehe lebende Frau weckte eine glühende, tolle Liebe in einem jungen Manne voll Geist, welcher sein Leben für sie hingegeben haben würde. Er dachte an Selbstmord, wollte mit ihr fliehen, hoffte auf Ehescheidung. Er fühlte, daß er ohne jene Frau nicht leben könne, und sie, gehorchend der

„Liebe, welche Gegenliebe weckt“,

belohnte ihn mit zärtlicher, wenn auch nicht glühender, mit aufrichtiger, wenn auch nicht tugendhafter Liebe.

Eine Frau, welche die Gesetze ihres Landes eifrig studierte, um zu sehen, ob Ehescheidung möglich sei, gewährte ihrem Liebhaber eine Nacht; aber es war eine Nacht voll brüderlicher Freundschaft und weiter nichts. Sie verstand zu küssen und ließ sich küssen, wich aber auf dem Gebiete der Liebe um kein Millimeter zurück.

Ich habe Mädchen gekannt, welche, wie diese Frau, platonische Liebesnächte mit ihrem Anbeter zubrachten, ohne zu sündigen oder sündigen zu lassen.

Solche Wunder sind dem Manne ganz unbekannt.

Nach der gewöhnlichen Meinung sind die beiden gewöhnlichsten Erscheinungen an der weiblichen Liebe Gefallsucht und Unbeständigkeit.

Gefallsucht ist eine biologische Eigenschaft beider Geschlechter, welche in dem Alter der Fruchtbarkeit einander zu gefallen suchen müssen, um sich zur Liebe zu reizen.

Auch da, wo das Weib ganz nackt geht, kämmt es sich nach der Pubertät sorgfältiger, schmückt es sich mit Blumen, bemalt sich, und alles dies, um dem zu gefallen, der es zur Mutter machen soll.

Unsere Frauen, welche nicht nackt gehen, zeigen, indem sie verbergen, und verbergen, indem sie zeigen, und obgleich die Mode sehr vergänglich ist, so erkennt man doch in ihr den verborgenen oder offenbaren Zweck, das Auge des Mannes auf die Geschlechtslinien des Weibes zu lenken.

Hat nicht Balzac geschrieben: „Il y a des mouvements de jupe, qui valent un prix Montyon?“

Wehe uns, wenn das Weib nicht gefallsüchtig wäre! Wir müßten verzweifeln. Solange die Gefallsucht nur der Wunsch und die Kunst zu gefallen ist, haben wir nur eine natürliche, angenehme Äußerung der Liebe vor uns, welche uns nur dann mißfallen darf, wenn sie übermäßig ist oder gegen alle Zweifüßler ausgeübt wird, welche Hosen tragen. Dann beleidigt die Gefallsucht die Schamhaftigkeit oder den guten Geschmack, und wir nehmen an, daß sie ein Zeichen von zu starker Sinnlichkeit oder allzu großem Leichtsinn ist; und wir haben nicht unrecht.

Aber sollen wir vielleicht in Zorn geraten, weil eine Frau, welche sehr schöne Zähne besitzt, gern und viel lacht; daß eine andere, mit kleiner, zierlicher Hand, mehr gestikuliert, als nötig wäre; daß ein wohlgebildeter Fuß sich öfter zeigt, als ein häßlicher?

Das hieße mit der Vorsehung hadern, welche alle diese schönen Dinge gemacht hat und dem Weibe den Wunsch eingiebt, sie zu zeigen.

Und sind wir selbst etwa nicht ebenso gefallsüchtig?

Wenn man die Gefallsucht bei beiden Geschlechtern messen könnte, so würde man sehr wahrscheinlich finden, daß sie in beiden gleich stark und nur der Form nach verschieden ist.

Bei dem Weibe ist sie physisch und moralisch, sie will den Mann durch Schönheit und durch Güte fesseln.

Bei dem Manne bezieht sie sich auf Muskelkraft und Intelligenz, denn das Weib liebt an uns die Stärke der Muskeln und des Denkens.

Das Weib, sagt man ferner, ist nicht nur gefallsüchtig, sondern auch unbeständig. Wenn ich alle Sprichwörter und alle Sentenzen der Schriftsteller sammeln wollte, welche es des Leichtsinns beschuldigen, so müßte ich zu diesem Bande noch einen zweiten hinzufügen. Ich begnüge mich damit, einige wenige aus dem großen Pantheon des Gedankens zufällig herauszugreifen.

Was ist leichter als ein Blatt?
Eine Feder.
Was ist leichter als eine Feder?
Der Zephyr.
Was ist leichter als der Zephyr?
Das Weib.
Was ist leichter als das Weib?
Nichts.

Die Weiber sind wie die Wetterfahnen; sie werden erst fest, wenn sie einrosten. Voltaire.

Ein weiblicher Gedanke
Ist leichter als die Luft. Metastasio.

Il y a cela de particulier dans l'organisation des femmes, que le présent peut presque toujour effacer chez elles les traces du passé et les ménaces de l'avenir.
A. Dumas.

Natürlicherweise sollte das Weib wegen der Organisation seines Nervensystems unbeständiger sein als wir, weil ihre Nervenzellen sich schnell erschöpfen und neuer Reize bedürfen, um wieder in Thätigkeit zu treten; aber da dasselbe andrerseits stärker liebt als wir und des Geliebten zum Schutze ihres Kindes bedarf, so ist es fast immer beständiger als wir.

Die Statistik der Ehebrüche ist nicht ausreichend, um die Verschiedenheit der Treue in beiden Geschlechtern abzumessen, denn wenn die Chronik darüber berichtet, so sind es skandalöse Vorgänge, und diese bilden nur einen sehr kleinen Teil der Fälle von Untreue in der Liebe; sie betreffen nur die Ehe und nicht die freien Liebesverhältnisse, welche weder bei dem Standesbeamten, noch in der Kirche aufgezeichnet werden, und doch so zahlreich sind.

Aber wenn es auch gelänge, für eine gewisse Zeit und für ein gewisses Land nachzuweisen, daß das Weib ebenso unbeständig ist wie der Mann — denn daß es unbeständiger sei als wir, werde ich niemals glauben — so wäre das Weib doch weniger schuldig als wir, denn es muß fortwährenden Verführungen, dem hartnäckigen Andringen unseres Geschlechts widerstehen. Auch fühlt es nur allzu oft das Bedürfnis, die ungerechte Kränkung seines verratenen Herzens zu rächen.

Wenn die Weiber plötzlich anfingen, uns verführen zu wollen, so würde kein Mann auf der Welt seiner — einerlei, ob in der Kirche oder im Zimmer — geschworenen Liebe treu bleiben, es müßte denn ein Eunuch sein.

Unter den vielen Beispielen von besonderer Liebestreue des Weibes, die ich aus den Büchern der Geschichte anführen könnte, genüge ein einziges, sprechendes.

Isotta da Rimini liebte, als sie noch sehr jung war, Sigismondo Malatesta, und zwar gegen den Willen aller. Er jedoch mußte sich aus politischen Gründen mit einer Tochter des Grafen von Carmagnola verloben, die er aber vor der Heirat wieder verließ. Er heiratete dann Ginevra d'Este, welche er später vergiftete. Darauf heiratete er Polissena Sforza, und zum zweitenmale Witwer geworden, gedachte er wieder seiner Isotta, welche trotz alledem immer fortgefahren hatte, ihn zu lieben. Sie verheirateten sich, und sie liebte ihn noch nach seinem Tode.

Wenn ich statt eines kleinen, bescheidenen Büchleins dem Weibe eine Encyklopädie von wenigstens fünfzig Bänden widmen könnte, so würde ich eine tiefe, analytische Untersuchung über alle die Ursachen anstellen, welche seine Beständigkeit oder Unbeständigkeit in der Liebe veranlassen. Ich will hier nur die Hauptzüge anführen. Jedenfalls bin ich überzeugt, daß aus der Skizze, wie aus der Encyklopädie diese Wahrheit hell und klar wie die Sonne hervorgehen wird, daß das Weib unter sonst gleichen Umständen in der Liebe beständiger ist als der Mann.[1])

Gründe, welche das Weib zur Untreue treiben.	Gründe, welche das Weib zur Treue antreiben.
Das Verlangen nach Wechsel der Gefühle.	Die Stärke der Liebe.

[1]) Über die Tugend des Weibes schrieb G. Sand folgende erhabene Worte: „Vertu imposée aux femmes, tu ne seras jamais q'u un nom, tant que l'homme ne prendra point la moitié de la tâche. Tous tes plans de defense se reduisent à des subterfuges, toutes tes immolations de bonheur personnel échouent devant la crainte, de désespérer l'objet aimé.“

Der Reiz des Unbekannten.

Das Bedürfnis der Intrigue, Neigung zu dramatischen Szenen.

Das Verlangen nach Rache.

Das Bedürfnis zu lieben, wenn man einen Gatten erhalten hat, der nicht lieben kann.

Die Furcht vor Armut; der Hunger nach Brot und noch mehr der Hunger nach Kleidern und Schmuck.

Die Schamhaftigkeit.

Das Bewußtsein der eigenen Würde.

Große Furcht vor der öffentlichen Meinung, Furcht vor Skandal.

Furcht, die Achtung der eigenen Kinder zu verlieren.

Das Bedürfnis, in dem Gatten oder Liebhaber einen natürlichen Beschützer der Kinder zu haben.

Das schreckliche Bewußtsein, daß es für das Weib in der Liebe nur Todsünden giebt.

Der Zahl nach sind die Gründe, welche das Weib zur Tugend oder zu Vergehen hinziehen, wenig verschieden, desto mehr aber dem Gewicht nach; denn die, welche es zur Treue geneigt machen, wiegen unendlich schwerer.

Über die Untreue des Weibes führe ich folgende schöne Worte Bulwers an:

„Für das gemeine Volk giebt es nur eine einzige Art von Untreue: diejenige, welche, wenigstens von seiten der Frauen, weder gesühnt noch verziehen werden kann. Ihm sind die tausend Abstufungen unbekannt, durch welche die Veränderung im Verborgenen vor sich geht; es versteht nicht, den Spuren der schrecklichen Fortschritte der Entfremdung zu folgen. Aber diejenigen, welche wirklich lieben, kennen eine Art Untreue, an welcher der Körper keinen Anteil nimmt. Kein Gesetz erreicht dieselbe,

so wenig, wie die Undankbarkeit; wir vermögen nicht, uns an ihr zu rächen.

Wenn zwei Personen durch Zuneigung verbunden sind, und die Liebe der einen die der andern überlebt, wer kann dann die Qual der Unglücklichen ermessen, welche dazu verdammt ist, allmählich eine Flamme erlöschen zu sehen, welche nichts wieder anfachen kann? Gewöhnlich wird die erste Entdeckung des Unglücks plötzlich gemacht. In einem liebenden Herzen wohnt ein tiefes Vertrauen; es ist blind und kann die allmähliche Abnahme der Zuneigung nicht bemerken. Seine himmlische Unschuld schreibt das Ausweichen des Blicks, die Kälte der Rede tausend anderen Ursachen eher zu, als der wirklichen: Sorgen, Krankheiten, unangenehmen Geschäften, wichtigen Gedanken, und versucht in seiner Einfalt durch vermehrte Zärtlichkeit einen Schmerz zu lindern, den es nicht verursacht hat. Ach, bald kommt die Zeit, wo diese Linderung nicht mehr möglich ist. Es hat aufgehört für seinen grausamen Genossen alles zu sein. Die Gewohnheit hat ihre verfluchte, unfehlbare Folge gehabt, und die Gleichgültigkeit nimmt Besitz von diesem Herzen, welchem wir alle Schätze unserer Zärtlichkeit geweiht hatten. Endlich enthüllt sich die Wahrheit vor uns wie durch einen Blitzschlag: wir entdecken plötzlich, daß wir nicht mehr geliebt werden. Und welches Mittel giebt es gegen solch ein Unglück? Keines! Natürlich ist das erste Gefühl, welches über uns kommt, Unwille. Gerade an dem Verrate dieses undankbaren Herzens, welches uns verlassen hat, erkennen wir, wie sehr wir es geachtet, geschätzt, hochgehalten hatten. Wieviel Mühe hatten wir uns gegeben, es gegen alle Pfeile des Kummers zu

schützen! Wie oft hatten wir uns in der Einsamkeit glücklich gefühlt, indem wir in sanfter Schwermut an seine Treue und Schönheit dachten! Jetzt gehört es uns nicht mehr. Nun machen wir ihm heftige Vorwürfe; wir werden anspruchsvoll; wir beachten jeden seiner Blicke, wir wägen jede seiner Handlungen; wir sind unglücklich; zuletzt ermüden und beleidigen wir ihn. Unsere Angst, unsere ungestümen, leidenschaftlichen Ausbrüche, unsere spöttischen Reden, auf welche wir immer noch ein wenig Hoffnung haben, eine sanfte Antwort zu erhalten, welche den Zorn besänftigt, dies alles beschleunigt nur den verhängnisvollen Augenblick. Mit diesem allen begehen wir nur neues Unrecht. Selbst die Beweise unserer verbitterten Liebe werden im Gedächtnis bewahrt und als Gründe angeführt, um uns nicht mehr zu lieben, als könnten wir ohne tödlichen Schmerz, ohne zu murren, einen so großen Verlust ruhig ertragen. Unter heftigen Krämpfen wird der Tempel zerstört, und wir hören, wie die Gottheit ihn verläßt.

„Bisweilen betrachten wir schweigend, wenn auch mit vollem Herzen, diese kalten, uns immer teuern Augen, welche keinen Blick der Zärtlichkeit mehr für uns haben. Aber unser Schweigen bedeutet nichts mehr, seine Beredsamkeit ist vorüber; man versteht uns nicht mehr. Wir erwarten mit Ungeduld den Tod, daß er komme, uns zu rächen. Wir sind nahe daran, zu wünschen, irgend ein großes Unglück, eine schwere Krankheit möge uns das Wesen zurückführen, welches unser Trost und unser Pfleger ist. Wir sagen: „Im Unglück, in der Krankheit könnte er uns nicht verlassen.“ Wir befinden uns im Irrtum; wir sind ohne Schutz; das Dach über unserem

Kopfe ist verschwunden; wir sind allen Stürmen preisgegeben. Da kommt über uns ein schreckliches Gefühl der Verlassenheit und Schutzlosigkeit. Wir fühlen uns verlassen, wir armen Kinder, mitten in der Finsternis. Wir sind noch vollkommener vereinsamt, als es durch den Tod geschehen könnte; denn wird die Zukunft, denn wird der Tod, welcher alle die glücklichen Seelen derjenigen, welche gestorben sind, während sie sich liebten, die Liebe zurückbringen, welche erloschen ist, noch ehe das Leben entschwunden war?"

Niemand hat noch die Eifersucht bei beiden Geschlechtern der Messung unterworfen. Wenn wir an die Eunuchen, die Harems und an den Keuschheitsgürtel denken, welchen in verflossenen Jahrhunderten viele Männer während ihrer Abwesenheit ihre Frauen zu tragen zwangen, so müssen wir sagen, daß die Eifersucht beim Manne am stärksten ist; wenn wir aber die täglichen Scenen weiblicher Eifersucht betrachten, welche den Himmel so vieler Familien trüben, so müssen wir das Weib für eifersüchtiger erklären, als wir es sind.

Was den Keuschheitsgürtel betrifft, so muß ich erwähnen, daß im Jahre 1823 eine junge Dame in Paris ihrem Geliebten ein Sicherheitsschloß anlegte, zu dem sie allein den Schlüssel hatte. Die grausame Operation verursachte Brand der Vorhaut und der arme Jüngling mußte beschnitten werden.

In meiner Physiologie der Liebe habe ich eine ausführliche Analyse der Eifersucht angestellt und brauche sie hier nicht zu wiederholen. Nur von den geschlechtlichen Unterschieden dieser Leidenschaft möchte ich ein Wort sagen.

Über das Quantum der Eifersucht wage ich nicht mich auszusprechen, wohl aber glaube ich, über das Quomodo ein Urteil abgeben zu können.

Auf das Quantum hat die verschiedene geistige Anlage jedes einzelnen mehr Einfluß als Rasse oder Geschlecht. Mancher beargwöhnt die Vergangenheit, die Gegenwart oder die Zukunft; manche glaubt in jedem Weibe eine Nebenbuhlerin zu sehen und glaubt sich verraten, so oft sie ein Blatt rauschen hört. Und wieder giebt es andere, welche, um an Untreue zu glauben, des Beweises bedürfen, den Mahomet die Araber gelehrt hat.

Einst war das Betragen Ayeshas, der Gattin Mahomets, zweideutig. Bei einer nächtlichen Reise blieb sie zufällig zurück und kam am folgenden Morgen in Begleitung eines Mannes ins Lager. Mahomet war zur Eifersucht geneigt, wurde aber durch eine Offenbarung belehrt, seine Gattin sei unschuldig. Er bestrafte die Ankläger und machte ein dem häuslichen Frieden sehr nützliches Gesetz bekannt, wonach keine Frau wegen Untreue verdammt werden konnte, wenn nicht vier Zeugen den Ehebruch gesehen hätten.

Auch der Kalif Omar entschied in einem denkwürdigen Falle, daß Verdachtsgründe keinen Wert hätten, und die vier Zeugen müßten Stylum in pyxide gesehen haben.

Die Geschichtsschreiber erzählten, Abdallah, der Vater Mahomets, sei der schönste und bescheidenste Jüngling Arabiens gewesen. Während seiner Hochzeitsnacht mit der reizenden Amina, aus dem edlen Stamme der Ahriten, starben zweihundert Mädchen an Eifersucht und Wut.

Es handelt sich ohne Zweifel um eine Fabel, denn wenn es wahr wäre, so würden die Weiber schon um

dieser einzigen Thatsache willen den Siegespreis der Eifersucht davontragen.

Dagegen habe ich Frauen gekannt, welche ihren Geliebten so sehr liebten, daß sie denselben bei der Befriedigung seiner kleinen Liebeslaunen unterstützten, damit er ihnen jede Freude zu verdanken hätte, auch wenn sie unrecht war.

Auch nach den verschiedenen Rangstufen der Rasse, welchen ein Weib angehört, läßt sich das Quantum der Eifersucht nicht abmessen, denn es giebt eifersüchtige Weiber in hohem und in niederem Stande. Bei unserer eiligen Übersicht über verschiedene Rassen haben wir gesehen, daß die Negerinnen gern das Ehebett mit anderen Weibern teilen; dagegen will ich hier einen Fall von außerordentlicher Eifersucht bei den Weibern der Tobas mitteilen, eines der wildesten Stämme im Gran Chaco.

Ein Toba kann unmöglich zwei Frauen haben, denn sie würden sich zerkratzen und miteinander kämpfen, bis eine davon auf dem Platze bliebe. Nackt bis an den Gürtel aus Jaguarfell, die Fäuste mit großen Fischgräten oder Ziegenknochen bewaffnet, zerreißen sie sich gegenseitig den Körper. Die Männer sehen dem Kampfe gleichgültig zu. Dieser wiederholt sich täglich, bis die eine unterliegt oder sich ihren Jaguargürtel zerreißen und nehmen läßt. Dann flieht sie beschämt unter dem allgemeinen Spotte, und die Siegerin schneidet den Gürtel in Stückchen und verteilt diese an ihre Freundinnen.

Über das Quomodo der Eifersucht glaube ich behaupten zu können, daß es in beiden Geschlechtern sehr

verschieden ist. Bei dem Manne handelt es sich dabei mehr um Eigenliebe als um Liebe, bei dem Weibe ist es umgekehrt. Wenn Ihr es nicht glaubt, so schickt die beiden Eifersuchten in ein chemisches Laboratorium und laßt sie analysieren, quantitativ und qualitativ, und wenn die Analyse fertig ist, werdet Ihr mir recht geben.

Ein anderer Charakter der weiblichen Liebe ist ihre außerordentliche Zartheit, ihre ausgesuchte Empfindlichkeit, daher sie bei dem geringsten Luftzuge schwankt, bei jedem Witterungswechsel erkrankt. Sie ist jeder Hingebung fähig, aber auch der thörichtsten, anspruchvollsten Seltsamkeiten. Es giebt kein Galvanometer, das an Empfindlichkeit der Liebe des Weibes gleich käme, wohlverstanden des Weibes, welches in dem Treibhause unserer civilisierten Welt geboren und aufgewachsen ist.

Wenn es die Schamhaftigkeit erlaubte, so könnte ich es durch viele Beispiele von Seltsamkeiten der weiblichen Schamhaftigkeit beweisen; da ich aber von Schamhaftigkeit rede, so darf ich nicht schamlos sein.

Von der Schamhaftigkeit habe ich schon ausführlich in meinen vor langer Zeit geschriebenen Büchern gesprochen; aber je älter ich geworden bin, desto mehr habe ich mich überzeugt, daß das Weib unter denselben Umständen und bei unserer Rasse schamhafter ist als der Mann.

Man möchte sagen, die Anatomie selbst habe ihm die Schamhaftigkeit auferlegt, und diese sei durch die Erziehung weiter befestigt worden. Ein vollkommen nacktes Weib ist immer weniger nackt als wir. Außerdem legt ihm seine körperliche Gefallsucht, sein Bedürfnis der Ver-

teidigung, als Pflicht, als Würze der Wollust, als köstlichen Reiz jedes Zugeständnisses, dieses zarteste von allen Gefühlen auf, welche die Krone der Liebe ausmachen.

Die Nacktheit schließt die Schamhaftigkeit nicht aus. Die Weiber der Mundurucú zum Beispiel gehen vollkommen nackt, aber sie vermeiden sorgfältig alle Stellungen, welche unschicklich scheinen könnten, und thun dies mit solcher Kunst, das niemand bemerken kann, wenn sie ihren Monatsfluß haben.[1])

Das intelligente, wohlerzogene Weib versteht es immer, aus der Schamhaftigkeit einen Rosenzaun zu machen, der uns stechen kann, uns aber niemals hindert, in das Paradies der Liebe einzutreten. Diese Erklärung der Schamhaftigkeit, welche ich für ebenso poetisch, als wissenschaftlich richtig halte, sollten die Frauen immer vor Augen und in Gedanken haben. Aber viele machen daraus einen unverwundbaren Panzer oder einen Zaun von dornigen Akazien oder noch stachlicherem Kaktus, ohne von den schlimmsten zu reden, welche sie auf einen papierenen, überall durchlöcherten Schirm reduziert haben, den man mit einem einzigen Finger einer einzigen Hand in die Höhe heben kann. Aber sie soll weder Panzer, noch Papierblatt sein, sondern ein Zaun von vielen Rosen und wenig Dornen.

Nachdem wir nun die Analyse zu Ende gebracht haben, müssen wir die Segel einziehen und, wie ein

---

[1]) A. M. Gonvalvez Tocantins, Estudo sobre a tribu Mandurucú. Revista trimensal do Instituto historico-geographico e ethnogr. do Brazil. Rio de Janeiro 1877.

Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts sagen würde, in den Hafen der Synthese einlaufen.

Die Synthese lautet folgendermaßen:

Die Liebe des Weibes ist stärker, zarter, beständiger, schamhafter, reicher an Seltsamkeiten und pathologischen Formen, vielleicht eifersüchtiger, jedenfalls hingebender und formenreicher. Im psychischen Leben steht sie am Steuerruder und beherrscht die ganze Welt der Gefühle und Gedanken.

Dieser letztere Charakter ist vielleicht die Summe aller anderen und gewiß ihr weitester, umfassendster Ausdruck.

Die Liebe findet beim Weibe in den Hirncentren keine hemmenden Kräfte, welche sie beherrschen oder zum Nachgeben zwingen könnten.

In den Büchern, im Stile, in den politischen und religiösen Ansichten, in der Moralität, im Charakter und in den Lebensgewohnheiten des Weibes ist die Liebe immer gegenwärtig, mag sie offenbar oder verhüllt auftreten Sie ist der tiefste Beweggrund, die Seele jeder Erscheinung, sie ist der verantwortliche Urheber jeder Schuld und jeder Tugend; sie ist Mikrokosmus und Makrokosmus, sie ist Körper und ist Gott; kurz, sie ist das geistige und körperliche Skelett des Weibes.

Gleichsam als ein Chorgesang, welcher die Stimme des einzelnen Sängers begleitet, hören wir nun auf andere Stimmen von Männern, welche das Weib gekannt und geliebt haben.

Lorsque une femme aime passionnément . . . . les ordres les plus injustes, les traitements les plus barbares,

loin de diminuer son amour, l'exaltent davantage encore: Elle baise pieusement la main qui la frappe, ainsi que les martyrs dans leur ravissement douloureux remercient le Seigneur des tortures, qu'il leur impose. E. Sue.

Il y a dans tout sacrifice fait à l'amour une sorte de satisfaction profonde, qui augmente pour ainsi dire en raison de la grandeur même du sacrifice, qu'on s'impose. E. Sue.

Les femmes voient tout ou ne voient rien selon leur disposition d'âme: l'amour est la seule lumière. Balzac.

Aimer et se trouver impuissante a secourir celui qu'on aime est une des plus effroyables souffrances, qui puissent ravager l'âme des femmes nobles et délicates. Balzac.

Il faut être femme, pour sentir, de quelle tendre, de quelle ineffable reconnaissance nous sommes penetrées pour celui, dont la delicatesse sait nous épargner la honte et les remords de l'amour. E. Sue.

Il est reconnu, qu'en amour toutes les femmes ont de l'esprit. Balzac.

Entre deux êtres susceptibles d'amour, la durée de la passion est en raison de la résistance primitive de la femme. Balzac.

Une femme, qui a ri de son mari, ne peut plus l'aimer. Balzac.

Une femme. qui se vend, est plus difficile a vaincre, qu'une femme, qui se donne. Paul de Kock.

Le rôle de fille est le plus cruel rôle du monde. Mercier.

La plupart des femmes veulent se sentir le moral violé. N'est ce pas une de leur flatteries, de ne jamais céder, qu'à la force? Balzac.

Lorsque les femmes nous aiment, elles nous pardonnent tout, même nos crimes; lorsqu'elles ne nous aiment pas, elles ne nous pardonnent rien, pas même nos vertus. Balzac.

Prenez la femme la plus sensée, la plus philosophe, la moins attachée à ses sens: le crime le plus irrémissible, que l'homme, dont au reste elle se soucie le moins du monde, puisse commettre envers elle, est d'en pouvoir jouir et de n'en rien faire. J. J. Rousseau.

La femme cherche à retarder le plus possible ce moment délicieux et redoutable, ou elle se donnera toute entière, parceque ensuite, n'ayant plus rien à donner, elle craint d'être moins aimée, se trouvant dans un état d'infériorité en regard de son amant.

Theuriot.

Wohlwollende Gefühle verschiedener Art.

Das Weib hat auch außer dem Liebesbedürfnisse, auch ohne Geliebte oder Mutter zu sein, so mächtige Anlage zur Zuneigung, daß diese sich in weitem Kreise auf Eltern, Brüder, Freundinnen, auf das ganze Menschengeschlecht, ja auf die Tiere erstreckt.

Auf eine undankbare Tochter finden wir hundert schlechte, mitleidslose Söhne. Sie liebt fast immer den Vater mehr als die Mutter, denn im allgemeinen steht sie mit ihm in näherer geistiger Verwandtschaft, vielleicht auch weil ihr Vater ein Mann, ihre Mutter ein Weib ist. Vielleicht aus demselben Grunde zeigt der Sohn

mehr Zärtlichkeit gegen seine Mutter, und liebt diese die Söhne mehr. Das Geschlecht beherrscht auch das Gebiet derjenigen Gefühle, welche nichts mit dem Geschlechte zu thun haben.

So sehen wir die Liebe der Schwester zum Bruder so stark werden, daß man sie eine wirkliche Liebe nennen kann, ohne Verlangen nach Wollust. Es giebt Mädchen, welche, nachdem sie Waisen geworden sind, auf die Ehe verzichten, um ihren jungen Geschwistern die Mutter zu ersetzen; es giebt Schwestern, welche die Liebe zum Bruder zu ihrem Lebenszwecke machen, ihr jeden Tag und jede Stunde opfern, welche zu ihrem Bruder die Zuneigung einer Geliebten, einer Mutter, einer Freundin haben.

Auch zwischen Schwestern ist warme, treue Liebe möglich, aber nur zu oft tritt die geschlechtliche Nebenbuhlerschaft zwischen sie und trübt die Heiterkeit des Himmels und die Reinheit der Harmonie.

Bei dem Weibe spielt die Freundschaft nur eine Nebenrolle. In dem Weibe findet oder fürchtet es eine Nebenbuhlerin, in dem Manne einen Liebhaber oder Bewunderer. Die Freundschaft ist ein heiteres, ruhiges Gefühl und gewährt dem nach starken, dramatischen Erregungen begierigen Weibe wenig Befriedigung. Dies zeigt sich deutlich an den Freundschaften zwischen zwei Mädchen, welche oft durch Orkane von Eifersucht und durch Gefühlsäußerungen getrübt werden, wie sie nur in der Liebe vorzukommen pflegen. Und nur zu oft gleitet man aus der Freundschaft auf diese Weise in den Tribadismus hinab, welcher viel häufiger ist, als man glaubt, besonders in den höheren Klassen.

Montaigne ist so weit gegangen, daß er das Weib wahrer Freundschaft für unfähig erklärt und ihm nicht einmal hinreichende Seelenstärke zugesteht, um dieses Gefühl nicht durch viele kleinliche Eifersüchteleien zu zerstören.

So pessimistisch bin ich nicht gesinnt. Ich halte eine wahre, tiefe, beständige Freundschaft zwischen Frauen für sehr selten, aber ich habe sehr schöne Beispiele davon gesehen, öfter zwischen Frauen, welche infolge ihres Alters der Liebe schon den Abschied gegeben hatten, oder zwischen jungen Mädchen, welche die Liebe noch nicht kannten. Die Liebe und die Mutterschaft lassen diese jugendlichen Freundschaften verblassen, aber bisweilen widerstehen sie zum Glücke selbst dem Lichte dieser beiden strahlendsten Sonnen des weiblichen Himmels.

Gegen alle Leidenden ist das Weib mitleidiger und folglich hilfreicher. Es fühlt fremde Schmerzen stärker, und das Mitleid ist die fruchtbarste Mutter der Menschenliebe. In allen Äußerungen des Wohlwollens ist das Weib immer viel zarter als wir.

Unter tausend Beispielen führe ich nur folgendes an, welches ich einer römischen Zeitung vom 11. Dezbr. 1874 entnehme:

„Eine rührende Szene fand gestern im Bureau des Standesbeamten auf dem Kapitol statt. Zwei junge Ehegatten waren mit einander verbunden worden und sollten das Protokoll unterzeichnen. Der Gatte, welcher nicht schreiben konnte, machte das gewöhnliche Kreuz. Die Gattin aber, welche lesen und schreiben konnte, unterzeichnete ihren Namen nicht, trotz der Ermahnungen ihrer Eltern und der Zeugen, sondern machte ebenfalls ein Kreuz, um ihren Gatten nicht zu demütigen.“

„Durch diese edle Handlung bewegt, rief der junge Mann beim Hinausgehen aus, er werde um jeden Preis lesen und schreiben lernen.“

Bei allen Gefühlsäußerungen des Weibes beobachten wir immer große Heftigkeit und kurze Dauer. Wenn in unserer civilisierten Gesellschaft ein Übermaß selten zur Erscheinung kommt, so ist der Grund der, daß das Weib von den ersten Lebensjahren an mehr gezügelt wird als wir, und weil es sich Vorurteilen und Gesetzen leichter fügt; denn es ist schwächer und furchtsamer.

Bei dem Weibe herrscht der Altruismus, die Hingebung an andere vor, bei dem Manne der Egoismus. Die stärkste Freude, das vollkommenste Glück ohne einen Genossen, mit dem es die eine und das andere teilen könnte, ist für das Weib unverständlich. Der Mann denkt vor allen Dingen an sich selbst, und wenn er auch seine Gattin und seine Kinder liebt, so betrachtet er sie doch wie sein Eigentum, welches ihm angehört. Das Weib dagegen denkt immer zuerst an die anderen und dann erst an sich selbst. Das sieht man an den unbedeutendsten, wie an den heroischsten Handlungen im Leben.

Seht, wie es bei Tische zugeht. Wenn die Mutter die Portionen macht und verteilt, so achtet sie vor allem darauf, daß jeder das erhält, was er am meisten liebt, und behält für sich das Übrigbleibende. Und wie oft sagt sie in armen Häusern, sie habe keinen Hunger, weil ihre Lieben dessen nur zu viel haben und die Schüssel klein ist. Der Mann dagegen denkt fast immer zuerst an sich selbst und erst dann an die, welchen er vorlegen

soll. Wenn er sehr gut ist, so verteilt er nach Billigkeit, aber niemals ist er unbillig gegen sich selbst, wie es das Weib so oft ist.

Glücklich zu sein ist der erste Gedanke des Mannes, glücklich zu machen der erste Gedanke des Weibes; und für gewisse bis zur Erhabenheit weibliche Seelen muß das Vergnügen, das man sich selbst gewährt, durch den eigenen Schmerz und durch Selbstaufopferung gewürzt sein.

Viele Sünden des Weibes sind Folgen dieses dringenden Bedürfnisses, andere glücklich zu machen, und wir selbst werfen ihm oft übermäßige Sensibilität oder Unbeständigkeit vor, während die eigentliche Ursache der Sünde darin bestand, daß es keinen Schmerz verursachen wollte. Unser Landsmann Carlo Porta bedient sich in seiner unsterblichen Novelle Ninetta, einem trotz seinem zolanischen Verismus erhabenen, homerischen Werke, eines selbstmörderischen Messers, um seine Heldin zum Falle zu bringen; aber in den unteren Klassen kommen solche Thatsachen öfter vor, und ich selbst, in dem engen Kreise meiner Erfahrung, kenne mehrere. Der Mann, welcher das Weib um jeden Preis besitzen will, droht öfter mit Selbstmord als mit Mord, denn er kennt aus Instinkt die Allmacht des Mitleids im weiblichen Herzen.

„Ça nous coute si peu et ça leur fait tant de plaisir“ ist das berüchtigte Wort eines Weibes, und erscheint uns als der frechste Ausdruck eines schamlosen Cynismus; aber es ist nur das offenherzige Bekenntnis, daß man einen anderen nicht leiden sehen könne.

Den tiefsten Blick in die Zartheit des weiblichen

Herzens thun wir, wenn wir ein Weib Stunden und Stunden, Tage und Tage damit beschäftigt sehen, eine Arbeit mit Nadel, Bleistift oder Pinsel für eine ihm teure Person anzufertigen. Wieviel heimliche Freude, welches genußreiche Lächeln in der Einsamkeit, welche Unruhe bei der Vorbereitung, in der Erwartung, in der Überraschung! Welche Ungeduld, daß die Zeit so langsam fortschreitet, welches Herzklopfen am Tage der Überraschung! Das Weib kann nur solche Freuden genießen, welche von andern genossen werden, und das Herz dessen, den es liebt, ist ein Spiegel, in welchem es sich viel öfter beschaut als in dem anderen auf seinem Toilettentische. Und wenn es mit seinem Bilde in letzterem oft zufrieden ist, so geschieht dem ersteren niemals Genüge, denn es glaubt immer, nicht genug und nicht gut genug zu lieben.

Die Vaterlandsliebe muß von dem Manne stärker gefühlt werden, weil sie mehr Überlegung und öffentliche Thätigkeit erfordert: Kühnheit und Thatkraft. Und doch ist auch sie dem Weibe nicht versagt. Von Androchia und Alcide an, welche sich töteten, weil das Orakel gesagt hatte, Theben würde von dem belagernden Feinde verschont bleiben, wenn zwei edle junge Mädchen sich das Leben nähmen, bis auf Frau Cairoli und Laura Solero, meine Mutter, finden wir in der Geschichte viele glänzende Beispiele von Vaterlandsliebe auch bei Frauen.

Aber das Weib liebt die Menschen mehr als das Vaterland, das Menschengeschlecht mehr als das Volk, dem es angehört; darin ist es uns weit überlegen, denn

es sieht die glückliche Zeit voraus, welche leider noch weit entfernt ist, wo das Wort Vaterland eine glorreiche in den Museen der Vergangenheit aufbewahrte Mumie sein wird, und die Menschen, alle zu Brüdern geworden, keine andern Feinde mehr haben werden als die Verbrecher.

Über den Anteil, welchen die Frauen an Revolutionen genommen haben, sei es uns vergönnt, unserem alten Freunde Lombroso, den wir aus Liebe zur Freiheit mit großem Schmerze wegen seiner anthropologisch-kriminalistischen Phantasieen bekämpfen müssen, eine schöne Darstellung zu entlehnen.

Die Frauen in der französischen Revolution. Zu Anfang der französischen Revolution schienen die Frauen eifrige Freundinnen derselben zu sein, weil sie die Frauenrechte zu heben versprach (was sie auch zum Teil gethan hat), solange es Modesache war und Aufruhr und Tumult herrschte, aber später bei der Weiterentwickelung zeigten sie eine viel entschiedenere Abneigung.

Die Frauen (schreibt Goncourt, Histoire de la société française, 1874) schwärmten zuerst für Mesmer und dann für die Revolution. Eine Zeit lang beschäftigten sie sich alle mit Politik. Sie liebten nicht mehr Musiker oder Gelehrte, sondern nur Deputierte; sie besuchten nicht mehr das Theater, sondern die Versammlungen. Selbst die Fischweiber wurden von der Seuche ergriffen, ja sie waren die Amazonen der Revolution.

Aber später, besonders nach dem Tode Marie Antoinettes, änderten sie sich, und selbst die Fischweiber wurden zu einer Gefahr für die Republik, welche sie mißtrauisch

zur Seite schob. In den Provinzen, besonders in der Vendée, in Anjou und Maine, trieben die Frauen zur Gegenrevolution. Michelet (Hist. de la Rev. franç. II) schreibt, wenn hundert Frauen dafür gewesen seien, so waren ihrer tausend dagegen. Er citiert den Ausspruch eines Offiziers aus der Vendée: „Ohne die Frauen stände die Republik fest.“

In Saint Servan fand eine Empörung der Weiber gegen die Revolution statt; im Elsaß läutete die Haushälterin eines Priesters Sturm, kurz, das Weib wurde zu einem Hindernis für die Revolution, und man findet unter den Revolutionärinnen keinen, auch nur mittelmäßigen Namen, den man neben Mirabeau oder Danton setzen könnte.

Die Revolutionärinnen in Rußland. Weitere Ausnahmen. Es ist bemerkenswert, daß in politischen Prozessen in Rußland jetzt Frauen in bedeutender Zahl auftreten. In dem Prozeß Dolguschine waren unter neun Angeklagten zwei Frauen; in dem sogenannten Prozesse der Fünfzig befanden sich acht Frauen, darunter die Bardine, welche eine glänzende Rede hielt, später aus Sibirien entfloh und in der Schweiz Selbstmord beging. Es zeigte sich in diesem Prozesse, daß die Frauen vierzehn Stunden lang in Spinnfabriken arbeiteten, um die Arbeiter zu bekehren: so weit trieben sie die Hingebung an das große Werk.

In dem Prozesse Jaboff befand sich eine Frau unter sechs Angeklagten und drei Frauen in dem Prozesse der achtunddreißig Bauern; in die Sozialistenprozesse waren sechs Frauen verwickelt, darunter fünf aus reichen Familien,

die Frau des Obersten Grobicheff und drei Töchter eines Staatsrats, welche sich, um ihre Propaganda durchzuführen, als Bäuerinnen verkleidet hatten.

Endlich fanden sich in dem Prozesse wegen Ermordung des Zars Alexander II. unter sechs Angeklagten zwei Frauen, von denen die eine, Perowskaia, die eigentliche Anstifterin des Attentats war.

Es ist ferner bekannt, daß das erste Signal zum Terrorismus in Rußland im Jahre 1878 von einem Weibe, Vera Sassulitsch, durch das Attentat gegen den General Trepoff gegeben wurde, weil er politische Gefangene hatte grausam geißeln lassen.

Im ganzen befanden sich in Rußland unter 109 politischen Verurteilten sechzehn Frauen, also 14,68 %. Auch in der polnischen Revolution von 1830 zählt Strazzewicz unter 97 Rebellen neun Frauen auf, also 7,93 %.

Aber außer den besonderen ethnischen und sozialen Einflüssen liegt der Grund der starken Beteiligung der Frauen am Nihilismus darin, daß derselbe eine mystisch-religiöse Richtung darstellt, welche aus den Schrecken der Hungersnöte, der Feuersbrünste und der Überschwemmungen in Rußland hervorgegangen ist und einen politischen Charakter angenommen hat. (Revue des deux Mondes, 1887.) Dies drückt sich deutlich in dem Ausrufe aus, wenn sie von der Revolution sprechen: „Du bist mein Gatte", genau wie sonst die Heiligen und jetzt die Nonnen zu Christus sprechen.

Dazu kommt noch, ebenso wie im Christentume, die Leidenschaft des Martyriums, welche, mehr im Gefühl als im Verstand wurzelnd, das Weib stärker ergreift als den Mann.

Das Weib bei Aufständen. Bei Aufständen sind, im Gegensatz zu Revolutionen, die Weiber sehr zahlreich und treiben durch ihr Beispiel selbst die Männer an, und zwar wegen ihrer größeren Reizbarkeit, welche sie besonders der ansteckenden Nachahmung aussetzt und zu Excessen fortreißt; dagegen hindert sie ihre Abneigung gegen Veränderungen, ihre Meinung und ihre Partei zu wechseln.

„Bei allen epidemischen Thorheiten," schreibt Despine, „macht sich das Weib durch ungewöhnliche Aufregung und Überspanntheit bemerklich; dies rührt von seiner mehr instinktiven und reizbaren Natur zum Guten wie zum Bösen her. Auch seine socialen Gefühle sind mehr dem Einflusse der Nachahmung unterworfen, und wenn es in seiner leidenschaftlichen Aufregung sich von dem Manne unterstützt fühlt, so übertrifft es diesen auf dem Gebiete der Tollheit." In Italien ist das Betragen der Weiber Palermos noch nicht vergessen, welche in den traurigen Septembertagen des Jahres 1866 das Fleisch der Karabiniers zerschnitten, stückweis verkauften und aßen, ebenso wie man in Neapel im Jahre 1799 das Fleisch der Republikaner gegessen hatte.

Im Jahre 1780 gehörten die Weiber immer zur Partei der Empörung, und zwar der wütendsten Empörung.

Das Jahr 1789 war freilich von den Encyklopädisten und von den Denkern vorbereitet worden; aber bei den Aufständen, welche ihm vorausgingen, standen die Weiber in erster Reihe. Am 5. Oktober, als die künftigen Jakobiner noch reaktionär waren, zwangen fünf- bis sechstausend Weiber, mit Théroigne an der Spitze, den

König, nach Paris zu kommen, und ebenso erhoben sich die Weiber am 12. Germinal, als Paris wegen der Entwertung der Assignaten Hunger litt, und riefen: „Brot! Brot!“ Am 10. Prairial machten sie einen neuen Angriff (Quinet).

Die Fischweiber (nach Goncourt) mischten sich unter die Truppen und Aufständischen und rissen die Männer mit sich fort; sie mordeten, sie nahmen bei patriotischen Festen den Ehrenplatz ein und bildeten Klubs der Republikanerinnen; sie schworen, gegen die Assemblée zu marschieren, wenn diese nicht binnen acht Tagen die Austreibung der Priester beschlösse. Marat reizte sie immer mehr an; achttausend Weiber sollten „Ritterinnen vom Dolche“ werden. Diese Weiber schienen vergessen zu haben, daß sie Französinnen waren; sie schienen eine mascula proles. Charlotte Corday spottet in einem Briefe an Barbès über die Verletzung ihrer Schamhaftigkeit.

Unter den zahlreichen Weibervereinen (schreibt Legouvé), welche nach dem Jahre 1790 in Paris gegründet wurden, sind zwei berühmt geworden: die brüderliche Gesellschaft und der Verein der revolutionären Republikaner, gegründet von Rosa Lacombe, seiner Präsidentin. Was erreichten sie in den meisten Fällen? Sie wurden zu Werkzeugen in der Hand aller Führer. Wenn man in der Schreckenszeit durch die Kommune irgend eine gewaltsame Maßregel beschließen lassen wollte, wie die Errichtung einer Statue Marats oder die häuslichen Untersuchungen bei den Getreideaufkäufern, so schlug man sie zuerst in der brüderlichen Gesellschaft vor. Wenn man die Beratung der Versammlung beherrschen, die

Stimme Vergniauds ersticken wollte, schickte man die revolutionären Republikanerinnen auf die Rednerbühne. An Tagen feierlicher Exekutionen hob man die nächsten Plätze an der Guillotine diesen Furien auf, welche sich hinzudrängten, um den Todeskampf in der Nähe zu sehen, und das Geschrei der Opfer durch ihr Gelächter und den Lärm ihrer Tänze erstickten. (Legouvé, Histoire morale des Femmes.)

Vallès sagt in seinem „Insurgé“, wo er von den Vorläufern der Kommune von 1871 spricht: „Wenn man die Weiber auf die Straßen herabkommen und die guten Hausfrauen ihre Männer zur Empörung reizen sieht, dann ist die Revolution gewiß.“

Maxime Ducamp entwirft folgendes Bild von den Weibern der Kommune: „Ihr einziger Ehrgeiz bestand darin, die Männer zu übertreffen, indem sie seine Laster übertrieben. Sie waren grausam; wenn sie zur Aufsuchung Verurteilter gebraucht wurden, waren sie unerbittlich; als Krankenwärterinnen gaben sie den Verwundeten Branntwein, so daß sie starben; in den Schulen lehrten sie die Kinder, allem zu fluchen außer der Kommune; in den Klubs forderten sie ihre Rechte, besonders die Gleichheit, wobei sie vielleicht unter den ersehnten Verbesserungen die Polyandrie verstanden, welcher sie jedenfalls gern huldigten.“

Die Liebe zu Tieren ist bei dem Weibe verbreiteter und stärker als bei dem Manne und nimmt oft eine krankhafte Form an, welche durch Alter oder Unglück steril gewordene Zuneigungen vertreten muß.

Die thörichtste Liebe zu Hunden und Katzen findet

man bei Frauen, besonders bei alten Jungfern, welche oft die ganze Welt ihrer Liebe auf die Anbetung Gottes in der Kirche und den Kultus einer Katze oder eines Hundes zu Hause beschränken.

Das Mitleid mit Tieren kann eine äußerst zarte Empfindung sein; aber wenn die Liebe zu ihnen das ganze Herz eines Weibes in Besitz nimmt, wird es zu einer niedrigen, schlechten, oft sogar schmutzigen Leidenschaft, welche oft mit dem rohesten Egoismus, mit der blindesten Frömmelei Hand in Hand geht. Dann fehlt nur noch die Tabaksdose und ein Schnurrbart, um Eva in eine gehässige, bösartige Hexe zu verwandeln.

Zehntes Kapitel.

Das Weib als Mutter.

Wenn das Weib, vor Freude und Scham errötend, die Hand ihres Gatten ergreift und an ihren Busen drückt und zu ihm sagt: Fühlst du nichts? dann wird ihm eine der tiefsten Gemütsbewegungen des Lebens und in den meisten Fällen (glücklicherweise) eine seiner größten Freuden zu teil.

Wehe dem armen Weibe, welches diese Freude nicht mit einem Manne teilen kann; hundertmal unglücklich dasjenige, welches Schmerz, Reue, Scham empfindet und vielleicht jetzt schon schaudernd an ein Verbrechen denkt!

Sie fühlt sich Mutter und genießt das geheime Lustgefühl, in ihren Eingeweiden ein Wesen zu tragen, welches durch sie und in ihr entstanden ist. Sie gleicht in diesem Augenblicke Christo, als er in dem Garten

von Gethsemane fühlte, daß sein Tod die Menschheit von der mythischen Sünde rein waschen werde.

Rahel sagte zu Jakob: „Gieb mir Kinder, sonst werde ich sterben!“ Diese Stimme der Natur ist mehr wert als hundert Bände über die Emancipation des Weibes.

Welche Verantwortlichkeit, wie viele Sorgen, Ängste, Freuden und Schmerzen sieht es in diesem Augenblicke vor sich! Eine ganz neue Welt liegt vor ihm, eine Reihe hintereinander sich erstreckender Horizonte, Reihen von Hügeln, Bergen, Alpen, welche sich in einem fernen nebligen, undeutlichen Ocean verlieren.

Die Erregung würde in der That zu stark sein, wenn es sie nicht mit dem Genossen seiner Liebe, dem teuern Mitschuldigen an dem Werke der Schöpfung teilte.

Von diesem Augenblicke an wirkt der neue Organismus, welcher sich im Mutterleibe entwickelt, fortwährend auf seine Umgebung und diese auf das kleine Wesen, wie zwei Glieder, welche von demselben Blute bespült werden.

Der Glaube an die Gelüste und Muttermale ist durch den Fortschritt der Wissenschaft beseitigt worden, und doch hat er einen wahren Kern: daß nämlich alles, was auf die Mutter wirkt, auch auf das Kind Einfluß ausübt.

Ich bitte die Gelehrten um Verzeihung, wenn ich mich einen Augenblick bei diesem Vorurteile aufhalte; aber in Italien wenigstens habe ich es noch bei vielen Leuten aus höheren Ständen verbreitet gefunden.

Die Muttermale sind immer rot oder braun oder von ähnlichen Farben, und zwar darum, weil der Farbstoff unserer Haut nur diese Farben hervorbringen kann;

wenn aber die Farbe des Males den Gelüsten der Schwangeren entspräche, so müßte das Grün des Salats, das Weiß des Rahmes und das Gelb der Aprikose zum Vorschein kommen.

Soviel in betreff der Farbe. Der Gestalt nach aber müßten wir auf der Haut seltsame Abbildungen von wer weiß wie vielen Tieren, Pflanzen und Früchten finden, und statt dessen sehen wir nur Erdbeeren, Himbeeren, Linsen und Flecken von Wein und Milchkaffee.

Ebenso wertlos ist ein anderes Vorurteil, daß eine Schwangere nicht häßliche, mißgestaltete Leute ansehen dürfe, daß es dagegen nützlich sei, wenn sie schöne Frauen, Statuen und Gemälde von klassischer Schönheit um sich habe. Dieser Glaube ist ungetreuen Weibern von großem Nutzen gewesen, um die auffallende Ähnlichkeit ihrer Kinder mit Freunden des Hauses zu erklären. Sie haben dieselben so häufig angeblickt, daß das Kind dem Freunde allzusehr, dem Gatten allzuwenig ähnlich wurde.

Der Uterus ist keine Camera obscura, und die darin entstehenden Abbildungen werden mit Pinseln gemalt, welche man nicht in der Farbenhandlung kauft.

Viel tiefer sind die Spuren tiefer Schmerzen, heftigen Schreckens der Mutter an dem zarten Wesen, welches in ihren Eingeweiden empfangen und ernährt wird. Kriege, Revolutionen, Epidemien bringen häufig epileptische und blödsinnige Kinder hervor, und ich selbst kenne aus dem engen Kreise meiner Erfahrung mehrere solche Unglückliche, welche ihr pathologisches Gepräge dem fünftägigen Straßenkampfe in Mailand im März 1848 verdanken.

Außerdem habe ich viele Beispiele gesammelt, wonach eine während der Schwangerschaft aufgetretene neue,

seltsame Vorliebe oder Abneigung gegen gewisse Speisen und Getränke auf das Kind vererbt worden ist.

Die Schwangerschaft wird bei verschiedenen Völkern mit einem Feste begrüßt.

Die alten Mexikaner feierten bei ihrem Eintritte ein Familienfest. Man hielt Reden, worin der Gattin gesagt wurde, sie solle ihr Glück der Gnade Gottes zuschreiben und darum nicht allzu stolz darauf sein. Später wurde ein zweites Fest gefeiert und wieder Reden gehalten; man wies ihr eine Pflegerin zu, welche ihr ein Bad bereitete und hygienische Ratschläge gab.

Auch bei den alten Hebräern betete man während der Schwangerschaft zu Gott, er möge das Kind beschützen, und die Talmudisten geben verschiedene Gebete für verschiedene Perioden der Schwangerschaft an.

An den ersten drei Tagen soll der Mann die göttliche Barmherzigkeit anflehen, damit der Same des Mannes nicht verfaule; vom dritten bis zum vierzigsten Tage soll er um die Geburt eines Knaben bitten, vom vierzigsten Tage bis zum dritten Monate, daß das Weib keine Fehlgeburt thue, vom dritten bis sechsten Monat, daß keine Mißgeburt erfolge, von da bis zum neunten, daß die Geburt glücklich sei (exeat in pace).

Die griechischen Frauen feierten ein Fest zu Ehren der Genetyllis (Aphrodite), damit sie ihnen eine glückliche Geburt gewähre.

Vielleicht stammt aus dem höchsten Altertum ein Gebrauch im heutigen Griechenland, der aber im Verschwinden begriffen ist. In der Nähe von Athen, auf der Nordseite des sogenannten Nymphenhügels, glitten

die schwangeren Frauen herab, so daß die Stelle durch die wiederholten Reibungen sehr glatt geworden war. Noch in der letzten Zeit pflegte man in der letzten Zeit der Schwangerschaft einen Hahn zu töten, vielleicht in Erinnerung der alten Äskulapsopfer.

Die römischen Frauen opferten der Göttin Postversa oder Presa, damit das Kind im Mutterleibe eine gute Stellung annähme.

Wenn in Madras eine Frau ihrem Gatten Hoffnung macht, daß er zum erstenmal Vater werden wird, giebt er ein Fest, und im siebenten Monate opfert die ganze Familie den Göttern.

Die Lamas in Tibet und anderen mongolischen Ländern sprechen Gebete für eine glückliche Geburt, aber vorher lassen sie sich bezahlen.

In Japan verschlucken die Schwangeren kurz vor der Geburt ein Stück Papier, auf welches das Bild ihres Schutzgottes gemolt ist. Andere trinken einen Absud von einem getrockneten Hirschfötus.

In Java wird die Schwangerschaft im dritten Monate den Verwandten und Freunden feierlich verkündigt, und diese bringen der Schwangeren Geschenke. Im siebenten Monate ladet man die Freunde zu einem Feste ein, und die Schwangere nimmt ein Bad. Bei dieser Gelegenheit wäscht sie sich mit der Milch einer unreifen Kokosnuß, welche der Gatte öffnen muß, und in die Schale der Frucht schneidet man schöne Figuren von Männern und Weibern ein, welche die Schwangere oft ansehen muß, um ein schönes Kind zu gebären. Sie zieht für diese Gelegenheit ein neues Kleid an und schenkt das alte einem von den Weibern, welche ihr bei dieser Ceremonie

behilflich gewesen sind. Am Abend wird ein Schatten-spiel aufgeführt.

Wenn bei den Massais in Ostafrika eine Frau schwanger wird, so nimmt der Mann ein großes Gefäß, worein er Honig und andere Dinge thut, um ein angenehmes Getränk zu bereiten. Er ladet die Stammeshäupter und andere Personen von beiden Geschlechtern ein, wobei die ersteren ein wenig von dem Getränk in den Mund nehmen und auf die Anwesenden spritzen und mit einem Gebete den Eltern und dem Ungeborenen Glück wünschen. Es werden Reden gehalten und das süße Getränk geschlürft.

Auch unter uns, obgleich die Prosa der Wissenschaft soviel Poetisches zerstört hat, giebt es noch der Schwangerschaft geweihte Feste und Feierlichkeiten.

In Falkenstein in Österreich begiebt sich die Schwangere in eine Kapelle, worin sich der heilige Wolfgang verborgen gehalten haben soll, und hier kauert sie sich auf einem Steine nieder, um eine glückliche Geburt zu erlangen.

In Svevien machten die Schwangeren eine Pilgerfahrt zu Santa Margarita, San Christof oder San Rocco. In der Kapelle des letzteren hingen sie eiserne Kröten auf als Symbole des Uterus.

Noch vor kurzem liefen in Schweden in der Johannisnacht die Schwangeren durch große Feuer, um eine glückliche Niederkunft zu erlangen.

Auch bei uns glauben noch viele Frauen an die Eigenschaft des Adlersteines, die Schwangerschaft zu begünstigen, und auf dem Lande verdienen die Hebammen viel Geld damit, daß sie ihn ihren Kundinnen leihen.

Ich spreche nicht von den Gebeten, Gelübden, Novenen,

durch welche die Frauen Gott, die Jungfrau und die Heiligen um Schutz und Hilfe während der Schwangerschaft bitten.

Zu dem Aberglauben der Schwangerschaft gehört auch die Geschichte des Gürtels.

Wenn eine alte Griechin sich Mutter fühlte, löste sie ihren Gürtel und hängte ihn im Tempel der Artemis auf.

Die Römerinnen dagegen umgürteten sich den Leib, wenn sie in den achten Monat eintraten. Andere nahmen den Gürtel zu dieser Zeit ab, und vielleicht hieß die Göttin der Geburt deswegen Solvizona.

Bis in das Mittelalter hinein rieten die Ärzte in Europa den Frauen, während der Schwangerschaft eine Binde zu tragen, um die Geburt zu erleichtern.

Auch in vielen Ländern Asiens tragen die Schwangeren Gürtel, sei es aus hygienischen oder aus mystischen Gründen.

In Japan bindet man im fünften Monate eine seidene Binde um den Leib der Frau, um den Geist des Fötus zu beruhigen. Man sagt, dieser Gebrauch sei von der Kaiserin Djingokogu eingeführt worden, welche in einem Kriege gegen Korea die Truppen befehligte und, da sie schwanger war, eine Binde trug, um ihren Leib zu schützen.

Noch ehe wir geboren werden, übernehmen wir eine große Schuld gegen unsere Mutter, denn diese muß uns mit Schmerzen gebären, und mit was für Schmerzen! Ehe uns der christliche Priester mit dem reinigenden

Wasser die Taufe verleiht, giebt uns die Mutter die Taufe zum menschlichen Leben mit ihren Schmerzen.

Diese Qual, welche eine natürliche Verrichtung, eines der freudigsten Ereignisse des Lebens begleitet, erschien so allgemein als ein Fehler der Natur, daß man phantastische Erklärungen dafür aufgestellt hat.

Im dritten Kapitel der Genesis lesen wir:

Ich will dir viele Schmerzen schaffen, wenn du schwanger wirst; du sollst mit Schmerzen Kinder gebären."

Es war also die Strafe dafür, daß Eva von der Frucht des Baumes der Erkenntnis gegessen hatte.

Die Dajaks in Borneo lehren:

„Unsere erste Mutter legte Eier, aus welchen Menschen auskrochen. Einst sagte sie zu ihren schon zu Menschen gewordenen Kindern: „Gehet nicht nach dem Neste. Diese aber gingen hin, nahmen die darin liegenden Eier heraus, kochten und aßen sie. Als die Mutter zurückkehrte, fluchte sie ihren Kindern, legte keine Eier mehr, und seitdem werden die Menschen von dem Weibe unter Schmerzen geboren." Also auch hier eine Sünde, auch hier eine Strafe.

Der Mensch hat sich zu jeder Zeit gegen den Schmerz und gegen den Tod gesträubt, welche ihm nicht als natürliche Zustände erschienen; er erfand Theorien und Mythen, um sie zu erklären:

Für viele Neger sind der Blitz, der Tod, die Krankheiten Werke einer bösen Gottheit. Uns erklärt die Erbsünde alles Elend des Lebens.

Nicht das menschliche Weib allein leidet Geburtsschmerzen, aber sicher geht es den Tieren in dieser Hin-

sicht besser, und die Civilisation hat die Geburt nur noch schwieriger und schmerzhafter gemacht.

Im Deutschen giebt es ein eigenes Wort für diese Schmerzen: Wehen, und die Ereros nennen sie ozongama, was auch Mitleid bedeutet.

Optimistische Darwinisten behaupten, jene Schmerzensschreie hätten den Zweck, daß man zu der Kreißenden herbeieilen und ihr helfen solle.

Ohne Zweifel schrieen auch die Frauen im Altertume, denn auch auf den Keilschrifttafeln von Ninive heißt es, wo von der Göttin Istar die Rede ist: „Istar schreit wie eine Gebärende.“

Ploß behauptet, die französischen Frauen schrieen mehr als die deutschen. Aber der persönliche Charakter muß darauf mehr Einfluß ausüben als die Rasse.

Die Geburtswehen sind im starken Widerspruch gegen den Darwinismus. Wenn die Civilisation den Umfang des Gehirns vermehrt, so müßte durch nur geringe Anpassung auch das Becken zunehmen, oder die Geburt einen Monat oder vierzehn Tage früher eintreten.

Den gegen das Weib undankbaren Männern teilen wir folgende Zahlen von schlagender Beredsamkeit mit:

In dem deutsch-französischen Krieg zogen 1 146 355 Soldaten in Frankreich ein, von denen 40 881 getötet wurden, also einer von 28, während ein Weib von 23 bei der ersten Geburt stirbt und eines von 47 bei den späteren.

In Deutschland allein sterben jährlich 990 000 Frauen an der Geburt oder ihren Folgen. (?)

Um die Geburt bewegt sich eine ganze Welt von Aberglauben, Riten und Leidenschaften.

Die Geburt ist das Hauptereignis im Leben des Weibes, und sein ganzes Nervensystem wird dabei dermaßen erschüttert, daß Ärzte und Juristen diese Störung in Betracht gezogen und darin einen mildernden Umstand bei Kindesmord gefunden haben.

In Philadelphia glaubt das Volk, nach jeder Geburt müsse das Weib einen Zahn verlieren, und vielleicht findet dies auch bei uns statt. Die Haare fallen in der That aus. Auch wir Männer verlieren nach der Geburt eines Buches oder einer Statue Gesundheit und Kräfte.

Die Australierinnen in Queensland glauben, das Kind nehme bei der Geburt einen großen Teil der Kräfte der Mutter mit sich, deshalb fressen sie dasselbe sogleich nach der Geburt auf, um nicht Leben und Kräfte zu verlieren.

In Rußland glaubt das Volk, der Augenblick der Geburt müsse auch vor den nächsten Bekannten geheim gehalten werden, sonst würde Schaden daraus entstehen.

Die Geburt hat bei allen Völkern des Altertums ihre Mythologie. Wir wollen hier nur von den Griechen, den Römern und den Etruskern sprechen.

Die älteste Göttin der Geburt war Eileithyia, dieselbe, welche man seit ältester Zeit in Medien als Symbol der Zeugungskraft und als Ernährerin aller Dinge verehrte.

Herodot leitet von da den Kultus der Hyperboräer ab; sein Symbol am Himmel war der Mond, weil er die Strahlen der Sonne empfängt und die Zeugung befördert; das irdische Symbol war die Kuh.

Eileithyia stand nicht nur den Kreißenden bei und beförderte die Geburt, sondern schickte auch ihre Pfeile ab, welche die Wehen erzeugten. Man verwechselte sie mit Diana, welche später zur Göttin der Jagd wurde, und glaubte, sie töte mit ihren Pfeilen besonders schwangere Mädchen, welche ihre Jungfräulichkeit nicht zu wahren gewußt hatten.

Es scheint eine günstige und eine ungünstige Eileithyia gegeben zu haben. Sie kommt bei Homer, Aristophanes und Theokrit vor.

Die griechische Mythologie kannte noch andere Göttinnen, welche der Geburt vorstanden. Artemis war eine Art Eileithyia oder ihre Verbündete; Here war die Göttin der Ehe, aber auch der Geburt; Genetyllides beeinflußte die Zeugung und die Geburt.

Die Römer entnahmen ihre Götter den Griechen und vermehrten deren Zahl.

Diana, wenn sie bei der Geburt hilft, wird zur Lucina.

Auch Juno ist Göttin der Geburt und im allgemeinen Schützerin der Frauen.

Juno beherrschte auch die Menstruation als Mena.

Lucina besaß einen Tempel und einen Hain auf dem Esquilin, wohin schwangere Weiber Blumen trugen. Sie wurde während der Geburt angerufen, und nachdem das Kind glücklich zur Welt gekommen war, rüstete man ihr ein Mahl zu.

Die Römer hatten noch andere Dei nixii, welche sie zugleich mit Lucina anriefen. Nach Ovid gab es drei Götter, welche den Kreißenden halfen. Ihre Bilder stellten sie knieend dar; sie befanden sich auf dem Kapitol vor dem Minervatempel.

Später wachten Pilumnus, Intercidona und Deverra über die Kreißenden und das Kind und schützten dieses besonders gegen die nächtlichen Angriffe des Silvanus.

Der Neugeborene für sich allein hatte viele Gottheiten. Carnia oder Cunia wachten an der Wiege, Rumina über die Brüste der Mutter, Ossipaga über das Wachstum, Vaticanus und Fabulina über ihr Geschrei und erstes Stammeln, Vitumnus gab ihnen das Leben, Sentinus und Sentina das Gefühl, Vagitanus den Atem und das Schreien.

Es gab sogar besondere Göttinnen, welche je nach der Kopflage des Kindes bei der Geburt halfen.

Die Etrusker hatten ihre besondern Göttinnen. Cupra war ihre Here und Juno; ihre Tempel befanden sich vorzüglich in Veji, Falerium und Perusium. Je nach ihren verschiedenen Attributen wurde sie unter den Namen Feronia, Talna oder Tana, und Ilithyia Leukothea verehrt.

In Pirgi hatte sie einen an Gold, Silber und anderen Schätzen so reichen Tempel, daß Dionysius von Syrakus, dadurch angelockt, im Jahre 384 v. Chr. unter dem Vorwande, die Seeräuberei der Etrusker zu unterdrücken, eine Flotte von 60 Schiffen aussandte; aber seine wahre Absicht ging auf die Beraubung jenes Tempels. Er entführte von da einen Wert von mehr als tausend Talenten.

Der Blutstein dient in einigen Gegenden Deutschlands dazu, die Blutung zu stillen, wenn man ihn in der Hand hält. Ein solcher, den ein Landarzt lange Jahre besaß, bestand aus einer Paste.

In Steiermark gebraucht man außer dem Blutsteine

auch die Petersilienwurzel, welche man der Kreißenden in die Hand giebt. Man nimmt auch Uterusblut, trocknet es am Feuer und giebt es ihr. Auch giebt man ihr gestoßenes Gemshorn oder Absud von Hirtentäschel, weil der Samen dieser Pflanze die Gestalt des Uterus hat.

Man umwickelt auch mit einem Hanffaden den kleinen Finger der linken Hand und die große Zehe des rechten Fußes, reibt den Unterleib mit warmem Branntwein ein, legt auf den „kleinen Bauch" ein Säckchen voll Erde aus dem Keller und empfiehlt der Kreißenden, die Arme nicht über den Kopf zu erheben, weil dies die Wehen stören würde.

Bei den Kalinas in Surinam legt sich der Mann, sobald das Kind geboren ist, in die Hängematte und macht sich's bequem; er empfängt die Besuche der Freunde und deren Glückwünsche zu seiner Entbindung.

Einige Tage lang darf er weder Bäume fällen, noch großes Wild töten, noch starke Getränke genießen. Wenn er dergleichen thäte, könnte das Kind krank werden und sogar sterben. Höchstens darf er mit dem Bogen kleine Vögel schießen und kleine Fische fangen.

Diese Sitte, welche einer sinnlosen Wunderlichkeit gleichsieht, hat den Zweck, den Gatten in der Nähe der Entbundenen zu halten, welche seiner jetzt so sehr bedarf. Dies wird dadurch bewiesen, daß, wenn die Mutter der Wöchnerin noch lebt, der Gatte die couvade nicht übernimmt.

In Neu-Brittannien darf sich der Mann zu gewissen Zeiten der Schwangerschaft nicht aus dem Hause ent-

fernen, um zu verhindern, daß die bösen Geister dem Kinde das Leben nehmen.[1])

Die Mutterliebe hat manche Eigenschaften mit jeder andern Liebe gemein, besitzt aber auch ihr eigentümliche.

Nach dem geliebten Gegenstande verlangen, ihn bei sich haben wollen, das Bedürfnis fühlen, ihn immer zu sehen, ihn zu liebkosen, ihm Gutes zu thun, das gehört jeder Liebe an; und alles dies thut die Mutter mit unerschöpflicher Zärtlichkeit, mit unersättlichem Verlangen.

In meinen Ekstasen des Menschen[2]) habe ich die ganze Poesie der Mutterliebe ausführlich geschildert, und dahin verweise ich den Leser. Hier mögen einige Andeutungen genügen, damit in der Physiologie des Weibes dasjenige nicht fehle, was das Hauptelement seines Lebens ausmacht.

Wer kennt nicht und wer erinnert sich nicht an die Liebkosungen seiner Mutter?

Wenn man einen alt gewordenen Mann fragte: „Du bist von deinem Vater, deinen Brüdern, von deiner Geliebten, deiner Gattin, von deinen Kindern und Enkeln geküßt worden; nun sage mir, welcher von diesen Küssen hat den tiefsten Eindruck in deiner Seele zurückgelassen? Welches Kusses gedenkst du mit der größten Zärtlichkeit, vielleicht sogar mit Thränen in den Augen?"

Alle werden im Chor antworten: „Des Kusses meiner Mutter."

---

[1]) Prinz Roland Bonaparte, Les habitants du Surinam, Paris 1884, p. 55.

[2]) Mantegazza, „Die Ekstasen des Menschen", Jena bei Costenoble.

Jede Liebe möchte dem Geliebten Gutes thun, und die Mutterliebe ist ganz aus Wohlthun und Aufopferung zusammengesetzt.

Die eigentliche Liebe hat man blind dargestellt, weil sie weder die Fehler der geliebten Person sieht, noch die Abgründe, in welche die Leidenschaft stürzen kann, noch die Verräterei oder die Undankbarkeit. Aber wenn die Liebe des Mannes zum Weibe blind ist, so ist die der Mutter zum Kinde blind und taub zugleich. Heute lieben, morgen lieben, immer lieben; alles verzeihen, alles vergessen und den rohesten Antworten, dem Eise der Gleichgültigkeit, der Schande des Lasters, ja dem blutigen Verbrechen nichts anderes entgegensetzen als Thränen!

Alle Liebe leidet an jener Krankheit, welche man Eifersucht nennt. Auch die Mutterliebe ist eifersüchtig, eifersüchtig auf den Vater, auf die Schwestern, am meisten auf den Schwiegersohn.

Schwiegermütter und Schwiegersohn sind natürliche Feinde; sie sind Nebenbuhler, welche sich um den Alleinbesitz desselben Abgotts streiten.

Wer die allgemeine, dauernde Zwietracht zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn und die seltsamen, daraus entstandenen Gebräuche, von denen ich in meinen Amori degli popoli[1]) ausführlich gehandelt habe, nicht versteht, der vergißt, daß zwischen jenen beiden ein Usurpator steht, und daß daraus eine Eifersucht entstehen muß, welche noch stärker ist als die der Liebe; denn

---

[1]) Mantegazza, „Die Geschlechtsverhältnisse der Menschen", Jena, Costenoble.

sie quillt aus der Mutterliebe hervor, dem stärksten der menschlichen Gefühle.

Der besonderen Charaktere, welche die mütterliche Liebe von jeder andern unterscheiden, sind zwei, nämlich die unbewußte Unwiderstehlichkeit und das vollständige Fehlen des Egoismus.[1])

Auf jede Neigung, welche das menschliche Herz schlagen läßt, übt immer der Verstand seinen Einfluß aus, um sie zu zügeln, zu mäßigen, zu leiten, oft sogar, um sie zu verlöschen.

In der Mutterliebe sehen wir dagegen das unwiderstehliche, unbewußte, heftige Ungestüm einer Kraft, welche aus dem tiefsten Grunde der menschlichen Natur hervorquillt, von dem unwiderstehlichen Charakter der Schwerkraft.

Diese höchste Liebe besitzt alle Grade der Energie, die ganze vielgestaltige Elasticität des bildsamsten, hämmerbarsten, psychischen Stoffes, den man kennt. Diese Liebe hat alle Eigenschaften der kostbarsten Dinge, die Härte des Diamants, den Glanz und die Dehnbarkeit des Goldes, die Zähigkeit des Eisens und die bunte Pracht aller Edelsteine.

In ihrer Zartheit ist sie sanft, feinfühlend, sinnreich; lieblich wie die schönsten Blumen der Erde, wie alle Pelzwerke der Pole, wie die sanfte Wärme eines Nestes.

---

[1]) Balzac sagt vortrefflich: À quelque hauteur qu'une femme se soit élevèe par la poesie secrète de ses rêves, elle doit sacrifier ses supériorités sur l'autel de la famille. Ses élans, son génie, ses aspirations vers le bien, vers le sublime, tout le poème de la jeune fille appartient à l'homme qu'elle a accepté, aux enfants qu'elle aura.

In ihrer Kraft ist sie mutig, heftig, tyrannisch, wild; zu jeder Heldenthat und zu jedem Opfer fähig, freigebig wie Krösus, leichtsinnig wie ein Spieler, grausam wie ein Tiger. Diese Liebe ist der schrecklichsten Roheit, der feinsten sinnlichen Raffiniertheit, sowie der höchsten Seltsamkeiten des Gefühls fähig. Sie ist zart und erhaben zugleich, sie kann unsinnig werden, aber sie ist immer menschlich und sicher die menschlichste unter unseren Empfindungen.

Die mütterliche Liebe ist auch die am wenigsten egoistische. In der Geschlechtsliebe suchen wir hauptsächlich Wollust, daher ist sie in vielen Fällen das am meisten egoistische Gefühl; das wird schon dadurch bewiesen, daß in neunzig unter hundert Fällen ihre Kraft von der Stärke der Begierde abhängt. Wir lieben nur das Schöne oder das uns sonst Bezaubernde, kurz das, was uns körperlich und geistig den höchsten Genuß verspricht.

Eine Mutter dagegen liebt auch ihr Kind, wenn es häßlich, wenn es dumm, ja sogar wenn es schlecht und ehrlos ist. Ja, unter vielen Kindern liebt die Mutter oft das am wenigsten glückliche am meisten, dasjenige, von dem sich wegen seines körperlichen oder moralischen Elends alle andern zurückziehen.

In allem diesen könnte ein pessimistischer Philosoph einen Grund finden, um seine hohe Meinung von dem Weibe herabzusetzen.

„Seht Ihr nicht, daß unsere Gefährtin auch da, wo sie Königin ist, immer ihre eigene Minderwertigkeit darthut? Seht Ihr nicht, daß sie immer tierischer ist als der Mann und immer und überall vor allen Dingen

Weib? Sie liebt und verteidigt auch den verächtlichen Menschen, der seinen Namen entehrt, seiner Familie Schande gebracht hat, bloß weil er ein Stück von ihrem Fleische, Blut von ihrem Blute ist? Wo ist das Menschentum in diesem Weibe?"

Nein, sie ist immer Mensch, auch wenn sie Weib ist; aber wir, die wir ihr in der hohen Idealität der Empfindung weit nachstehen, können die blutigen Kämpfe, die geheimen Qualen nicht begreifen, welche sie vor aller Augen verbirgt. Niemand wünschte mehr als sie, daß ihr Kind rechtschaffen und ruhmreich wäre, kein Stolz ist höher, edler und größer, als der Stolz einer Mutter, und wenn sie über ihr eigenes Geschöpf erröten muß, so leidet niemand mehr als sie, oder so viel als sie. Auch der Vater leidet, aber aus gewöhnlichem Stolz, wie ihn jedermann fühlt. Er sieht, wie sein eigener Name durch den Schmutz des Sohnes besudelt wird, aber in seinem Schmerze liegt Verachtung und viel Haß. Er leidet um seiner selbst willen.

Die Mutter dagegen leidet für ihn, für den, welchen sie noch immer liebt, auch wenn er schuldig und schlecht ist. In dem Unglücklichen sieht sie nicht die Schande der Familie, sondern einen Kranken, welcher leidet oder leiden sollte. Ihre Liebe ist nicht verschwunden wie bei dem Vater, um dem Hasse Platz zu machen; sie hat nur ihre Natur geändert. Zuerst war sie freudig und stolz, jetzt ist sie schmerzlich, voll Mitleid und Thränen. Zuerst war es eine wilde Liebe, jetzt besteht sie nur noch in schmerzlicher Zärtlichkeit. Ihr Sohn, für den sie Geburtswehen ausgestanden, den sie mit Mühe aufgesäugt, für den sie jahrelang gesorgt, gehofft und geträumt hat,

ist ein Elender, ein Ungeheuer, ein Auswurf des Menschengeschlechts; aber er ist ein Mensch, welcher leidet oder leiden sollte, und dieser Mensch ist und bleibt Fleisch von ihrem Fleische, Blut von ihrem Blute. Alle fliehen ihn, alle fluchen ihm, er steht allein in der Welt, von Haß und Verachtung umgeben. Wie könnte er sich bessern, wo könnte er Zuflucht finden, er, der Kain der Familie? Am mütterlichen Herzen, welches bis zu seinem letzten Schlage eine Hoffnung, eine Liebkosung, ein Wort der Nachsicht und des Mitleids für ihn haben wird.

Wenn die Mutter fromm ist, wird sie an den zwischen zwei Schächern gekreuzigten Christus denken, welcher in den Stunden des Todeskampfes noch für sie betete.

Ist das alles tierähnlich? Sind das nur niedere, tierische Gefühle? Und wenn sie es auch wären, so sind sie so erhaben, daß ich dabei an Engel denke.[1])

Wir wollen drei Thatsachen anführen, um die Mutterliebe zu erläutern, von denen zwei von dem Gipfel des Baumes der Menschheit, und eine aus der Nähe seiner Wurzeln stammt, wo der Mensch dem Tiere näher steht.

Es handelt sich um Mad. Dacier, welche in der Vorrede zu einem ihrer Bücher auf folgende Weise vom Tode ihrer Tochter spricht:

„Après avoir fini cette préface, je me préparais à reprendre l'Odyssée et à la mettre en état de suivre

---

[1]) Legouvé fand ein Nest des Fliegenschnäppers. Wenn das Männchen brütete und entdeckt wurde, so flog es auf einen höheren Ast und schrie und klagte, aber floh immer weiter. Das Weibchen dagegen verließ die Eier nicht, auch wenn es berührt wurde. — Das ist das treue Abbild der väterlichen und mütterlichen Gefühle im Menschengeschlechte.

l'Iliade de près, mais frappèe d'un coup funeste qui m'accable, je ne puis rien promettre de moi, je n'ai plus de force que pour me plaindre. Qu'il soit permis à une mère affligée de se livrer ici un moment à sa douleur.

Il nous restait une fille très aimable qui était toute notre consolation, qui avait parfaitement répondu à nos soins et rempli nos vœux, qui était ornée de toutes les vertus et qui, par la vivacité, l'étendue et la solidité de son esprit et par les talents les plus agréables, rendait délicieux tous les moments de notre vie; la mort vient de nous la ravir.

Dieu n'a pas voulu continuer jusqu'à la fin de nos jours une félicité si grande. J'ai perdu une amie et une compagne fidèle, nous n'avions jamais été séparées un seul moment depuis son enfance. Quelles lectures! quels entretiens! quels amusements! Elle entrait dans toutes mes occupations, elle me déterminait souvent dans mes doutes, souvent même elle m'éclairait par des traits qu'un sentiment vif et délicat laissait échapper. Tout cela s'est évanoui comme un songe; à ce commerce si plein de charmes succèdent la solitude et l'horreur, tout se convertit pour nous en amertume, les lettres mêmes, accoutumées à calmer les plus grandes afflictions, ne font qu'augmenter la nôtre par les cruels souvenirs qu'elles réveillent en nous. Il ne m'est donc pas possible de me remettre si promptement à un ouvrage qui m'est devenu si triste; il faut attendre qu'il ait plu à Dieu de me donner la force de surmonter ma douleur et de m'accoutumer à une privation si cruelle."

In einer Pastoralkonferenz, zu welcher 120 amerikanische Geistliche von demselben Glaubensbekenntnisse zusammengekommen waren, wurde ein jeder einzelne aufgefordert, die menschliche Ursache anzugeben, welcher er nächst dem göttlichen Segen die Erweckung seines Herzens zuschriebe. Von den 120 gaben 100 ihrer Mutter die Ehre. [1])

Jetzt steigen wir zu den Negritos von Malakka hinab. Folgendes ist die Schöpfungslehre der Manthras: Der Himmel hängt an einem Ringe über unseren Köpfen, die Erde wächst fortwährend und würde schon längst die Sonne erreicht haben, wenn sie nicht fortwährend von einem alten Manne benagt würde.

Die Sonne ist ein Weib, welches sein Gatte am Ellenbogen gefaßt hat und immer hinter sich her schleppt.

Auch der Mond ist eine Frau Namens Kuëdin, verheiratet mit Moganda Butan, welcher Fallen stellt, um Menschen zu fangen. Die Sterne sind die Kinder des Mondes.

Auch die Sonne hatte Kinder; eines Tages sagte sie zum Monde:

„Es ist nicht möglich, daß die Menschen so vieler Wärme und so vielem Lichte widerstehen können."

„Das ist wahr," sagte der Mond, „aber was sollen wir thun?"

„Was wir thun sollen?" sagte die Sonne. „Das ist sehr einfach. Wir wollen unsere Kinder auffressen; dann bleiben wir allein übrig, um die Menschen zu beleuchten und zu erwärmen."

---

[1]) A. Monod, La femme. Deux discours. 9. Aufl. Paris, 1879.

„Gut,“ sagte der Mond; „fressen wir unsere Kinder.“

So verzehrte die Sonne ihre sämtlichen Nachkommen, aber der Mond verbarg seine Kinder, statt sie zu vertilgen, und als die Sonne keine mehr hatte, ließ er die seinigen aus dem Versteck hervorkommen. Die Sonne wurde darüber wütend und verfolgte den Mond mit seinen Kindern.

Seitdem dauert die Jagd fort; bisweilen scheint es der Sonne zu gelingen, den Mond zu fassen (Finsternisse), aber er entkommt immer wieder und läßt seine Kinder nur bei Nacht ausgehen, weil dann die Sonne, seine Feindin, abwesend ist.

Kommen wir zum Schlusse.

Die Mutterliebe ist sehr stark, unerschöpflich, standhaft, eifersüchtig, voll erhabener Seltsamkeiten und tiefer Glut.

So mußte es sein, denn die Natur hat dem Weibe die Aufgabe der Erhaltung der Art zugeteilt.

Die geschlechtliche Liebe öffnet die Pforte der Zukunft, die Mutterliebe schafft und erhält das Kommende.

Elftes Kapitel.

Das Weib als Amme.

Der Busen. — Dauer der Säugung. — Die gemietete Amme. — Säugung zusammen mit Tieren. — Die menschliche Milch. — Aufgabe der Hygiene.

Der Busen des Weibes ist eine seiner größten Schönheiten, und gerade darum schön, weil ihm eine der Hauptfunktionen der Fortpflanzung, die Säugung, zugewiesen ist. Die Natur war noch nicht damit zufrieden,

daß die Mutter neun Monate lang den Fötus mit ihrem Blute ernährte, sie wollte auch, daß sie dem Kinde ein oder zwei Jahre lang jenen weißen Nektar reichte, welcher ebenfalls aus ihrem Blute stammt.

Keinem Weibe fehlt der Busen ganz, wenn man auch bei einigen nur Spuren davon oder eine Andeutung dessen, was da sein sollte, findet; bei anderen wieder ist er so üppig, daß er hohe Hügel bildet.

Bei den Abessinierinnen schwellen die Brüste bald nach der Geburt so stark von Milch an, daß das Kind die Brustwarze nicht fassen kann, und bei den Negerinnen von Kalabar tröpfelt die Milch von selbst aus.

Auch bei höheren Rassen ist der Umfang des Busens sehr verschieden.

De Musset sagte richtig: „Le sein d'une jolie femme doit tenir dans la main d'un gentilhomme.“ Es scheint, daß Frauen, welche mit den Armen viel Muskelarbeit vollbringen, einen stärker entwickelten Busen besitzen als Näherinnen und solche, die die Arme wenig bewegen.

Es scheint auch, daß die Unterlassung des Säugens die Brüste atrophisch werden läßt, und wenn dies so wäre, so würde die Eitelkeit sich selbst bestrafen.

Auf den Fidschi-Inseln und in Afrika werden die Brüste nach längerem Säugen so lang und schlaff, daß die Mutter sie über die Schultern werfen und so das hinten sitzende Kind stillen kann.

Bei den wilden Völkern werden alle Kinder von der eigenen Mutter gesäugt. Bei den civilisierten Völkern geschieht es oder geschieht auch nicht. Besonders die Französinnen und die Deutschen scheinen sich dem Säugen zu entziehen.

Aber auch die Wilden reichen ihren Kindern außer der Milch noch andere Speisen, reines Wasser oder gekaute Bananen, Kokosmilch oder Pombe (Bier), ja sogar Branntwein.

In Europa nimmt die Milchabsonderung gegen den achten Monat ab, und in Deutschland dauert die Säugung selten ein Jahr, wenigstens in den höheren Klassen, aber die Armen stillen oft zwei Jahre lang.

Außerhalb Europas bildet das nur einjährige Säugen eine seltene Ausnahme.

Weniger als ein Jahr: Samoaner, Hottentotten, Maynas in Ecuador.

Ein Jahr: Bugis, Makassaren, Massauaner.

Anderthalb Jahr: Dakotahs, Sioux, Loangoneger.

Ein bis zwei Jahre: Armenier, Tataren, alte Römer, Deutsche im Mittelalter.

Zwei Jahre: Perser, Aeta, Russen in Astrachan, Türken, Ägypter, Marokkaner, alte Peruaner. (Diese Dauer wird vom Koran und von Avicenna empfohlen.)

Zwei bis drei Jahre: Australier, Chinesen, Japaner, Kalmücken, Abessinier, Schweden, Norweger.

Drei Jahre: Todas, die alten Juden.

Zwei bis vier Jahre: Indianer Pennsylvaniens, Lappen.

Drei bis vier Jahre: Grönländer, Irokesen, Mongolen, Kabylen.

Drei bis fünf Jahre: Japaner, viele Indianer Brasiliens, Ostiaken.

Vier bis fünf Jahre: Indianer in Oregon und Kanada, Australier, Neukaledonier, Kalmücken.

Fünf bis sechs Jahre: Samojeden, Todas, Griechen.

Sechs Jahre: Australier.

Sieben Jahre: Eskimos.

Zehn Jahre: China, Japan, Karolina.

Zwölf Jahre: Nordamerikanische Indianer.

Vierzehn bis fünfzehn Jahre: Eskimos in King Williams Land.

Daraus, daß dieselben Völker mit verschiedenen Bezeichnungen vorkommen, sieht man die Ungenauigkeit und die Widersprüche der verschiedenen Reisenden.

Die Säugung wird vorzüglich in der Absicht verlängert, daß man glaubt, dadurch werde die neue Empfängnis verzögert.

Dies ist jedoch nicht immer der Fall, und es giebt ein berühmtes Beispiel von einer Samoanerin, welche zu gleicher Zeit drei nach einander geborene Kinder säugte.

Bei uns wäre es ein seltsames Schauspiel, sähe man, wie in King Williams Land, einen fünfzehnjährigen Burschen von der Jagd nach Hause kommen und die Mutterbrust aufsuchen.

Auch Beccari sah Malaienkinder zwischen Pfeife, Siri und Mutterbrust abwechseln.

Auch die Stellung, in der das Kind gesäugt wird, ist bei verschiedenen Völkern sehr verschieden.

Die Nayas in Indien, die Armenier in Eriwan und andere Völker verbieten der Mutter, dem Neugeborenen in den ersten 1, 2, 3 bis 10 Tagen ihre eigne Brust zu reichen; es wird in der Zwischenzeit von einer anderen Frau gestillt.

Wenn die Mutter krank wird oder stirbt, so findet

sich immer eine mitleidige Ernährerin, oft erhält das Kind auch der Reihe nach seine Milch von allen säugenden Frauen des Ortes.

Die Sitte des Mietens einer Amme ist sehr alt. Sie wird erwähnt von Homer, in der Bibel und in den altindischen Schriften.

Die ältesten Ärzte Griechenlands und Roms raten zu der Wahl einer guten Amme. Soranus verlangt, daß sie schon zwei- oder dreimal geboren habe. Nach Aribasius sollte sie nicht unter 25 und nicht über 35 Jahre alt sein; nach Munsites nicht über 32.

Schon früh finden wir Ammen bei reichen Chinesen und bei Malaien in Borneo. In Deutschland gab es Ammen bei den Reichen schon im sechsten Jahrhundert, im fünfzehnten war die Sitte allgemein verbreitet.

Die künstliche Ernährung, wenn sie auf gewisse Art ausgeführt wird, ist nur ein Kindermord.

Von einem Gebrauch, den sich sonst nur die Reichen erlaubten, ist man später zum wirklichen organisierten Kindermord herabgekommen (Paris), und der Bürgermeister eines französischen Dorfes konnte sagen: Der Kirchhof meines Dorfs ist ganz und gar mit kleinen Parisern gepflastert.

Die Ammenindustrie wird an einzelnen Orten mit Vorliebe ausgeübt.

Bei Berlin sind der Spreewald und der Oderbruch am bekanntesten.

In Paris bevorzugt man die Normandie und das Departement de la Nièvre in Burgund.

In Amerika hält man die Negerinnen für die besten Ammen.

In Persien die Nomadinnen.

In Borneo die bergbewohnenden Chinesinnen.

Im alten Athen waren es die Spartanerinnen.

Im alten Rom die Griechinnen, Ägypterinnen und Thracierinnen.

In der Lombardei die Brianzolinnen.

In Toskana die Frauen aus dem Limathale.

Hier und da besteht noch das Vorurteil, daß die Amme dem Kinde, welches sie säugt, auch ihren moralischen Charakter mitteile. Das ist durchaus falsch. Sie überliefert nur ein Nahrungsmittel, welches gut oder schlecht, unzureichend oder krankhaft sein kann. Es wäre allzu schön, könnte man dem Kinde durch eine kluge und gute Amme auch Klugheit und Güte beibringen.

Das Vorurteil ist sehr alt, daß das Kind mit der Milch auch den Charakter der Amme annehmen solle.

Selbst Erasmus erzählt uns, Tiberius sei ein Trunkenbold gewesen, weil seine Amme es war, und Caligula ein Ungeheuer, weil die seinige ein Scheusal gewesen sei.

Von der Amme kann man ansteckende Krankheiten erwerben, und starke, schmerzliche Erregungen derselben können dem Kinde schaden, aber nur weil dadurch die Zusammensetzung der Milch geändert wird.

Auch die Säugung durch Tiere ist sehr alt und findet sich schon in mythologischen Überlieferungen. Telephus wurde ausgesetzt und von einer Hirschkuh ernährt. Romulus und Remus saugten an einer Wölfin, Zeus an der Ziege Amalthea.

Im Mittelalter findet man viele Legenden von ausgesetzten Kindern, die von einer Bärin gesäugt wurden und dann deren wilden Charakter annahmen.

Es giebt ein altägyptisches Gemälde, worauf ein Kalb und ein Kind, an einer Kuh säugend, dargestellt sind.

Man kann nicht umhin, Fälle von Säugung durch die Großmutter zuzugeben, denn es giebt dafür allzuviel Zeugnisse, welche aus verschiedenen Ländern Afrikas und Amerikas stammen, und Ploß hat darüber vor der anthropologischen Gesellschaft in Berlin einen Vortrag gehalten. Er nennt die Erscheinung Spät-Laktation.

Er spricht darin von 60 bis 80 Jahre alten Frauen; auch in den weniger auffallenden Fällen hatten die Ammen das Alter der Fruchtbarkeit überschritten.

Es giebt auch Fälle von säugenden Urgroßmüttern, und auch aus Java scheinen Fälle vorzuliegen.

Diese Thatsachen widersprechen den Gesetzen der Biologie nicht, denn ähnliches kommt bei Milchkühen vor, welche auch ohne neue Trächtigkeit fortfahren, Milch zu geben.

Noch seltsamer sind die Fälle von Säugung durch Männer.

Ploß erwähnt die von Gemma, Vesalius, Donatus, Eugutius, Baricellus und Fabricius ab Aquapendente erzählten Fälle.

Schenk kannte einen Mann, welcher von frühester Jugend an bis zu seinem 50. Jahre Milch gab.

Abensine kannte einen Mann, aus dessen Brust so viel Milch ausfloß, daß man davon Käse machen konnte.

Alle diese Fälle sind alt, und man könnte an ihrer Richtigkeit zweifeln, hätten wir nicht aus nicht lange zurückliegender Zeit ein von Humboldt und Bonpland

erzähltes Beispiel. Ein 32 Jahre alter Mann nahm sein Kind, dem die Mutter wegen Krankheit die Brust nicht reichen konnte, in sein Bett und legte es an seine Brust, um es zu beruhigen. Die Milch erschien, und der Vater säugte das Kind fünf Monate lang.

Die beiden Naturforscher sahen die Sache nicht selbst, aber sie wurde ihnen von glaubwürdigen Zeugen erzählt; Bonpland untersuchte die Brustdrüse des Mannes und fand sie gerunzelt, wie die eines Weibes, welches gesäugt hat.

Bernstein sah im Jahre 1846 einen sehr großen Mann, welcher sein eignes Kind säugte, weil die Mutter schwach und tuberkulös war.

Die Frauenmilch ist auch als Heilmittel für Erwachsene angewendet worden.

In Australien, Polynesien, Südamerika und Asien haben Frauen Hunden und Schweinen die Brust gereicht; in Südamerika jungen Affen, um die Milchabsonderung zu unterhalten; dies geschieht auch in Siam.

In Kamtschatka haben sie kleine Bären gesäugt, um sie später zu essen und ihre Galle zu erhalten, welche für ein kräftiges Heilmittel gilt.

Die Psychologie der Säugung ist sehr einfach. Für ein gesundes, kräftiges Weib ist sie eine neue Weihe der Mütterlichkeit, welche bei dem Kinde die Schuld des Blutes und der unerschöpflichen Dankbarkeit vermehrt.

Auf dem Gebiete der Moral ist sie eine Pflicht, und wer sie aus Eitelkeit oder aus Furcht, seine Schönheit

zu vermindern, vernachlässigt, ist weniger Mutter als ein anderes Weib, welches dem Kinde neun Monate lang ihr eigenes Blut und dann noch das andere Blut, ihre Milch gegeben hat.

Wer dagegen aus übertriebener Liebe dem Kinde ungesunde oder unzureichende Milch liefert, der begeht einen Mord.

Die Säugung ist mehr eine Angelegenheit der Hygiene als der Moral; das Herz allein kann sie nicht lösen, wohl aber der Arzt.

Zwölftes Kapitel.

Das religiöse Gefühl.

Einfluß des Weibes. — Das Weib in der Kirche. — Frauen sind begeisterte Neophyten. — Die Hexen. — Prozessionen. — Ein neuer Heiliger. — La Cattera. — Feste des Aberglaubens. — Die Bildsäule des Serapis. — Ekstatische und Stigmatisierte. — Liebe und Frömmelei. — Verirrte Schafe. — Die Religion von den Müttern gelehrt. — Zauber des Unbegreiflichen.

Das Weib ist religiöser als der Mann; es liefert neuen Religionen die ersten, begeistertsten Anhänger und hält alte Religionen am zähesten fest: zwei scheinbar einander widersprechende Thatsachen, die sich aber im Gegenteil ergänzen.

Wenn eine Religion im Sterben liegt oder schon gestorben ist, und das arme, nach Begeisterung dürstende Weib in seiner Umgebung nichts findet, womit es sein Herz erwärmen, seine Seele anregen kann, so entdeckt es in einem neuen Glauben einen Trost, in den neuen

Gebräuchen eine neue Freude und ergiebt sich mit Leib und Seele dem neuen Gotte.

Oft trägt auch die Liebe dazu bei, das Weib zur Anhängerin der neuen Religion zu gewinnen. An dem neuen Apostel findet es Schönheit der Form, verführerischen Reiz, und auch ohne in Sünde zu verfallen, wird es zur fanatischen Verfechterin des neuen Glaubens. Die ganze Geschichte ist voll von diesen geheimnisvollen, unwiderstehlichen Verbindungen der Liebe mit der Mystik, und in jeder Religion findet man immer neben dem Gedanken des Mannes den Schatten des Weibes, welches ihn begleitet und seine Kräfte als Apostel verhundertfacht, ihn in der Gefahr ermutigt, im Unglück tröstet, ja als Schwester mit ihm den Märtyrertod stirbt.

Wenn man jedoch den Einfluß des Weibes als Neophytin neuer Religionen messen oder wägen könnte, so würde man ihn = 1 finden, während die Zahl 100 kaum groß genug sein würde, um die Zähigkeit auszudrücken, mit welcher es einen alten Glauben festhält und ihm treu bleibt.

Das Weib verläßt immer zuletzt eine Religionsform und thut es gewöhnlich nur unter gewaltsamem Zwange.

Die Geschichte jeder Religion läßt sich, wie die aller menschlichen Dinge, durch eine Linie bezeichnen, welche schnell aufsteigt, sich längere oder kürzere Zeit in horizontaler Richtung fortbewegt und sich dann langsam senkt, bis sie sich in dem großen Ozean der Zeit verliert, welcher alles verschlingt und auflöst. Sehr selten stirbt ein Glaube eines plötzlichen Todes oder erliegt einer akuten Krankheit. Die Religionen sind zähe Organismen, welche lange Zeit mit den sie von außen und von innen an-

fallenden feindlichen Elementen um ihr Leben kämpfen und nur an Altersschwäche sterben. Sie bleiben noch aufrecht stehen wie alte Kastanienbäume mit verfaulter Wurzel, hohlem Stamm, zersplitterten Ästen, dürren Blättern. Wenn sie dann der Blitz des Himmels, ein Bergsturz, oder eine Überschwemmung des benachbarten Baches zum Fallen bringt, so stürzt nur ein schon Toter nieder.

Alle Religionen sind von äußerst konservativem Charakter; man braucht nur ein Geschichtsbuch durchzublättern, um sich davon zu überzeugen.

Die Hexe Thorbiörg in Grönland gebrauchte gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts noch kupferne und bronzene Instrumente zu ihren Zaubereien in voller Eisenzeit, während die Zauberer der Bronzezeit zur Ausübung ihrer Kunst noch Gegenstände aus der Steinzeit anwendeten.

In seiner Tragödie *Ριζοτόμοι* zeigt Sophokles die Medea, wie sie in einem bronzenen Gefäße den Saft von Pflanzen auffängt, die sie mit einer bronzenen Sichel abgeschnitten hat. Virgil sagt von Dido:

Falcibus et messe ad lunam quaeruntur aënis
Pubentes herbae.

So zogen die Etrusker mit einem ehernen Pflugschar die Grenzfurche um die neue Stadt. Die sabinischen Priester und der Flamen dialis in Rom rasierten sich und beschnitten sich die Haare mit bronzenen Messern, und das Eisen war bei dem Baue des heiligen pons sublicius und der Tempel im allgemeinen verboten.

Unsere Priester lesen die Messe in lateinischer Sprache und bei den Antipoden sprechen die Australier bei gewissen

religiösen Gebräuchen Worte aus, welche seit Jahrhunderten ausgestorbenen Sprachen angehören, und die niemand mehr versteht.

Wenn Ihr bei Gelegenheit einer religiösen Feierlichkeit eine katholische Kirche betretet, so wird Euch sogleich das Mißverhältnis zwischen beiden Geschlechtern auffallen, und der Unterschied zu gunsten der Frauen ist um so größer, je älter und also altersschwächer die Religion ist. In der ersten Zeit, als der Kultus noch jung war, wurde die Kirche von ebensoviel Männern als Frauen besucht; später beraubte die zerstörende Keule der Vernunft die Altäre ihrer Flammen und entkleidete die Tempelwände ihres Schmucks, die Männer blieben weg, und die Frauen sind fast allein übrig, um mit den Kindern zu beten, welche noch nicht denken, und mit den Greisen, welche nicht mehr denken.

In einigen Dörfern Liguriens habe ich einen Mann auf zehn Frauen gezählt, und dieses Mißverhältnis wird künftig immer mehr zunehmen.[1])

Von dem großen Anteile, welchen Frauen an der Gründung neuer Religionen, an deren Befruchtung durch

---

[1]) Für den konservativen Geist des Weibes finden wir Beispiele in allen Zeiten und bei allen Rassen, von den höchsten bis zu den niedrigsten. Bei den Juangs, einem der elendesten unter den wilden Stämmen Bengalens, waren Männer und Weiber ungefähr ebenso bekleidet wie Adam und Eva vor dem Sündenfalle. Infolge der Berührung mit unserer Civilisation setzten die Männer an die Stelle der wenigen Blätter, welche das prähistorische Feigenblatt vertraten, einen Gürtel aus Zeug um die Hüften, aber die Weiber wollten ihre alte, wenig züchtige Bekleidung nicht aufgeben.

ihr Blut und an ihrer Befestigung durch ihren Asketismus gehabt haben, sprechen Hunderte von Büchern. Ich begnüge mich hier mit der Anführung weniger Namen und weniger Thatsachen.

Der Gnosticismus drang in das Rhonethal in den ersten Jahrhunderten des Christentums ein, besonders in der valentinianischen Form, und die Frauen nahmen mehr als alle anderen diese halb heidnische Religion mit Begeisterung auf, worin die ganze Welt zur Ursache und zum Zwecke die leidenschaftliche Liebe hatte, den Zauber des Unbekannten. Der heilige Irenäus machte, vielleicht mit einiger Bosheit, Skandalscenen bekannt, welche zwischen den Aposteln der neuen Lehre und ihren begeisterten Schülerinnen vorgefallen waren.

Vier Königinnen haben das Christentum im Occidente eingeführt: Klothilde, Ingrede, Thodolinde und Bertha.

Drei Kaiserinnen, Konstanze, Eusebia und Dominica, verbreiteten den Arianismus im Oriente.

Cadisha, die Gattin Mahomeds, war die erste begeisterte Schülerin der neuen Religion.

An der großen christlichen Revolution hatten die Frauen großen Anteil. Aus einer fleißigen Sammlung der Grabinschriften in den römischen Katakomben, welche der gelehrte de Rossi zusammengebracht hat, geht folgendes hervor:

	Namen der Lateiner.	Namen der Griechen.	Summa.
Männer	382	50	432
Frauen	213	19	232
Ungewiß	64	9	73

Also ein Verhältnis von 40 Prozent Frauen, eine ungeheure Zahl, wenn man sie mit der bei anderen Revolutionen vorkommenden vergleicht (Lombroso).

Die heilige Hildegard, Äbtissin des Klosters Mont Rupert am Rhein, that Wunder, schrieb eine medizinische Abhandlung[1]) und übte großen wissenschaftlichen, medizinischen und religiösen Einfluß auf ihre Zeitgenossen aus.

Theophilus bemühte sich in den ersten Zeiten des Christentums, den Betrug und die Laster der Götzenpriester und den schändlichen Mißbrauch zu enthüllen, welchen diese mit dem Vertrauen der frommen Ehemänner und der ahnungslosen Frauen trieben.

Rufinus erzählt von einem Priester des Saturn, er habe sich unter der Gestalt dieses Gottes vertraulich mit vielen frommen, vornehmen Damen unterhalten, bis er sich in einem Augenblicke des Entzückens selbst verriet, wobei er den Klang seiner Stimme nicht verstellen konnte.

Die junge Gallierin Blandina, welche in den ersten Jahrhunderten des Christentums bei einer christlichen Matrone in Dienst stand, war schwach und kränklich, ermüdete aber durch ihre Geduld diejenigen, welche sie quälten, und tröstete ein armes Mädchen im Tode, so daß es treu dem christlichen Glauben starb. Als sie im Cirkus wilden Tieren vorgeworfen wurde, wollte es der Zufall, daß diese sie nicht berührten. Man mußte sie auf einen glühenden Stuhl setzen, dann in ein Netz wickeln

---

[1]) Hildegardis, Physica sacra. Argent. 1544.

und gegen sie einen wütenden Stier loslassen, welcher sie mehrmals in die Luft schleuderte und zuletzt tötete.

Die Prophetin Lella-Fathma, eine Kabylin, war eine Heldin aus dem letzten Kriege gegen die Franzosen. Sie war schön und stolz, und wurde allgemein geachtet und verehrt wie eine Königin.

Wer erinnert sich nicht der Jungfrau von Orleans, welche immer den Olymp des Ideals behaupten wird, trotz der schmutzigen Sarkasmen Voltaires und trotz der Feile der modernen Kritik?

Val Rendena bei Brescia war der letzte Zufluchtsort der Hexen und fand für seine frommen Malereien mehr Verehrerinnen als Verehrer.

Val Rendena, wo im fünften Jahrhundert die Anbeter des Saturn den heiligen Virgilius ermordeten, wurde früher von Beamten aus Brescia regiert und von Augustus dem Municipium von Brescia zuerteilt. Die brescianische Gerichtsbarkeit erstreckte sich bis Stenico und Dublino, Il Sarca und Il Chiese; sie hatten gemeinschaftliche Gerichtshöfe mit der Provinz Brescia und dieselben Künste und Handwerke. In Pinzolo im Val Rendena, am Eingang in das Alpenthal Val Genova, wohin das Konzil von Trient die Hexen verbannte, steht die Kirche von San Vigilio, und eine halbe Stunde weiter hin, in Corisolo, ihrer Filiale, die Kapelle des Protomartyrs San Stefano. An beiden sieht man Totentänze gemalt, wie unter dem letzteren geschrieben steht, von Simone de Baschenis de Averaria, 1519. In beiden wird der Tanz von drei Skeletten unter dem

Klang von Dudelsäcken und Pfeifen angeführt. Christus am Kreuze steht vor dem tanzenden Haufen und spricht die Allmacht des Todes mit folgenden Worten aus: „Mich hat er getötet, mich, der ich sein Herr bin.“ Die Schar wird von einem reitenden, mit Pfeilen bewaffneten Skelett vorwärts getrieben, und der Tod wiederholt in Pinzolo und in Corisolo dasselbe, was er in Clusone sagt:

„Ich bin der mächt'ge König Tod,
Der jedermann Verderben droht.“

Man schließt daraus, daß Baschenis und seine Auftraggeber die Malerei in Clusone gekannt haben, oder daß dieser Vers unter dem Volke verbreitet war.

Die beiden Malereien im Val Rendena, von denen Luigi Baruffaldi im Jahre 1858 zuerst dem T. Gar Nachricht gab, stehen in genauer Beziehung zu einander und zeigen wenig Verschiedenheiten, weder in dem Aufzuge, noch in den erklärenden Inschriften. Zuerst geht ein Papst mit dem Skelett voraus, dann folgt ein Kardinal, dann ein Bischof, hinter diesem ein Priester, worauf ein Kaiser, ein König, ein Herzog und ein Geiziger folgen. In Pinzolo sieht man auch einen Mann mit einem hölzernen Beine und auf beiden Bildern nackte Kinder. Herr Costanzo Glisenti hat vor kurzem die Gemälde sehr sorgfältig photographiert, und der Dr. Nepomuceno Bolognini von Mailand hat mit großer Geduld die Inschriften kopiert. Derselbe hat auch eine andere lange Inschrift in der Kirche von Corisolo abgeschrieben, welche sich unter einem Gemälde aus dem sechzehnten Jahrhundert befindet, worauf Karl der Große mit Bischöfen und die Taufe eines Katechumenen durch

Abwaschung abgebildet ist. Dies Bild hat auch Francesco de Celeri di Lovere im Jahre 1512 kopiert. Es giebt eine alte Legende, welche sich an die Fabeln Turpins anschloß und der Eitelkeit derjenigen Kirchen schmeichelte, welche von Karl dem Großen erbaut oder besucht sein wollten. Durch die oben genannten Bemühungen sind diese künstlerischen, historischen Arbeiten, welche jetzt dem Verfall entgegen gehen, der Kenntnis und dem Studium der Nachwelt erhalten worden. Einige Beschädigungen zeigen, daß das Bild von Clusone über einem andern, bloß aus Umrissen bestehenden Totentanze, das von Pinzolo über einem alten, rohen Heiligenbilde angebracht war.

Die Springprozession von Echternach, welche am letztverflossenen 25. Mai stattfand, zog nicht weniger als sechstausend Neugierige herbei; sie wollten diese merkwürdige Prozession sehen, bei welcher die Teilnehmer immer drei Schritte vorwärts und zwei rückwärts machen.

In diesem Jahre nahmen an der Springprozession 13137 Personen teil, nämlich 10 Fahnenträger, 90 Priester, 1 Mönch, 2 Küster, 9365 springende Pilger, 1986 betende Pilger, 1365 singende Pilger, 144 Musikanten, 80 Kommissäre, 50 Feuerwehrmänner, 22 Turner von Echternach, 21 Gendarmen, 5 Polizeidiener und 2 Forstbeamte.

Die Weiber waren zahlreicher als die Männer.

Hätte der Leser vor einigen Tagen des Abends durch das rauchgeschwärzte Küchenfenster eines Hauses bei

Ricorboli schauen können, so hätte er eine sehr groteske Scene wahrgenommen, welche wir versuchen wollen zu beschreiben.

In der Mitte dieser Küche stand ein großes Becken mit glühenden Kohlen, und daneben lag auf der Erde ein Federbett, welches zwei dicke Weiber, die eine sechzig, die andere vierzig Jahre alt, auftrennten. Auf der anderen Seite der Küche auf einem großen Tische, mit einem weißen Tuche bedeckt, lag ein junges Mädchen, welches einige Stunden vorher an der Schwindsucht gestorben war, ganz mit Blumen und geweihten Olivenzweigen bedeckt. Im Umkreis standen neun stämmige Bauernburschen, mit Flinten, Mistgabeln, Äxten, Spaten und Schaufeln bewaffnet. Drei davon standen am Kamin, zwei an der Eingangsthür, einer an jedem der beiden Fenster und zwei an einer Seitenthür. Die beiden Weiber waren die Mutter und Großmutter der Toten, die neun Bauern der Vater, die Brüder, der Bräutigam und die beiden Brüder des Bräutigams derselben.

Da die Leute nicht begreifen konnten, an welchem Übel die Ärmste hatte sterben können, obgleich der Arzt versichert hatte, daß die Todesursache eine ganz gewöhnliche Krankheit gewesen sei, so begaben sie sich zu einem vor dem Thore La Croce wohnenden Manne, welcher die edle Kunst eines Hexenmeisters ausübte, und befragten ihn über die wirkliche Todesursache. Der Zauberer antwortete natürlich, das Mädchen sei von einem alten Weibe umgebracht worden, und dieses befinde sich noch in ihrer Wohnung und habe sich in Gestalt einer schwarzen Feder in die Matratze versteckt, auf welcher die Kranke gestorben sei. Er gab ihnen den Rat, diese

Feder zu verbrennen; bei der Berührung mit dem Feuer würde die Hexe ihre wahre Gestalt wieder annehmen, dann sollten sie dieselbe ergreifen, und aus Furcht vor dem Tode würde sie dann die Verstorbene wieder lebendig machen.

Die Thoren glaubten es, eilten nach Hause und trafen alle Vorbereitungen für die schauerliche Ceremonie. Aber sie stießen auf ein ernstes Hindernis: die Matratze war ganz mit Federn ausgestopft, und darunter befanden sich Tausende von schwarzen Federn. Wie sollte man die herausfinden, in welche die Hexe sich verwandelt hatte? Nach langer, aufgeregter Beratung beschlossen sie, um ganz sicher zu gehen, in kleinen Abteilungen die sämtlichen Federn zu verbrennen, welche die Matratze enthielt.

So machten sie es denn, und bei jeder Hand voll Federn, welche die Weiber mit dem Zeichen des Kreuzes ins Feuer warfen, waren die Bauern auf ihrer Hut, um die Hexe zu ergreifen, sobald sie erschiene, und sie nicht durch Fenster, Thüren oder durch den Kamin entweichen zu lassen.

Auch die letzte Feder wurde verbrannt, und obendrein noch die Leinwand der Matratze, aber die Hexe erschien nicht, und nach zweistündiger Erwartung mußten die guten Leute mit langer Nase abziehen; das Mädchen war immer noch tot, der dem Zauberer bezahlte Thaler und die Matratze waren verloren.

Hier legt man sich unwillkürlich die Frage vor: Befinden wir uns wirklich in Florenz oder wo sonst? Leben wir im neunzehnten Jahrhundert oder in der schönen Zeit des berühmten Nußbaums von Benevent?

Ein alter nordamerikanischer Indianer erzählte Emery folgende Sage:

„Ein Mädchen von großer Schönheit lebte in einem lieblichen Thale zwischen den Bergen. Die Männer bewunderten und verehrten es, und erhielten von ihm Geschenke von Mais, Fellen und anderen Dingen, aber keiner hatte Aussicht auf Heirat. Es kam eine große Überschwemmung über das Land und infolge davon eine Teuerung; da versorgte das Mädchen das Volk reichlich mit Mais.

Eines Tages, während es schlief, fiel ein Regentropfen auf ihren Busen: es wurde schwanger und gebar einen Sohn, welcher ein neues Reich gründete und die Casas grandes erbaute.“

Eine Hexe. Marianna Jovene und Carmela Smeraldo (schreibt die Nuova Patria in Neapel) waren unsinnig in zwei Jünglinge verliebt und konnten keine Ruhe finden, weil Zwistigkeiten mit ihnen entstanden waren.

Die beiden Jünglinge waren gegen sie erzürnt, darum keine Zusammenkünfte, keine Liebesworte, keine Händedrücke mehr.

Die armen Mädchen waren in Verzweiflung; sie dachten an das Wort: „Gegen den Tod allein giebt es keine Hilfe“, und glaubten ein Mittel gefunden zu haben, um die beiden verlorenen Lämmer nicht in den Schafstall, sondern zu den Hirtinnen zurückzubringen.

In dem Stadtviertel der beiden Mädchen wohnte, hört es und zittert, ein altes Weib. Es ging gekrümmt, war klein, bucklig und beschäftigte sich mit Zauberei.

Der Ruf ihrer Macht war groß in der Nachbarschaft. Man erzählte, sie habe bewirkt, daß ein verräterischer Liebhaber auf dem Largo Gesú an dem Obelisken gehangen habe, in Gefahr herabzustürzen; durch die Dazwischenkunft seiner Schönen sei er gerettet worden und habe ihr dann versprochen, sie zu heiraten; und dies sei auch wirklich geschehen.

Man erzählte, sie habe der Tochter eines Fruchthändlers alle Haare ausfallen lassen, weil diese die Liebe eines Schlächters verachtete und die eines Studenten vorgezogen habe ....

Man sagte — aber ich würde niemals zu Ende kommen, wollte ich Euch alles mitteilen, was man von der Hexe erzählte.

Die beiden Mädchen wendeten sich an sie und erhielten für die Summe von 37 Franken das Versprechen, sie würden die beiden übel beratenen Jünglinge bleich und zitternd zu ihren Füßen sehen.

Es verging lange Zeit, aber die Jünglinge stellten sich nicht ein, und nun, nachdem sie den Betrug entdeckt hatten, reichten die beiden Närrinnen eine Klage gegen die Hexe ein.

Ein neuer Heiliger. In den Turiner Zeitungen vom Jahre 1868 lesen wir folgendes: Unter vielen in den letzten Tagen von der Polizei vorgenommenen Verhaftungen befindet sich die sehr bemerkenswerte des Heiligen von Vanchiglia.

So gab es in Vanchiglia einen Heiligen?

Ganz recht. Nichts weniger als einen Heiligen, welcher Wunder that, nach Art der Wunder des Zuaven

Jakob in Paris, der auch wahrscheinlich die Idee dazu geliefert hatte.

Der Heilige von Vandiglia ist 32 Jahre alt und aus Frankreich gebürtig, wo er geistliches Gewand trug und drei Jahre lang Theologie studierte. Seit zehn Jahren lebt er in Piemont, wir wissen nicht, zu welchem Zwecke.

Die einen sagen, er habe seit Jahren als Holzhauer gearbeitet, andere, er sei Schmied gewesen. Soviel ist gewiß, daß er im verflossenen Herbst keine Arbeit fand und am Ufer des Po sein Zelt aufschlug oder, genauer zu reden, sich eine Höhle grub, nicht um den Fischen Netze zu stellen, sondern um Dummköpfe einzufangen, an denen er Wunderkuren ausführte.

Seine Heilmethode war sehr einfach: die Auflegung von drei Fingern der rechten Hand auf den kranken Teil, eine Anrufung Gottes, eine Art von Salbe und die unentbehrlichen kabbalistischen Zeichen. Die Skrofulösen, Buckligen, Schwindsüchtigen, Blinden, Tauben und Stummen, welche zu ihm kamen, nahmen ihren Buckel, ihre Schwindsucht, ihre Krücken wieder mit, aber das schadete nichts; wenn das Wunder nicht heute geschah, wer konnte sagen, daß es nicht morgen zustande kommen würde? Und an Dummen fehlte es nicht.

Man wundere sich nicht, mitten im neunzehnten Jahrhundert, mitten in Turin soviel Leichtgläubigkeit zu finden. Hat es vielleicht dem Zuaven Jakob in Paris an Dummen gefehlt? Und können die Dummen nicht antworten, ihre Leichtgläubigkeit werde durch ebensolche Wunderthaten erklärt, welche anderwärts autorisiert sind?

Der Heilige nahm kein Geld an, aber die Betrogenen wurden darum nicht weniger von pfiffigen Mittelsmännern

gerupft, und die Herrlichkeit würde fortgedauert haben, ohne daß es jemand bemerkte, wäre sie nicht durch den gesunden Menschenverstand (ach, wohin muß sich oft der Menschenverstand flüchten!) der Straßenjungen ans Licht gebracht worden.

Da diese von einem Wunderthäter reden hörten, begannen sie, lustig Wunder und Wunderthäter, Unterhändler und Dummköpfe zu verspotten.

Nun war das Geheimnis zu Ende. Die Polizei entdeckte das Nest, nahm es aus und brachte den Heiligen in Sicherheit.

Die Dummen, die er mit drei Fingern gekratzt und mit seiner Salbe bestrichen hatte, erhoben ein Wehgeschrei, erschraken aber nicht. Wenn ein Heiliger verschwindet, so ersteht ein anderer, und für die Einfältigen ist es das ganze Jahr über Mai.

Die Frauen waren die besten Kunden des Heiligen von Vanchiglia.

Angelo B., herumziehender Händler, wohnhaft in der Toscanellastraße, besitzt außer andern Kindern ein Mädchen, dessen Gesundheit täglich mehr verfällt. Vor ungefähr vierzehn Tagen ließ er den Arzt rufen, aber dieser fand, daß die Kleine mehr infolge der Hitze als an einer eigentlichen Krankheit litt. Als er wegging, machte er jedoch einige Verordnungen, die aber der Vater sich wohl hütete auszuführen. Er hielt es für besser, einen jener Spaßvögel aufzusuchen, welche in unserer Stadt als Hexenmeister bekannt sind, sich mit Magie beschäftigen und alles erraten zu können vorgeben.

Nachdem er sich über den Fall unterrichtet hatte,

sagte der moderne Magier dem Vater, sein Kind sei bezaubert worden. — „Aber sagt mir, von wem, ich bitte Euch," rief der Mann knieend.

In einigen Tagen, antwortete ihm der Zauberer mit bewegter Stimme, werdet Ihr vor Eurem Hause eine Frau vorübergehen sehen, welche durchaus Eure Aufmerksamkeit auf sich ziehen muß: dies ist die Hexe. Aber seht Euch vor, daß Ihr sie beim ersten Male nicht aus dem Gesicht verliert, denn sonst werdet Ihr sie nicht wiedererkennen, wenn sie auch wieder vorbeigehen sollte.

Der Vater glaubte alles; er verabschiedete sich mit vielen Bücklingen und Dankesworten nach reichlicher Bezahlung von dem Magier, und eilte zu seiner Frau Cattera, welcher er dringend die größte Aufmerksamkeit empfahl, damit die Hexe nicht unbemerkt vorüberginge. Cattera benachrichtigte sogleich voll mütterlichen Eifers alle Gevatterinnen der Straße, und von diesem Tage an standen alle Weiber der Toscanellastraße auf ihrem Posten, um die Hexe zu beobachten. Die beiden ersten Tage vergingen, ohne daß eine von den vielen Frauen, welche durch die Straße gingen, als Hexe erkannt worden wäre.

Endlich am Morgen des dritten Tages ging zufällig eine arme, alte Frau vorüber, eine gewisse Marianne, Witwe P. von Perugia, ziemlich schlecht gekleidet. Die Ärmste kam zu ihrem Unglück der Cattera vor Augen, welche, das Kind an der Hand führend, auf sie zuschritt und ihr befahl, die Kleine zu heilen; sie würde sie dann belohnen, wie sie es für gut fände. Die Unglückliche antwortete, sie sei weder Ärztin noch Zauberin, man

möge sie daher in Ruhe lassen. Und ein wenig im Guten, ein wenig im Bösen, gelang es ihr, davon zu kommen und nach Hause zurückzukehren.

Aber am folgenden Morgen riet ihr, um ihre eigenen Worte zu gebrauchen, ihr böser Teufel, wieder in die Toscanellastraße zu gehen, um sich zu erkundigen, ob Cattera vielleicht irrsinnig sei.

Hätte sie es doch nicht gethan: denn sobald sie erschien, wurde sie von den Weibern erkannt und dem Vater des Mädchens gezeigt. Dieser fällt ohne Umstände in der Mitte der Straße über sie her, umfaßt sie mit den Armen und trägt sie trotz ihrem Geschrei in die Kammer der Kranken. Nachdem er hier die Unglückliche ganz mit Salz bestreut hat, um weitere Hexereien zu vereiteln, befiehlt er ihr, sein Kind zu heilen und verspricht ihr fünf Franken dafür; wenn sie es aber nicht thäte, dürfe sie das Haus nicht verlassen, ehe das Kind gesund wäre.

Die angebliche Hexe mochte protestieren und schwören, soviel sie wollte, daß sie mit der Krankheit der Kleinen nichts zu thun habe und zu ihrer Heilung nichts beitragen könne; der Vater geriet in Wut, schlug sie und zerriß ihre Kleider. Endlich gefiel es Gott, daß einige Schutzmänner in das Haus gerieten; sie brachten zuerst die unglückliche, angebliche Hexe in Sicherheit und führten dann den abergläubischen Vater vor den Polizeikommissar von S. Spirito. Er befindet sich jetzt im Gefängnis, um vor Gericht gestellt zu werden.

Bei diesem merkwürdigen Vorfalle waren viele Leute zugegen, aber niemand hatte Mut genug, um der Unglücklichen zu Hilfe zu kommen; so groß ist der Aber=

glaube, welcher noch heute in unserem niederen Volke herrscht.

Leider müssen wir bekennen, daß ein solches Ereignis uns nicht das geringste Erstaunen verursacht, nachdem wir gesehen haben, daß Priester und Prälaten die Teufelsaustreibung Cinellis billigten.

In einer Zeitung von Florenz las man am Ende des Jahres 1871 das weiter unten Folgende unter den Stadtneuigkeiten; aber jetzt, im Jahre 1892, wo ich dies schreibe, widerholt sich derselbe Vorgang unter derselben Begeisterung, und die Weiber nehmen mit brennender Neugierde sehr lebhaften Anteil an diesen Festen des Aberglaubens.

„Heute früh, am Sonnabend vor Ostern, beleuchtete herrlicher Sonnenschein die dümmste Posse, welche der blödsinnige Aberglaube des Pöbels und die tolerante Sorglosigkeit der Behörde in den überlieferten Gewohnheiten des florentinischen Volkes noch immer fortbestehen lassen.

„Der Leser wird schon begriffen haben, daß wir von dem abgeschmackten Schauspiele mit Feuerwerk reden wollen, welches vor der Domkirche stattfindet und unter dem Namen „Carro dei Pazzi“ (der Narrenwagen) bekannt ist. Die Priester unterstützen bei dieser Gelegenheit die Leichtgläubigkeit der Tausende von Bauern, welche von allen Seiten herbeiströmen, und würdigen die Mysterien der Religion zu Jahrmarktsschauspielen, die priesterliche Würde zu der von Cirkusclowns herab.

„Nachdem wir dies vorausgeschickt, berichten wir, wie es unsere Pflicht ist, daß das Schauspiel mit der

gewöhnlichen Feierlichkeit und vor der gewöhnlichen Menschenmenge stattfand; die mystische, hölzerne Taube ging mit der bekannten Schnelligkeit vom Hochaltar aus und erreichte den Wagen, die Mörser gingen los, die Dörfler sperrten voll Verwunderung das Maul auf und waren hocherfreut, denn die schnelle Entladung sicherte ihnen eine gute Ernte.

Wahrscheinlich schaute der ewige Vater von der Himmelshöhe mit Abscheu und Ekel auf das Schauspiel herab."

Die kolossale Bildsäule des Serapis war in Alexandria ein Gegenstand göttlicher Verehrung. Eine große Menge von Platten verschiedener Metalle waren auf sinnreiche Weise unter einander verbunden und bildeten die majestätische Gestalt der Gottheit, welche an allen Seiten an die Wände des Heiligtums heranreichte. Das Aussehen des Serapis, die Art, wie er saß und in der linken Hand das Zepter hielt, war den gewöhnlichen Darstellungen Jupiters sehr ähnlich. Man behauptete mit Überzeugung, wenn eine gottlose Hand die Majestät dieses Gottes zu entweihen wagen sollte, so würden Himmel und Erde sogleich zu dem ursprünglichen Chaos zurückkehren.

Ein unerschrockener Soldat, von glühendem Eifer beseelt und mit einer schweren Militäraxt bewaffnet, stieg auf einer Leiter hinan, während das christliche Volk mit ängstlicher Besorgnis den Ausgang des Kampfes erwartete. Er führte einen kräftigen Hieb auf die Wange des Serapis: die Wange fiel zu Boden, aber man hörte keinen Donner, und Himmel und Erde bestanden auf ge-

wöhnliche Weise weiter. Der siegreiche Soldat verdoppelte seine Schläge, das ganze ungeheure Götzenbild wurde umgestürzt, und man schleifte die Glieder des Serapis mit Schimpf durch die Straßen Alexandrias. Sein zerrissener Körper wurde unter dem Geschrei des Volkes im Amphitheater verbrannt, und viele schrieben ihre Bekehrung dieser Entdeckung der Ohnmacht ihres Schutzgottes zu.

Nach dem Falle des Serapis hegten jedoch die Heiden die Hoffnung, der Nil würde den gottlosen Herrschern Ägyptens seinen jährlichen Tribut versagen, und eine ungewöhnliche Verspätung der Überschwemmung schien den Zorn der Gottheit anzukündigen. Aber der Strom schwoll schnell an, und die gewöhnliche Überschwemmung trat ein.

Niemals würde ein Weib an dieser Zerstörung des Götzenbildes teilgenommen haben.

Die spanische Revista de Archivos veröffentlichte vor einigen Jahren ein Dokument aus dem 16. Jahrhundert, aus den Archiven von Simancas stammend (Papeles de la casa Real), in welchem das Verfahren beschrieben wird, ein armes Weib, Sirva de Dios Redemptor, zu heilen, welches vom Teufel besessen war:

„Para la tentacion diabolica. Pues que ansi es, oyme, maledicto. Pues que ansi es, oyasme actado y caydo. Pues que ansi es, vete enemigo Sathanas de esta generacion humana que estas o que cuydas o perseveras. O Diablo muy suycio vete de esta imagen de nuestro Señor Jesuchristo. Conjurote dime Sathanas por aquella ley que prometiste a Beelzebub, principe

de los demonios, el que te mandó tentar aquesta sierva de Dios Redemptor. Conjurote diablo maldicto por mestro Señor Jesuchristo cordero sin manzilla fijo del muy alto Señor concebido del Espiritusancto al qual quando lo vio Sanct Juan en Jherusalen luego demostro luz, no ayas parte en este cuerpo humano, que no fiziste ne engredraste, apartate de aqueste cuerpo humano, ansi como apartó Dios el cielo de la tierra e la luz de las tinieblas, apartate de aqueste cuerpo humano, amen.

Este conjuro lo pasarà el sacerdote en tres dias e cada dia tres vezes teniendole del dedo menique del esquierdo, e esto se aga cada mañana despues que el sacerdote obiere celebrado.[1])

Fast alle Ekstatischen und Stigmatisierten sind weiblichen Geschlechts; eine vergleichende Geschichte der religiösen Ekstase würde zeigen, in wie verschiedenem Grade die beiden Geschlechter dabei beteiligt sind.

Von der heiligen Therese bis zu Maria d'Agneda ist ein weiter, dicht besetzter Weg; ich erinnere nur an Luise Lateau, die berühmte Ekstatische von Bois d'Haine, welche im Lichte der modernen Experimentalwissenschaft besonders von Dr. Boens untersucht wurde. Dieser bewies mit der Unparteilichkeit des Gelehrten, daß alle Wunder dieser guten Person sich leicht nach den bekannten Gesetzen der Biologie und pathologischen Physiologie erklären ließen.

---

[1]) Wir haben die barbarische Orthographie jener Zeit absichtlich beibehalten

Die Hauptelemente der Religiosität sind das Gefühl der Ehrfurcht, die Furcht vor dem Tode und die Liebe zum Phantastischen. Alle diese geistigen Eigenschaften sind bei dem Weibe stärker als bei dem Manne, daher sein größere Religiosität.

Die Religiosität ist etwas so Weibliches, daß viele, auch ungläubige Männer dennoch wünschen, daß ihre Frauen und Töchter fromm seien, denn die Mystik verschönert die moralische Physiognomie des Weibes, indem sie dieselbe, ich möchte sagen, noch weiblicher macht. Aber sie haben auch einen anderen, wenig ehrenwerten Grund: sie glauben in der Frömmigkeit einen Schutz gegen die Sünde zu finden.

Als Feuillet schrieb: „toute femme, qui n'est pas au Christ, est à Venus“ wiederholte er in schönen Worten eine Wahrheit, welche durch die Erfahrung der Jahrhunderte bestätigt und in den Sprichwörtern vieler Völker ausgedrückt wird.

Gewöhnlich jedoch tritt Christus erst in der unfruchtbaren Periode des weiblichen Lebens an die Stelle des Liebhabers oder der Liebhaber. Ja, oft werden die ausschweifendsten Frauen, die, welche zu viel geliebt haben, Nonnen oder Betschwestern, wenn der Untergang ihrer Jugend und Schönheit ihnen die Liebe unmöglich macht.

Bisweilen gehen Liebe und Religion Arm in Arm, und die mystische Liebe vieler Heiligen, sowie der Aberglaube vieler von den gemeinsten Liebeshändlerinnen beweist die Häufigkeit dieses Zusammengehens. Von dieser Verbindung der Liebe mit der Mystik sehen wir ein Beispiel an der berühmten Schriftstellerin Mme. de Krüdener, welche in gewissen Augenblicken, wenn ihr

Geliebter bei ihr war, sich zu Gott wandte und ausrief:

„Mon dieu, que je suis heureuse! Je vous demande pardon de l'excès de mon bonheur!“

In der Liebe liegt, besonders für das Weib, immer ein Mysterium, ein quid ignotum, welches es bezaubert und erobert, und die Religion lebt von Mysterien. Das ist der Grund, warum viele Frauen Gott lieben, wenn sie die Männer nicht mehr lieben können.

Viel mehr als uns widerstrebt dem Weibe der Gedanke, daß mit dem Tode alles zu Ende sei, und wenn es wahr ist, daß die Religion auf das große Dreieck der theologischen Tugenden gegründet ist, so ist das Weib sehr religiös, denn es glaubt, hofft und liebt viel.

Die analytische Arbeit der Vernunft ist es, welche den Glauben schwächt und auslöscht, und dem Weibe ist diese Arbeit zuwider, welche die Quellen der Religion austrocknet. Es bleibt vor dem Zweifel stehen, schließt die Augen und sagt zu sich selbst:

„Nein, nein, es ist hundertmal besser, das zu glauben, was man nicht begreift, als das zu leugnen, was man nicht verstehen kann.“

Das Weib ist weniger hochmütig als wir und zieht der selbstgefälligen Eitelkeit, alles erklären zu wollen, die Lockungen des Geheimnisvollen vor. Das Weib ist wesentlich mystisch angelegt, es fürchtet das Dunkel und wird zugleich von ihm angezogen. Furcht und Dunkel: das sind zwei Elemente, von denen das religiöse Gefühl lebt.

Das Weib glaubt auch darum, weil es viel liebt; die Unsterblichkeit der Seele ist ihm ein Bedürfnis des Herzens, ein unbestreitbares Dogma. Es wäre allzu

grausam, wenn man jenseits des Grabes seine Lieben nicht wiedersehen sollte, den Vater, die Mutter, den Gatten, die Kinder, jene Wesen, für die und durch die man gelebt hat. Wenn daher eine Frau auch nicht äußerlich die Gebräuche der Kirche befolgt, so ist sie doch Deistin; sie glaubt an Gott und die Unsterblichkeit.

Sie glaubt an Gott, als den Urquell aller Liebe, den hohen Vergelter der Schmerzen und Ungerechtigkeiten des irdischen Lebens, den Verleiher alles Guten, die Verkörperung der allgemeinen Vorsehung.

Sie glaubt an die Unsterblichkeit der Seele, denn darin findet sie die teure Gewißheit, in der andern Welt ihre Lieben wiederzusehen.

So gebildet und vorurteilsfrei sie auch sein mochte, so war meine berühmte Landsmännin, die Fürstin Belgiojoso, doch ein Weib, als sie in einem jetzt vergessenen Buche über Theologie das Paradies und das Fegefeuer annahm, aber die Hölle leugnete. Ihr mitleidiges Herz empörte sich gegen die Ewigkeit der Strafen, mit welchen der Gott der Christen die süßen Sünden dieser Welt heimsucht, mehr nach Art des schrecklichen Jehovah der Hebräer, als des sanften Lammes von Nazareth.

Die freigeistigste Frau ist fast immer noch Deistin; die Religionen würden viel weniger Bestand haben, wenn sich unsere Genossin nicht zu deren Priesterin machte, wenn es ihr nicht gelänge, durch den billigen und mächtigen Einfluß, den sie auf den Mann ausübt, durch ihr Beispiel und ihre Bitten uns wenigstens dem Anschein nach dem Tempel geneigt zu machen, in welchem sie betet und hofft, in welchem sie Mut für die Kämpfe des Lebens und Erbarmen für ihre Lieben erfleht.

Oft reizt der Ehrgeiz die Frauen sehr stark, ein verlorenes Schaf in den Schoß der Kirche zurückzuführen. Selbst die Sünde erscheint ihnen in solchen Fällen als ein verdienstliches, wenigstens sehr verzeihliches Werk. Auf der einen Seite steht ein allzu schwaches Weib, auf der anderen eine aus den Flammen der Hölle gerettete, dem Paradiese wieder zugeführte Seele, und auf dieser anderen gewöhnlich noch ein Mann, der die Apostasie entschuldbar findet, wenn er dafür einen so süßen Preis erringen kann. Die Liebe ist zum Glaubensapostel geworden, eine Seele durch feurige Küsse aus der Hölle gerettet; nun knieen sie zusammen vor dem Altar Gottes, die Stirn vor dem Unbegreiflichen, Unendlichen gebeugt, aber die Körper einander nahe und durch das Verlangen verbunden. Welcher Abgrund geheimnisvoller, sinnlicher und geistiger Wollust, das Menschliche und das Göttliche für einen Augenblick zusammengeschweißt, so daß man zu gleicher Zeit alle Klimaten der Welt genießt, den frischen, ätherischen Hauch aus der Höhe und die duftende Schwüle der tropischen Urwälder! Wo ist die Tochter Evas, welche einem solchen Entzücken widerstehen könnte, sich nicht in den Gedanken verliebte, Apostel eines Gottes zu sein und zum Liebhaber einen von ihr bekehrten Neophyten zu haben?

Eine andere köstliche Verbindung zweier Gefühle, welche das Herz des Weibes erzittern und in höchster Lust schwärmen lassen kann, ist die der Religion mit der Mutterliebe.

Nichts ist rührender, als das Bild einer jungen Mutter, welche ihr Kind zum erstenmale vor dem Altare

niederknien und ein Gebet stammeln heißt, welches sie selbst vielleicht nicht versteht.

Sie wird seine Händchen, welche bis dahin nur den weichen, mütterlichen Busen geliebkost, kindliches Spielzeug berührt haben, sich falten lehren, um zu einem unbekannten Gotte zu beten, den weder das Auge des Adlers, noch der Geist des Dichters erreicht; sie wird die furchtsamen, erstaunten Augen in dem tiefen Schweigen einer dunkeln Kirche sich öffnen lassen und vor dem Köpfchen des kleinen Wesens den dichten, dunkeln Schleier lüften, welcher die sichtbare Welt von der unsichtbaren, das Bekannte vom Unbekannten, das Licht von der Finsternis scheidet; sie wird ihm mit zärtlicher, bewegter Stimme sagen: „Siehe mein Kind, da oben ist Gott, welcher dich und die ganze Welt geschaffen hat, dich belohnen wird, wenn du gut, dich bestrafen wird, wenn du böse bist" ....

Jedes Wort enthält ein tiefes Geheimnis, welches das Kind nicht versteht, das es aber zugleich erschreckt und anzieht; es sind Blitze, welche in der noch dunkeln Dämmerung seines jungen Geistes aufleuchten und es der Mutter näher bringen, gleichsam, als wollte es bei ihr gegen etwas Drohendes Schutz suchen.

Wie eine neue Beatrice, welche einen Dante auf dem Gange durch das Paradies geleitet, führt die Mutter ihr Kind durch die Labyrinthe des religiösen Gedankens und lehrt es den Glauben, ihren eigenen und den ihrer Voreltern; es ist eine neue Taufe in der Welt des Übernatürlichen, eine neue Geburt im Geiste. Damit giebt sie ihrem Geschöpfe zum zweitenmale das Leben und weiht es Gott.

Solange die Religion in den Mühen des Lebens

Trost und Hoffnung gewährt, solange sie zur Beförderung der Civilisation und Moralität dienen kann, muß sie von der Mutter gelehrt werden, und ich möchte in den Schulen (wenn in ihnen religiöser Unterricht erteilt werden soll) keine anderen Lehrer sehen als Frauen. Gebt dem Weibe irgend einen Glauben, den katholischen oder evangelischen, den buddhistischen, jüdischen oder muselmanischen, und es wird ihn zu einer Schule der Moralität, zu einer Pflanzstätte zarter, edler Gefühle zu machen wissen. Von Männern erteilter Religionsunterricht ist mir immer wie eine dialektische Turnkunst, wie ein trockener Rosenkranz von Sophismen erschienen, wie eine Geschichte der menschlichen Lügen, zum Zwecke der Tyrannei vorgetragen.

Die Indianer-Weiber in Oregon führen jeden Morgen ihre Kinder in den Wald und sagen:

„Geh, mein Kind, suche die älteste oder schon abgestorbene Tanne auf und reibe deinen Körper gegen ihre Rinde, indem du sprichst: Mein guter Baum, habe Mitleid mit mir und laß mich so lange leben, wie du gelebt hast. Und fahre so fort, solange dir das Reiben der Haut nicht allzu wehe thut."

Während das Kind, um seiner Mutter zu gehorchen, diesen schmerzlichen Ritus ausführt, thut sie dasselbe an einem anderen Tannenstamme und spricht dabei dieselben Worte.

Die christliche Religion scheint mehr als jede andere für das Weib geeignet. Sie lehrt die Liebe, das Mitleid, das Opfer; sie verteidigt und preist die Unterdrückten, die Enterbten; sie allein kann jedes Bedürfnis der Ent-

sagung, jedes zarte Mitleids- und Frömmigkeitsgefühl befriedigen, welches unsere sanfte Genossin empfindet.

Die moderne, die civilisierte Frau würde Christin sein, auch wenn Christus niemals gelebt hätte.

Das religiöse Gefühl kann bei einigen Frauen so stark werden, daß es sogar die Mutterliebe erstickt, welche doch sonst das Herz einer Mutter immer am stärksten schlagen läßt.

Als die edle Matrone Teresa Trotti Bentivogli Arconati in Mailand dem Tode nahe war, fühlte sie Gewissensbisse, weil sie zu viel an ihren Sohn dächte, und sagte zu einer Freundin: „Ich habe diese Nacht überlegt und gefunden, daß ich allzusehr an meinem Sohne hänge; alles übrige habe ich schon dem Herrn zum Opfer gebracht und verlasse alles ohne Bedauern; darum bitte ich Euch, ihn nur selten in mein Zimmer einzulassen, denn ich muß das begonnene Werk vollbringen."

So liebkoste sie ihn in den letzten Tagen ihres Lebens nicht mehr, indem sie sich grausame Gewalt anthat.[1])

Vorurteile und Aberglauben sind das Kleingeld der Religion, und das Weib ist immer (bei gleicher Höhe der Intelligenz) abergläubischer als wir.

Ich kenne viele Frauen von hoher Geisteskraft, welche ihre Religion auf bloßen Deismus ohne alle Äußerlichkeiten, ohne jeden Kultus beschränkt haben; aber sie haben unendliche Furcht vor der Zahl dreizehn oder würden

---

[1]) Carlo Giusseppe Mantegazza, Vita della virtuosa matrona milanese Teresa Trotti Bentivogli Arconati, p. 212. Milano 1809.

um keinen Preis sich am Freitag verheiraten oder eine Reise antreten. Andere würden niemals einen Ring mit einem Opal tragen.

Die Kabbalisten des Lottos, die Kurpfuscher, die Magnetisatoren, die Spiritisten, die Zauberer, die Hexen haben immer unter den Frauen ihre beste, treueste Kundschaft gefunden.

Für uns Männer ist das Absurde ein Feind, den wir umbringen wollen; für das Weib ist das Unbegreifliche ein Zauber. Nicht-begreifen ist für uns eine Demütigung, für das Weib etwas Verführerisches.

Alle diese Thatsachen beweisen, daß sich das Weib, im Vergleiche mit dem Manne, immer in einem Zustande geringerer geistiger Entwickelung befindet. Es lebt in derselben Zeit wie wir, in unserer Gesellschaft, empört sich ebenso wie wir gegen die Schwächen der Vergangenheit; aber es ist furchtsam, schüchtern schmiegt es sich unter den Schatten der alten Pflanzen, welche seinen Voreltern Schatten und Schutz geboten haben, und will durchaus ebenda leben und sterben, wo so viele Generationen gebetet und gehofft haben.

Wenn das Weib kühn und kriegerisch aus diesem schützenden Schatten heraussträte, um gemeinsam mit uns unsere Schlachten durchzukämpfen, so würden wir nicht einen Kämpfer mehr, wohl aber ein Weib weniger haben. Seine Aufgabe ist es, die Vergangenheit, solange es lebt, gegen die Anfälle ungeduldiger Angreifer zu hüten und zu verteidigen, sie zu begraben, wenn sie tot ist. Entziehen wir ihm diese heilige, zarte Aufgabe nicht. Wenn es auch Soldat würde, wo könnten wir barmherzige Schwestern finden?

Dreizehntes Kapitel.

Der moralische Charakter des Weibes.

Das Weib ist konservativ. — Die schöne Tugend. — Erethische Schwäche. — Die Neugierde. — Die Schwatzhaftigkeit. — Die Bosheit des Weibes. — Eva rettet Adam. — Politisches Genie. — Angebliche Gleichheit beider Geschlechter. — Die Geliebten von Räubern. — Sparsamkeit. — Eitelkeit und Gefallsucht. — Erhabene Seltsamkeiten des Herzens.

Um die Psychologie des Weibes gründlich darzustellen, muß ich, nachdem wir gesehen haben, wie es fühlt und liebt, auch untersuchen, wie es haßt, wie es Zorn und Mitleid fühlt, Eitelkeit und Stolz zeigt; kurz, ich muß das ganze Gebiet der Empfindung durchlaufen, um seine moralische Physiognomie zu zeichnen, wie ich versucht habe, sein physisches Bild darzustellen.

Ich habe schon anderswo von dem Charakter gesprochen, so in meinen Recordi della Spagna (Nuova Antologia, 1892), und hoffe ihm vor meinem Tode noch ein eigenes Buch zu widmen. Hier werde ich keine wissenschaftliche Definition desselben geben, denn wenn wir auch nicht alle über diesen Punkt übereinstimmen, so sind wir uns doch alle innerlich bewußt, was er bedeutet, und dieses allgemeine Bewußtsein genügt zum Verständnisse.

Nun wohl, welches ist der Charakter, also die moralische Physiognomie des Weibes, und worin unterscheidet er sich von dem des Mannes?

Fragen wir das Volk, die Dichter, die Philosophen.

Das Volk hilft sich mit wenigen Beiwörtern, welche fast immer ebensoviel Ungezogenheiten sind.

Das Weib ist flatterhaft, leichtsinnig, unbeständig, gefallsüchtig.

Auch die das Weib betreffenden Sprichwörter, von denen viele auf den ersten Seiten dieser Physiologie zu lesen sind, bringen ungefähr die tiefen Ansichten des Volkes zur Geltung.

Für den Dichter ist das Weib ein Engel oder eine Sphinx, ein göttliches Wesen oder ein Dämon, je nachdem in ihm der Zephyr des Verlangens oder der Sturm der Rache weht.

Bei dem Volke findet man rohe Stenographie des Gedankens, bei dem Dichter Lobgesänge oder Flüche; aber bei keinem von beiden irgend etwas, das einer unparteiischen, genauen Untersuchung der Thatsachen ähnlich sähe.

Etwas Besseres können wir bei Philosophen und Schriftstellern finden, wenn sie zugleich Denker sind.

Torquato Tasso sagt, dem Manne komme es zu, zu erwerben; dem Weibe, zu erhalten.

„Der Mann kämpft, um durch Ackerbau und Handel zu erwerben und strebt in den Städten, und er bedarf zu diesen Arbeiten vieler Tugenden; das Weib erhält das Erworbene, wozu es andere Tugenden besitzen muß als der Mann; seine Tugend offenbart sich im Hause, die des Mannes außerhalb.“

„. . . . . Der Mann entehrt sich durch Feigheit, das Weib durch Schamlosigkeit, denn dies sind die dem Manne und dem Weibe eigenen Laster.“

Burdach, den wir leider nicht mehr lesen, weil die Bücher über Physiologie bald nach ihrer Geburt alt

werden, bringt in seinem Werke schöne Gedanken über Psychologie. Folgendes ist eine der feinsten Analysen des weiblichen Charakters.

„Bei dem Weibe ist das Empfinden kräftiger als das Wollen.“

„. . . . . Das Wesen des Weibes besteht in der Zartheit und Sanftmut, bei dem Manne beherrschen die Kraft und der Wille alles.“

„Das Weib beschäftigt sich mehr mit der Gegenwart, und seine Einbildungskraft findet mehr Genuß in der Erinnerung an die Vergangenheit als in der Hoffnung auf die Zukunft.“

„Gemütsbewegungen treten bei ihm leichter ein, es geht leichter vom Weinen zum Lachen über, und umgekehrt.“

„Das Weib ist religiöser.“

„Die Stellung der Leichen in Pompeji und Herkulanum zeigt den Unterschied beider Geschlechter. Die Männer zeigen heftige Muskelanstrengungen, um sich zu wehren; die Weiber sich hingebende Verzweiflung, die Mütter sind über ihre Kinder gebeugt und umfassen sie mit den Armen.“

„Das Weib ist freundlicher, heiterer, offener, der Mann ernster.“

„Der Mann will verbessern und Neues hervorbringen, das Weib erhält und vervollkommnet das Bestehende, der Mann erwirbt und verschwendet, das Weib erhält und spart.“

Nach Du Mont ist die Moral des Mannes eine Vernunftmoral, ein kategorischer Imperativ, sie verlangt

Gerechtigkeit und ähnelt dem alten Testamente. Die Moral des Weibes ist Gefühlsmoral, Mitleid und ähnelt dem neuen Testamente.

Luigini behandelt in seinem berühmten Buche zuerst ausführlich die physischen Schönheiten des Weibes und giebt dann im dritten Abschnitte ein Gemälde der Tugenden, welche der Mann vor allen andern von seiner Genossin verlangen soll, wobei man auch nebenbei erfährt, was den Frauen seiner Zeit am öftesten fehlte.[1])

„..... Nicht hochmütig, nicht verlästernd, nicht schwatzhaft, nicht anklägerisch soll unser Weib sein; hochmütig soll es nicht sein, denn nichts ist dem großen Gotte verhaßter, widerwärtiger und mißfälliger, welcher den schönsten von ihm geschaffenen Engel deswegen in die dunkle Höhle verbannte, so daß er niemals mehr nach oben zurückkehren kann, sondern mit seinem boshaften, verbrecherischen Gefolge auf ewig hinabstürzte ....“

Kant behält dem Manne die „edle Tugend“ vor und läßt dem Weibe nur die „schöne Tugend“.

Ich könnte die Anführungen aus allen Litteraturen und aus allen Zeiten ins Unendliche vermehren, aber nirgends finden wir ein wahres, treues Bild des moralischen Charakters des Weibes. Immer nur Schmeicheleien oder Schmähungen, oder im besten Falle flüchtige, oberflächliche Andeutungen, Umrisse, Profile, Skizzen, welche uns nur einen Zug, eine Gebärde dar-

---

[1]) Il libro delle belle donne composto da Messer Federico Luigino da Udine. Venetia, 1554, p. 119.

stellen, nirgends ein Bild, bei dem man mit Begeisterung ausrufen könnte: „Ja, das ist das wahre, das lebendige Weib, weder eine Karikatur, von der Verachtung entworfen, noch ein von der Liebe gezeichneter Engel."

Die menschlichen Charaktere, mögen sie die einer Person, einer Klasse, einer Familie oder eines Volkes sein, kann man nach dem Linnéschen oder nach dem natürlichen Systeme einteilen.

An das Linnésche System, weil es leichter und schneller anzuwenden ist, hält sich immer das Volk, z. B. wenn es sagt: der Deutsche ist pedantisch, der Franzose flüchtig, der Spanier stolz u. s. w.

An die natürliche Methode dagegen müssen wir uns wenden, wenn wir in das Mark der Dinge eindringen und unsern Büchern oder Kunstwerken einen menschlichen Charakter mitteilen wollen, so daß ihn jedermann erkennen muß. Wir müssen also möglichst viele charakteristische Elemente sammeln und dann nach ihrer Wichtigkeit anordnen, das Skelett mit Fleisch, Nerven und Haut umkleiden.

Wenn wir nach dieser Methode verfahren und sie auf das Weib anwenden, müssen wir uns folgende Fragen vorlegen:

Welches ist die Grundeigenschaft in der Psychologie des Weibes?

Was ist der Charakter seiner Charaktere?

Es ist eine starke Veränderlichkeit seiner Gemütsbewegungen, eine außerordentliche Erregbarkeit, welche sich schnell erschöpft, es ist ein Seelenzustand, den ich mit einem aus dem alten Kirchhofe der medizinischen Schule

Italiens entlehntem Ausdrucke „erethische Schwäche“ nennen möchte.

Um diese Art zu sein, diese Art der weiblichen Psyche verstehen und fast fühlen zu können, stelle man sich einen Mann vor, welcher durch geistige Arbeiten oder Ausschweifungen in der Liebe erschöpft ist und zugleich Mißbrauch mit Thee oder Kaffee getrieben hat: dieser Mann wird dem Weibe sehr ähnlich sein.

In solchem Zustande ist der Mann reizbar, launisch, veränderlich, hysterisch, er ist verweiblicht.

Um diesen Grundcharakter der weiblichen Psyche gruppieren sich viele sekundäre, geringere Eigenschaften; so im Guten: Zärtlichkeit, Mitleiden, Begeisterung; im Bösen: Hinterlist, Falschheit, eine Leidenschaft für dramatische Intrigue, das Bedürfnis von schnellen, fortwährenden Veränderungen, Unbeständigkeit und Eitelkeit.

Wenn man mich fragte, welches unter den europäischen Weibern am meisten Weib sei, so würde ich mit vieler Zurückhaltung sagen, aus Furcht, mich zu irren, es sei die Russin, denn es gehört dem nervösesten Volke Europas an, nervös deshalb, weil es zu schnell einer Civilisation zugeführt worden ist, für welche es nicht vorbereitet war.

In der Hoffnung, daß mein psychisches Bild des Weibes, wenn auch nur in einfachen Umrissen ausgeführt, ähnlich ausfallen möge, will ich daran gehen, die Schattierung und, so Gott will, ein wenig Farbe aufzutragen.

Das Weib ist begierig nach starken und schnellen Erregungen, ich möchte sagen, es befindet sich in einem fortwährenden Zustande chronischen Juckens, welches in dem gewöhnlichen Leben, welches ihm angewiesen ist, nur durch

Befriedigung der Neugierde, durch Schwatzen und Medisance zu beruhigen ist.

An diesem Fehler sind wir zumeist selbst schuld, denn indem wir unsere Frauen von den gesünderen Kämpfen, den männlichen Mühen des Lebens fernhielten, ließen wir ihnen nur die ungesunden Erregungen des kleinlichen Lebens und der Schwatzhaftigkeit übrig.

Der Mensch (männlichen oder weiblichen Geschlechts) bedarf fortwährend der Gemütsbewegungen. Wenn es ihm an gesunden fehlt, so sucht er ungesunde auf; wenn starke ausbleiben, so begnügt er sich mit schwachen, aber er will fühlen, daß er lebt, daß Nerven und Herz in seiner Brust pulsieren. Der Reiche begehrt Kaffee und Champagner, der Proletarier die Pfeife und den Branntwein. Dem Manne gehören die Kämpfe des Ehrgeizes und Ruhms, der armen Proletarierin, seiner Genossin, die Schwatzhaftigkeit und die Medisance.

Der ungenannte Verfasser der Femmes savantes, obgleich sonst ein großer Verehrer der Frauen, sagt, sie besäßen: quatre défauts ordinaires: la vanité, la curiosité, la superstition et la credulité.

Das ist vorgeschichtliche Psychologie, meinetwegen; denn unter anderm verschmelzen Leichtgläubigkeit und Aberglaube zu einem einzigen Fehler; aber doch eine Psychologie, die einen Kern von Wahrheit enthält.

Die Neugierde kann eine Tugend, aber auch ein Laster sein. Als Tugend heißt sie Wißbegierde; zum Laster wird sie, wenn sie sich damit beschäftigt, mit Begierde die geringsten Vorfälle, alles Geschwätz und alles Gerede aufzufangen, das Straßen und Häuser durchläuft.

Eine edle Leidenschaft im ersten Falle, wird sie im zweiten zu einer Art psychischen Juckens; je mehr man sich kratzt, desto mehr Lust bekommt man, sich zu kratzen.

Dieses Jucken findet sich bei dem Weibe sehr häufig, aber nicht bei ihm allein. Ich habe es unter anderm auch bei manchen kleinen Litteraten, Philologen und Sprachreinigern gefunden, welche, immer mit litterarischen Kleinigkeiten beschäftigt, denselben Bestrebungen auch im sozialen Leben nachgingen.

Die Neugierde ist wie das Licht des Mondes, welches verschwindet, sobald die Sonne über dem Horizont erscheint. Die Liebe, der Ehrgeiz, der Patriotismus, alle die großen Gefühle, welche den Menschen erheben und zu großen Dingen anregen, lassen uns die pikanten, scharfen Leckerbissen der Neugierde geschmacklos erscheinen.

Das Weib ist neugieriger als wir, weil es weniger große, wichtige Interessen hat, weil ihm die Kämpfe des bürgerlichen Lebens fast ganz versagt sind. Unser Gehirn ist immer hungrig, und wenn es keine nahrhaften, kräftigen Speisen findet, so pickt es hie und da kleine gesalzene, pikante Bissen auf. Die Genüsse der Neugierde sind die „hors d'oeuvre" des großen Gastmahls des Lebens, und das Weib findet sie fast allein schmackhaft und genießbar.

Die Schwatzhaftigkeit ist das tägliche Brot der Neugierde und befriedigt den Hunger nach Neuem und die böse Lust, seinem Nächsten Schlechtes nachzureden, sie ist das Bedürfnis, uns für alle kleinen gesellschaftlichen Demütigungen zu rächen, kleinlichen Neid und Ärger auszulassen, die sich infolge der Reibung mit Menschen und Dingen im Herzen angesammelt haben. In wenig ge-

bildeten Gesellschaften, wo die Civilisation nur als Firnis vorhanden ist, bildet die Klatscherei die Nahrung der ganzen Unterhaltung. Wenn eine Hausfrau den heroischen Entschluß faßte, in ihrem Salon eine Tafel aufzuhängen, mit der Inschrift:

Klatsch und Medisance
sind streng verboten und werden bestraft,

so liefe sie Gefahr, daß ihr Haus unbesucht bliebe.

Man erkundigt sich nach anständigen und unanständigen Liebesverhältnissen, nach Heiraten, die in Aussicht sind, und solchen, die auseinander gehen; man dringt in Familien ein, um zu sehen, wieviel sie aufwenden, was gegessen und getrunken wird, um nachzuforschen, ob Mann und Frau in demselben Bette schlafen, oder jedes in einem eigenen Bette oder in verschiedenen Zimmern, wer das Haus besucht, und wie oft jeder Freund oder Bekannte kommt. Die Beschäftigung mit solchen und vielen anderen unendlich kleinlichen und höchst kindischen Nichtigkeiten ist leider für viele Frauen die wichtigste und ergötzlichste Arbeit ihres Lebens.

Von dem Klatsch bis zur üblen Nachrede ist nur ein kurzer Schritt, ja, man kann behaupten, letztere sei das Salz des ersteren. Wie kann man lange schwatzen, ohne jemandem Böses nachzureden? Wenn unter zehn Damen sechs oder sieben aus Herzensgüte, religiösem Gefühl oder feiner Erziehung zu schwatzen lieben, ohne von ihrem Nächsten Böses zu reden, so wird wenigstens eine darunter dieses Bedürfnis fühlen, und indem sie dieses neue Thema in der Unterhaltung anschlägt, alle anderen fast unwillkürlich mit sich fortreißen, und

das unschuldige Geschwätz wird in Medisance übergehen.[1])

Die Frauen sind uns in der Medisance unendlich überlegen, und die Männer, welche ihnen in dieser Beziehung gleichkommen, haben immer eine Weiber-Natur. Die Frauen sind weniger beschäftigt als wir und werden von uns durch den gesellschaftlichen Zwang ungerechterweise niedergedrückt. Sie können sich nicht durch Krieg, durch Duelle mit Faust oder Feder rächen. Sie haben fast keine andere Waffe als ihre Zunge, darum macht ihnen die Medisance Vergnügen; sie üben sich fortwährend in diesem Scharmützel, schärfen ihre rosigen Nägel und ihre Elfenbeinzähne und werden so zu großen Meisterinnen in dieser Kunst, welche je nach ihrer moralischen Höhe bald aus boshaftem Klatsch, aus Säure und Galle besteht, bald fein, witzig, voll unschuldiger, gutmütiger Bosheit ist.

Der Weise der Weisen, Salomo, hat das Wort hinterlassen: „Keine Bosheit geht über Weiberbosheit." Die gegen Eva geschleuderte Anklage der Bosheit ist also so alt wie die Welt, und Balzac, einer der tiefsten Kenner des menschlichen Herzens unter den modernen Schriftstellern, wiederholt die Anklage in Worten, welche einem Kartätschenschusse ähneln:

„Le jésuite, le plus jésuite des jésuites est encore mille fois moins jésuite que la femme la moins jésuite, jugéz combien les femmes sont jésuites! Elles sont si jésuites, que le plus fin des jésuites lui-même

---

1) Man sehe eine Untersuchung über die Medisance in meiner Physiologie des Hasses. Jena, Costenoble.

ne devinerait pas à quel point une femme est jésuite, car il y a mille manières d'être jésuite, et la femme est si habile jésuite, qu'elle a le talent d'être jésuite sans avoir l'air jésuite. On prouve à un jésuite, rarement, mais on lui prouve quelquefois qu'il est jésuite; essayez donc de démontrer à une femme qu'elle agit ou parle en jésuite? elle se ferait hacher avant d'avouer qu'elle est jésuite.

„Elle, jésuite! elle, la loyauté, la delicatesse même! Elle, jésuite! Mais qu'entend-on par: Être jésuite? Connaît-elle ce que c'est que d'être jésuite? Qu'est-ce que les jésuites? Elle n'a jamais vu ni entendu de jésuites. „C'est vous qui êtes un jésuite!...“ et elle vous le démontre en expliquant jésuitiquement que vous êtes un subtile jésuite.“

Das Weib ist listig und lügnerisch, weil es schwach ist und unterdrückt wird; die List ist die Kraft des Schwachen. Von Kriegsführung und Politik ausgeschlossen, übt es dieselbe im Hause und besonders auf dem Gebiete der Liebe aus.

Menville de Ponson erzählt die Schelmerei eines zehnjährigen Mädchens, welchem aus Vergeßlichkeit von einem Gerichte nichts verabreicht worden war. Sie konnte es nicht verlangen, weil ihr dies verboten worden war. So sagte sie: „Ich habe gegessen von dem und dem und jenem“, indem sie die einzelnen Gerichte nannte, ließ aber auf bezeichnende Weise das Gericht aus, welches sie wünschte. Darum fragte man sie: „Und von diesem hast du nichts bekommen?“ Sie schlug die Augen nieder und sagte: „Nein“.

In schwierigen Augenblicken, in schrecklichen Gefahren,

wenn ein Mann und ein Weib von einem Dritten beisammen gefunden werden, welcher in diesem Augenblicke nicht eingeladen oder erwünscht war, ist es fast immer Eva, welche Adam rettet.

In dem engen Kreise meiner Erfahrung habe ich geniale Streiche erlebt, und zwar ebensowohl bei Damen von vornehmem Stande und höchster Bildung, wie bei armen Weibern, welche auf den letzten Sprossen der menschlichen Rangleiter geboren waren.

Der Liebende kniet zu den Füßen seiner Dame, nicht, um Liebe zu erflehen, denn es war ihm alles gewährt worden, sondern um ihr zu danken.

Da tritt plötzlich der Gatte ein. Der Liebhaber will sich eiligst erheben.

Die Dame aber hält ihn in seiner Stellung fest und ruft lachend:

„Weißt du, mein Lieber, was der Graf auf den Knieen von mir erbittet?"

„Natürlich nicht."

„Die Hand unserer Tochter!"

Die Heirat kam zustande und war sogar sehr glücklich.

Ein anderes Mal saß der Liebhaber auf dem Schoße der Dame.

Fenster und Thür standen offen, man hatte alle Vorsichtsmaßregeln vernachlässigt.

Plötzlich lassen sich wohlbekannte, schwere Schritte auf der Treppe hören.

Da wird das Weib von einem krampfhaften Anfalle von katarrhalischem Husten befallen, so daß die Spuren davon auf dem Fußboden zu sehen sind.

Endlich kann die Ärmste zu Worte kommen.

„Siehe, lieber Mann, ich habe in Eile den Doktor rufen lassen müssen, weil ich plötzlich von einem teuflischen Husten ergriffen wurde, der mir die Luft nimmt, mich erstickt . . . .“

Die List, die unendlichen Hilfsquellen der geschickten, immer bereiten Lüge, die plötzlichen Einfälle machen das Weib zu einer wertvollen Gehilfin der Politiker.

Wenn dann die Liebe mit dem politischen Genie Hand in Hand geht, wird das Weib zur Heldin und leistet Großes für die Geschichte der Menschheit.

Wer kennt nicht Mme. Roland[1]), Frau Swetchine und unsere Landsmännin, die Gräfin Clara Maffei. Wer erinnert sich nicht Maria Theresias, Katharinas der Zweiten und so vieler anderer berühmter Königinnen und Fürstinnen?

Ich führe einige andere, weniger bekannte Beispiele an.

Vivanco wurde von seiner Gattin auf den Präsidentenstuhl von Peru gesetzt. Schön, jung und mutig, stieg sie eines Morgens zu Pferde, ritt zu den Truppen und überredete die Obersten zweier Regimenter, die Partei ihres Gatten zu ergreifen. Auf ihr Verlangen wird Generalmarsch geschlagen, bei Fackelschein redet sie die Soldaten an, welche Rufe der Begeisterung ausstoßen, und kehrt an ihrer Spitze nach Arequipa zurück. Hier läßt sie die rebellischen Behörden gefangen nehmen und beim Geläute der Glocken der Kathedrale durch die Truppen und die

[1]) Mémoires de Mme. Roland, édition conforme aux manuscrits autographes par Dauban (Henri Plon) — Revue des deux mondes, 16. Okt. 1864.

zusammengerufenen Notabeln auf der Plaza mayor Vivanco zum Präsidenten ausrufen. Darauf schickt sie einen Kurier an ihren Gatten und teilt ihm mit, sie habe ihn auf die höchste Stelle in der Republik gestellt. Vidal, welcher schon als Präsident in Lima eingezogen war, hielt es nicht für zweckmäßig Widerstand zu leisten, und Vivanco bezog ohne Schwertstreich den Palast der Vicekönige.[1])

Das kleine Fürstentum Gurra am Nerbudda stand unter der Regentschaft der Fürstin Doorgawuttee, einer sehr schönen und tapferen Frau, als es durch Asof Jak, einen General des Mongolenkaisers, angegriffen wurde. Sie stellte sich an die Spitze des Heeres und kämpfte mit der größten Tapferkeit, bis sie am Auge verwundet wurde. Nun fingen die Truppen an zurückzuweichen; aber ehe sie in die Hände des Feindes fiel, entriß sie dem Führer ihres Elefanten seine Lanze und stieß sie sich in die Brust. Ihr Heldenmut wird von den indischen Barden mit Vorliebe besungen.[2])

Die berühmte Sultanin Chand (1595), die Lieblingsheldin des Deccan, in hundert Balladen besungen, verteidigte ihre Stadt gegen die Mongolen, welche drei Minen angelegt hatten. Zwei davon wurden kontraminiert, aber bei der Explosion der dritten öffnete sich eine weite Bresche, durch welche die Feinde eindrangen, und schon wichen viele ihrer Offiziere zurück. Sie eilte herbei, verschleiert und mit einem Schwerte in der Hand, und brachte die Soldaten zu ihrer Pflicht zurück. Durch

---

[1]) Radiquet, Souvenirs de l'Amérique espagnole, p. 214. Paris 1856.

[2]) Marsham, Vol. I, p. 107.

kräftigen Gebrauch der Artillerie vertrieb sie die Feinde und arbeitete selbst die ganze Nacht an der Ausfüllung der Bresche. Die Überlieferung erzählt, als die Kugeln ausgingen, habe sie die Waffen mit Kupfer, dann mit Silber, dann mit Gold und zuletzt mit ihren Kleinodien laden lassen. Der Prinz Morad, Akbars Sohn, welcher den Angriff leitete, mußte abziehen, erhielt aber die Provinz Berar. Die Fürstin mußte sie abtreten, weil sie wenig Vertrauen zu der Treue ihrer Truppen hatte.

Das Weib ist furchtsam, wie wir gesehen haben, aber es kann seine Furchtsamkeit besiegen, wenn hohe, edle Gefühle ihm Mut einflößen. Bei Krankheiten, bei heftigen moralischen Schmerzen ist es daher fast immer mutiger als wir.

Es fühlt oft ein krankhaftes Bedürfnis, beherrscht zu werden, als Übertreibung des natürlichen Gefühls, welches ihm Achtung gegen den Mann einflößt, der ihm, nach seinem Gefühle, überlegen sein soll. So könnte man sich eine lange Stufenleiter vorstellen, auf der man auf vielen Sprossen hinauf, oder besser von einer billigen Achtung des Weibes für den Mann bis zur tiefsten Verworfenheit hinabsteigen könnte.

An Intelligenz sehr hochstehende Frauen können oft einen Mann begehren, welcher an Denkkraft und Feinheit des Gefühls tief unter ihnen steht, aber sehr selten können sie ihn lieben. Sie betrachten ihn als ein Werkzeug der Lust (denn er muß schön, jung und besonders kühn sein), als einen dienstwilligen Sklaven und sind ihm dankbar für die täglichen Opfer und die fortwährenden Demütigungen, die sie ihm auferlegen. Aber solche Frauen lieben solche Männer nicht. Wenn sie lieben, so soll der

Mann ihnen überlegen sein, hoch über sie hervorragen, sei es nun durch Genie oder Willenskraft oder gar durch Gewalt oder Verbrechen. Diese Thatsachen allein können hinreichen, um die Falschheit aller jener Behauptungen der modernen Sociologen und Socialisten zu beweisen, welche sich auf die angebliche Gleichheit beider Geschlechter gründen.

Die arme Indianerin in Bolivia beklagt sich gegen ihre Freundinnen, daß ihr Mann sie niemals schlage, oder rühmt sich im Gegenteil, wenn sie zu ihnen sagt: „Mucho me quiere, porque mucho me aporrea. (Er liebt mich sehr, denn er prügelt mich oft.)

Auch bei uns lassen sich die Liebeshändlerinnen von ihren Liebhabern prügeln und quälen; oft laufen sie weg, kehren aber noch öfter zurück; alles aus Liebe.

Als eine von diesen ihren Geliebten schwer betrunken nach Paris zurückkehren sah, folgte sie ihm, um über ihn zu wachen. Als sie ihn in einen Graben fallen sah, holte sie Hilfe herbei und zog ihn heraus, floh aber sogleich nach dem nächsten Polizeiposten, um sich seiner Wut zu entziehen. Am nächsten Tage holte sie ihn von der Präfektur ab, wohin er gebracht worden war.

Eine andere sah, daß ihr Liebhaber mit einem Hammer den Spiegel, den Hausrat und alles, was sie besaß, zerschlagen wollte, und wollte sich ihm widersetzen; aber dies vermehrte seine Wut dermaßen, daß sie nur dadurch ihr Leben retten konnte, daß sie sich aus einem Fenster des dritten Stockes herabstürzte. Als sie von ihren schweren Verletzungen geheilt war, kehrte sie wieder zu ihm zurück. Sechs Monate später mußte sie sich wieder aus dem

Fenster einer Kneipe herabstürzen, um seiner Wut zu entgehen. Sie brach einen Arm, kehrte aber zärtlich und unterwürfig zu ihrem Henker zurück.[1])

Keinem noch so wilden und gefürchteten Räuber, keinem noch so blutdürstigen Mörder hat es an einem Weibe gefehlt, das sich ihm ergab, ihn mit Zärtlichkeit, oft mit wahrer Wut liebte. Ich erinnere nur an den furchtbaren Michele Carpintieri, dessen Geliebte sich mit ihm töten ließ und ihn noch im Todeskampfe verteidigte.

Das Weib hat immer die Schwachen verachtet und die Mutigen bewundert.

Ich könnte viele Beispiele anführen; aber ich begnüge mich mit zweien, welche Völkern entnommen sind, welche von uns in Bildung und Rasse stark abweichen.

Largeau hörte auf seiner Reise durch die Central-Sahara zwischen Biskra und Tuggurt folgendes Lied mit Begleitung einer Flöte und eines als Tamtam dienenden Topfdeckels singen:

Ich liebe dich, o Tochter der Luft!
Dein Bild folgt mir überall hin.
Um deinetwillen bin ich in einen tiefen Brunnen hinabgestiegen,
Wo die Winde abgenutzt und das Seil verfault war.
Ich habe umsonst um Hilfe angerufen
Die geschicktesten Arbeiter in der Werkstatt.
O ich liebe dich in deiner natürlichen Schönheit,
Nur mit einem Ringe an deiner Hand geschmückt.
Als das stolze Mädchen vorüberging,
Hörte es den Gesang des Verliebten.
Sagt ihm, wenn er mich nicht in Ruhe läßt,
Werde ich mich bei dem Hakem beklagen.
Er stieg zu tief unter meine Kammer hinab
Dreißig Stufen; sie hinaufzusteigen würde ihm den Atem rauben.

---

[1]) Leo Taxil, La corruption fin de siècle.

Hier folgt ein kabylisches Lied, in welchem ein Chor von Mädchen mit einem solchen von Jünglingen abwechselt.

Die Mädchen: Wer von Frauen geliebt sein will, ziehe mit seinen Waffen und seinen Kugeln aus und lege den Flintenkolben an die Wange; dann kann er rufen: Kommt her zu mir, ihr Mädchen!

Die Jünglinge: Ihr thut wohl, uns zu lieben. Gott schickt uns den Krieg, wir sterben, und Euch bleibt wenigstens die Erinnerung an das Glück, das Ihr uns gegeben habt.

Eine der gewöhnlichsten geistigen Eigenschaften des Weibes ist seine große Neigung zur Sparsamkeit. Sie ist eine Folge seiner Schwäche, seines Mißtrauens in die eigenen Kräfte und seiner fortwährenden Beschäftigung mit der Hauswirtschaft. Wenn dann das Weib Mutter wird, übt es Sparsamkeit aus Liebe zu den Kindern. Auch darum ist es sparsamer als wir, weil es weniger Lastern ergeben ist.

Tasso in seiner Abhandlung über die weiblichen Tugenden sagt: „Auch die Sparsamkeit ist eine Tugend des Weibes . . . .“

Es giebt keine Darstellung des moralischen Charakters des Weibes, so alt oder so wohlwollend sie auch sei, worin nicht die Eitelkeit als einer der wesentlichsten Züge genannt würde.

Dies ist kein Irrtum. Als wir über die Liebe bei unserer Genossin sprachen, sahen wir, welcher Anteil von Verführung ihr in den süßen Kämpfen zukommt, in welchen die Söhne Adams nicht Blut vergießen, sondern

neues bilden; so ist es natürlich, daß die Gefallsucht die Eitelkeit weckt und ausbildet.

Der Mann muß durch die Kraft der Muskeln oder durch den Flug des Genius siegen; ihm gehört also Ehrgeiz und Ruhm. Das Weib muß durch Körperschönheit bezaubern; ihm kommen also alle Künste der Eitelkeit zu. Wenn wir finden, daß es übertreibt und die Verzierung und Schmückung seiner Person zu seinem ersten Gedanken, zu seiner ersten, vielleicht einzigen Leidenschaft macht, dann müssen wir nur uns selbst anklagen, weil wir von ihm vor allen andern Dingen Schönheit, ja in den meisten Fällen nichts weiter verlangen. Wenn wir einst bei ihm auch andere Vorzüge des Gefühls und des Geistes suchen werden, wird es uns auch diese schönen Eigenschaften zeigen und nach Ehre und Ruhm streben.

Für den litterarischen oder dramatischen Markt liefern die Schriftsteller fromme Werke oder Romane oder obscöne Dramen je nach dem Verlangen des Platzes. So liefert uns das Weib auf dem Liebesmarkte das, was wir verlangen; darum geht es zu der Modehändlerin öfter als zum Buchhändler, zum Parfümisten früher als zur Schule; denn wir verlangen von ihm Bänder und nicht Bücher, Wohlgeruch und keine Abhandlungen.

Du Mont unterscheidet an dem Weibe zwei Arten von Gefallsucht, eine schlechte, verächtliche und eine gute, vielleicht die, von welcher Legouvé sagte: „que c'est encore une manière d'aimer son prochain“; ich dagegen möchte ihrer tausend, eine Million unterscheiden, so viele, als es Frauen auf der Welt giebt.

Die außerordentliche Sensibilität, die starke Neigung zu Extremen, die große Beweglichkeit der Gemütserregungen, die Seltsamkeit des Empfindens sind der Grund, warum das Weib oft nicht zu befriedigen ist und voll von Paradoxen und Widersprüchen zu sein scheint. Verlanget von einem Orkan ein ruhiges, beständiges Wehen, und der Sturm wird Euch antworten: „Ihr wendet Euch an den Unrechten, suchet anderswo!"

Heute wird es sich mit einer Blume begnügen und morgen eine Million von Euch verlangen; heute wird es einen Ring verkaufen, um Euch einen Leckerbissen zu verschaffen, und morgen Euern Ruin fordern.

Gebet einem Weibe die schönste Rose, und es wird Euch sagen, es hätte ein Veilchen vorgezogen.

Weihet dem Weibe Eure feurigsten Umarmungen, und es wird sagen, Ihr behandelt es wie ein Nachtgeschirr.

Schenkt einem Weibe die Welt, und es wird unzufrieden sein, weil Ihr vergessen habt, sie wohlverpackt zu bringen.

Wer die zarten, erhabenen Seltsamkeiten des weiblichen Herzens nicht versteht, die rohen Ansprüche, welche mit der höchsten Opferwilligkeit abwechseln, der wird die Schuld tragen an dem Vergießen vieler bitterer Thränen, welche niemandem Nutzen bringen, aber die Tiefe der Seele durchfurchen und darin oft unheilbaren Groll oder tödliche Wunden zurücklassen.

In gewissen Augenblicken ist ein Lächeln oder eine Liebkosung zu viel, ein Diamant von hunderttausend Franken nichts; ein Kuß ist ein Gedicht und das Geschenk einer Villa kann eine Beleidigung sein. Dies ist nicht der geringste Grund, warum ein liebenswürdiger Mann

nicht geliebt, vielleicht sogar verraten und ihm ein Taugenichts vorgezogen wird; warum Ehen und Liebesverhältnisse in einem Bächlein Schiffbruch leiden oder unerschrocken stürmische Meere durchschiffen. Es handelt sich immer um einen Elefanten, welcher eine Nachtigall liebkost, oder um eine Mimosa pudica, welche mit einem Eichbaume auf Reisen geht.

Vierzehntes Kapitel.

Das Weib im Laster und Verbrechen.

Ausschweifungen. — Trunk- und Spielsucht. — Fünfmal weniger Verbrechen als bei dem Manne. — Der Kindermord. — Die Schule Lombrosos. — Grausamkeit. — Selbstmord.

Die Verbrechen können zum großen Teile von jenem unermüdlichen, geschickten Polizeimanne, der Statistik, aufgezeichnet werden, aber die Laster nicht. Weder die Zahl der eingeschriebenen Freudenmädchen, noch die der Verhaftungen wegen Trunkenheit, noch die Aufhebungen heimlicher Spielhäuser können uns die Mittel in die Hand geben, um die Moralität beider Geschlechter in betreff der Laster genau miteinander zu vergleichen.

Über die Liebeshändlerin werde ich in der dritten Abteilung meines Buchs eine Untersuchung anstellen; sie ist den praktischen Fragen geweiht, welche das Weib betreffen. Hier sei es mir nur erlaubt, zu sagen, daß das Weib aus Lüsternheit seltener sündigt als wir, weil seine erotischen Bedürfnisse geringer sind, weil es schamhafter ist, und besonders weil die öffentliche Meinung

ihm bei den Liebessünden eine viel größere Schuld beimißt; dadurch wird ihm die Sünde sehr erschwert.

Bei Vergehen gegen die Schamhaftigkeit sündigt in Frankreich der Mann hundertmal, das Weib nur einmal, aber gewiß beweisen diese Zahlen nicht, daß es, was Ausschweifung betrifft, hundertmal moralischer ist als wir. Außerdem hat uns die Natur den Angriff zugeteilt, ihm die Verteidigung.

Wenn die Zahl der Freudenmädchen uns erschreckt, so müssen wir bedenken, daß sie nicht vorhanden sein würden, wenn der Mann nur in ihrer Gesellschaft sündigen könnte, und wenn die Zahl der Sünden bei dem feilen Weibe viel höher ist als bei dem Manne, so rührt dies von der physischen Möglichkeit des Sündigens her, denn die Verrichtungen bei der Wollust sind für beide Geschlechter durchaus verschieden.

Wenn es der Statistik gelänge, auch die Zahl der Liebessünden aufzuzeichnen, so würde es sich ohne Zweifel zeigen, daß die Weiber viel weniger wollüstig sind als wir; wenn sie es aber sind, so überschreiten sie alle Grenzen und erreichen einen unglaublichen Grad von Lüsternheit. Aber auch hier rührt der Unterschied von ihrer größeren Widerstandsfähigkeit gegen die Kämpfe der Liebe einerseits und andrerseits davon her, daß sie im Guten wie im Bösen mehr zum Übermaß geneigt sind.

Nur ein Weib konnte den Göttern vorwerfen, daß sie ihm nur drei Altäre gewährt hätten, um der Liebe zu opfern (s. Mantegazza, Die Geschlechtsverhältnisse des Menschen. Jena, Costenoble), aber jeder von uns, der eine lange, glückliche Jugend durchlebt hat, kann sich einer Messalina erinnern, welche ihm durch ihre unersätt-

lichen Forderungen und das. Delirium ihrer erotischen Trunkenheit einen Schauer der Verwunderung und des Erstaunens eingeflößt hat.

Zwischen die Kaiserin Theodora und die namenlosen Messalinen, welche Ströme von Wollust über unsere Ehebetten ausgießen, will ich eine Heilige stellen, die heilige Angiola di Foligno, welche von dem Teufel der Lüsternheit so furchtbar gequält wurde, daß sie das Feuer der Unreinheit (um es in hieratischer Sprache auszudrücken) mit wirklichem Feuer löschen mußte. In der That verbrannte sie sich die Geschlechtsteile, wie sie selbst erzählt:

„... nam in locis verecundis est tantus ignis, quod consuevi apponere ignem materialem ad exstinguendum ignem concupiscentiae, donec confessor meus mihi prohibuit... Vitium est tam magnum, quod verecundor illud dicere.... non est res, quae posset tenere nec pro verecundia, nec pro poena aliqua, quin statim ruerem in peccatum....“

Der Trunkenheit und der Manie des Spiels macht sich das Weib im allgemeinen viel seltener schuldig.

Sie berauschen sich weniger als wir, weil bei ihnen dieses Laster widerwärtiger ist und weniger geduldet wird, und weil sie geistige Getränke weniger lieben und schlechter vertragen als wir. Man muß zu den untersten Stufen der socialen Leiter hinabsteigen, um trunksüchtige Weiber zu finden, während in Rußland, England, Skandinavien und in den Vereinigten Staaten Trinkerinnen auch in den höchsten Schichten der Gesellschaft vorkommen.

Das Spiel hat für das Weib den höchsten Reiz, und wenn es weniger spielt als wir, so geschieht es aus Scheu, sich in Spielhäusern öffentlich zu zeigen, und weil es seltener über das nötige Geld verfügt. Unter gleichen Umständen würde es vielleicht leidenschaftlicher spielen als wir, denn es findet weniger Zerstreuungen und Gelegenheit zu Gemütsbewegungen in seinem einförmigen, täglichen Leben.

Ich war dreimal in Monte Carlo, um die psychische Pathologie dieses Pandämoniums zu studieren, und habe mit Leidenschaft nicht nur verlorene Weiber spielen sehen, sondern auch von Geburt und Gesinnung anständige und edle Frauen und Mädchen.

Am Lottospiele nehmen bei uns die Frauen des Volkes und des Bürgerstandes einen sehr lebhaften Anteil.

George Sand will beobachtet haben, daß Frauen sehr gern beim Spiele betrügen. Folgendes sind ihre Worte:

„J'ai fait depuis une remarque qui m'a paru triste, c'est que la plupart des femmes trichent au jeu et sont malhonnêtes en affaires d'intérêt; je l'ai constaté chez les femmes riches, pieuses et considérées. Il faut le dire, puisque cela est, et que signaler un mal, c'est le combattre. Cet instinct de duplicité qu'on peut observer, même chez les jeunes filles qui jouent sans que la partie soit intéressée, tient-il à un besoin inné de tromper, ou à l'âpreté d'une volonté nerveuse qui veut se soustraire à la loi du hasard?“

So sehr sich auch einige moderne Sociologen bemüht haben, nachzuweisen, daß das Weib uns auf dem Gebiete

des Verbrechens gleichkommt, und daß es uns sogar bei gewissen Vergehen übertrifft, so ist es ihnen doch nicht gelungen, die laute, beredte Stimme der Zahlen zu ersticken.

Hier folgen die Thatsachen, später die Bemerkungen. Der Mann legt falsches Zeugnis ab 100 mal, das Weib 17 mal.

Der Mann macht falsche Unterschrift und falsche Münze 100 mal, das Weib 11 mal.

In Frankreich steht das Weib viermal weniger vor Gericht als der Mann.

In Frankreich betrugen im Jahre 1880 die weiblichen Verbrecher nur 14 %.

In Italien machten sie in demselben Jahre nur 9 % aus.

In Algier kommen 96 männliche Verbrecher auf vier Weiber.

In England und Wales betrugen die weiblichen Verbrecher von 1834—1862 24 % für schwerere Vergehen.

Im Jahre 1871 fand Dr. Nicholson in den englischen Gefängnissen 8218 Männer und 1217 Frauen.

In Bayern machten von 1862—1869 in einer fast rein städtischen Bevölkerung die verurteilten Frauen 29 % aus.

In Preußen finden wir 30,8 % verurteilte Frauen.

In den Gefängnissen von Turin befanden sich von 1871—1884 13,67 Frauen auf 100 Männer.

Wenn wir ganz Europa zusammenfassen, so ist das Weib fünfmal weniger verbrecherisch als der Mann.

Wenn wir Statistiken auf Statistiken häuften, so

würden doch alle nur dasselbe beweisen, nämlich daß das Weib weniger Verbrechen begeht als der Mann.[1])

Die Anschwärzer des Weibes, diejenigen, welche um jeden Preis beweisen wollen, daß es uns auch auf moralischem Gebiete nachsteht, sprechen diesen Zahlen allen Wert ab; wenn das Weib weniger raubt und mordet, so komme dies daher, daß es weniger Mut hat. Der moralische Sinn aber sei bei ihm geringer, was durch die größere Zahl der Rückfälle bewiesen werde.

Darauf erwidere ich, daß bei vielen Verbrechen, besonders bei denen gegen fremdes Eigentum, kein Mut erfordert wird; und wenn wir in der Rückfälligkeit den Beweis größerer, unwiderstehlicherer Immoralität finden wollen, so habe ich zwei andere Thatsachen anzuführen, welche dem Weibe sehr zur Ehre gereichen und beide mit der Naturgeschichte des Verbrechens in Beziehung stehen.

Bei dem Manne findet sich das Maximum der Kriminalität im 25. Jahre, bei dem Weibe im 30. Das Weib widersteht also der Versuchung länger als wir.

Von hundert achtzehnjährigen Mädchen, welche wegen Diebstahls verurteilt werden, stehlen fünfundneunzig, um ihrem Liebhaber ein Geschenk zu machen.

Alles dieses bezieht sich auf das „Wieviel"; sehen wir jetzt zu, welche Unterschiede zwischen beiden Geschlechtern sich in Bezug auf das „Wie" ergeben.

---

[1]) Colaianni, La sociologia criminale. Vol. II. Catania 1889.

Das Weib vergeht sich mehr gegen das Eigentum als gegen Personen.

Wenn es mordet, zieht es das Gift vor.

Wenn es einmal bösartig ist, läßt es sich durch die Größe des Verbrechens nicht zurückhalten. Nach der Reihenfolge ihrer Häufigkeit sind die Verbrechen des Weibes folgende: Kindesmord, Abortus, Elternmord, Verwundung Verwandter, Mord.

Kinderlose verheiratete Frauen sündigen öfter als solche, die Kinder haben. Die Mutterschaft hält in diesem Falle vom Verbrechen zurück, wie auch die Ehe bei beiden Geschlechtern die Moralität begünstigt.

Wenn das „Wie" bei dem Weibe das „Wieviel" abzuändern scheint, wenn also aus den angeführten Thatsachen folgt, daß dasselbe zwar weniger, aber schlimmer sündigt als wir, so ist dies doch nur ein trügerischer Anschein, und die oberflächlichste Untersuchung wird uns beweisen, daß auch in dem „Wie" die Schuld mehr scheinbar als wirklich ist.

Es ist sehr wahr, daß auf 1320 von Weibern ausgeführte Kindesmorde von Männern nur 100 begangen werden. Aber dieses Verbrechen ist die Folge unserer verrotteten, grausamen Vorurteile, welche nur dem Weibe die Schmach der außerehelichen Liebe ins Gesicht schleudern. Der Mann kann alle Häuser und Hütten mit Bastarden besäen, ohne von seiten der Gesetze in irgend eine Strafe zu verfallen, ohne Mißachtung von seiten der öffentlichen Meinung. Dagegen ist die arme Mutter für immer entehrt, wird von ihrer Familie ausgestoßen, für ihr ganzes Leben zu unfruchtbarer Ehelosigkeit, vielleicht sogar zur Prostitution verdammt. Noch ist zu bedenken, daß

die Geburtsarbeit das Nervensystem so gewaltig erschüttert, daß es den Grenzen des Wahnsinns nahe kommt.

Wenn der Kindesmord gründlich von Gerichtsärzten studiert wird, ist er anscheinend das schwerste aller Verbrechen, der positiven Psychologie gegenüber eines der verzeihlichsten; und wenn er etwas Schreckliches ist, so müssen wenigstens beide Geschlechter ihren Anteil an der Verantwortlichkeit tragen. Um es zu beweisen, genügt die eine Thatsache, daß in Ländern, wo ein ohne den Segen des Priesters und ohne die Schärpe des Standesbeamten Mutter gewordenes Mädchen dadurch nicht entehrt wird, der Kindesmord unbekannt ist.

Was ferner die Verbrechen gegen Verwandte betrifft, so darf man darüber nicht erstaunen. Das Weib lebt fast ausschließlich in dem Heim der Familie, und hier lassen die Schlangen der Eifersucht, des Hasses, der verletzten Eigenliebe in ihm den Samen der Rache, des Verbrechens aufkeimen. Man kann nur den aus Haß morden, der uns Böses thut, und das Weib, welches vom öffentlichen Leben fast ganz ausgeschlossen ist, kann nur im Kreise der Familie lieben oder hassen, hier gießt es seine Segnungen aus, hier schürt es die Glut der Rache; nur hier kann es zum Engel oder Teufel werden.

Unser Landsmann Messadaglia hat unsere Aufmerksamkeit auf den großen Unterschied gelenkt, welcher zwischen dem Verbrechertum bei den Weibern Italiens und bei denen Englands gefunden wird und ganz zu gunsten unserer Frauen ausfällt. Er glaubt, dies hänge von der geringern Teilnahme der Italienerin am öffentlichen Leben ab. Dies mag sein; aber wie viele andere

Unterschiede finden wir noch zwischen den Völkern, denen die beiden Frauen angehören! Wer hätte die Kühnheit, jedem von beiden den ihm gebührenden Wert zuzumessen, wer wagte es, dem Verbrechen gegenüber von Gleichheit zu sprechen?

Wer thut es? Die Schule Lombrosos; ebenso geistreich wie schlecht begründet, ebenso ungeduldig wie ungenau, zählt sie die Verbrechen zusammen wie Eier in einem Korbe, wie Thaler in einem Beutel und spielt dann mit den falschen Summen mit wissenschaftlicher Künstlichkeit.

Kühnheit gegen Kühnheit, so wage auch ich zu sagen: Es giebt nicht zwei Verbrechen, die einander gleich sind, die man also zusammenzählen könnte; man kann auf hundert verschiedene Weisen und mit hundertfach verschiedenem Maße der Schuld einen Menschen ermorden oder einen Thaler stehlen.

Der Kriminalrichter fühlt sich seiner selbst so wenig sicher, wenn er strafen soll, daß er die vox asinorum der Geschworenen anruft, und der Beichtvater beeilt sich, so und so viele Paters und Ave Marias als Pönitenz aufzulegen; Lombroso urteilt nach den Entartungszeichen eines Ohres oder Zahnes und schickt die Verbrecher in das Fegefeuer des Irrenhauses oder in die Hölle des Zuchthauses, indem er unerschrocken mit dem menschlichen Bewußtsein spielt, welches wenig mit dem Schädel zu thun hat, den er schlecht mißt, mit den Nerven, die er noch schlechter mißt, und mit den Nervenzellen, die er niemals gesehen hat und niemals sehen wird.

Ich würde allzu parteiisch für das Weib sein (während ich doch nur gerecht sein will), wenn ich nicht

erkennte, daß es im Verbrechen furchtbarer, grausamer Ausschreitungen fähig ist. Ich habe schon in meiner „Physiologie des Hasses“ (Jena, Costenoble) einige Beispiele davon angeführt und will hier nur noch zwei andere hinzufügen.

„Eine Russin, ehemalige Hofdame, da sie fürchtete, einer ihrer Günstlinge möchte entdecken, daß sie eine Perücke trage, ließ einen dunkeln Käfig bauen, in welchem sie ihren Perückenmacher, einen ihrer Leibeigenen, verschlossen hielt. Er allein kannte das Geheimnis, und ihr furchtsamer Ehrgeiz verdammte ihn zu dieser grausamen Gefangenschaft. Der Käfig war unter ihrem Bette verborgen, und der Gefangene erblickte das Tageslicht nur, wenn das barbarische Weib ihn herausließ, um seinen kahlen Schädel mit der Perücke zu bekleiden. Sie selbst brachte ihm das Essen. Auf diese Weise verlebte der unglückliche Jüngling, welcher kaum zwanzig Jahre alt war, drei Jahre, und als er, ich weiß nicht, durch welchen Zufall, das Glück hatte, sich den Händen dieser Megäre zu entziehen, sah man ihn blaß, verfallen und zusammengekrümmt wie einen abgelebten Greis.“

„Eine andere russische Dame ließ aus Eifersucht auf eine ihrer Leibeigenen, deren Schönheit einen ihrer Liebhaber verführt hatte, dieselbe durch zwei Diener nackt auf einen Marmortisch legen und durchpeitschen. Nicht damit zufrieden, sich mit fremder Hilfe zu rächen, wollte sie selbst dies barbarische Vergnügen genießen und sie mit ihren eigenen Fäusten schlagen. Zahllose Rutenhiebe trafen die Unglückliche und besonders ihren Busen, der vielleicht an der entstandenen Feuersbrunst die Haupt-

schuld trug; er war mit tausend Flecken und Wunden bedeckt. Dann ließ sie das Mädchen an den Schultern in die Höhe heben und wieder nach vorn auf den Tisch niederstürzen, so daß sie ihm den Atem nahm und die furchtbarsten Schmerzen verursachte." [1])

In einer Schlacht, welche die Anhänger Mohameds gegen die Koreischiten verloren, und in welcher auch Mohamed durch zwei Pfeile am Munde verwundet wurde, schnitten die Weiber der Sieger in der Trunkenheit des Triumphs den gefallenen Feinden Nasen und Ohren ab, um sich damit Halsketten und Armbänder zu machen. Hemda that noch mehr: sie öffnete Hamzas Brust und fraß sein Herz. Allerdings hatte sie in der Schlacht von Bender ihren Sohn verloren, und die Araberinnen verzeihen niemals den Tod ihrer Söhne.

Die schrecklichen Thaten der Weiber zur Zeit der Commune sind bekannt genug.

Bei der Ermordung der Dominikaner waren sie entsetzlich und warfen den Männern vor, daß sie das Morden schlecht verständen.

Eine, Namens Epilly, sollte bei der Erschießung eines Gefangenen Feuer kommandieren und tötete ihn selbst, indem sie ihm die Flinte auf die Brust setzte.

Nach der Ermordung der Geiseln bedauerte eine andere Megäre, daß es ihr nicht gelungen sei, einem von ihnen die Zunge auszureißen.

Das Weib schwankt immer zwischen den von einander entferntesten Polen hin und her; sein schwächeres Gehirn

---

[1]) Mantegazza, Viaggi, Vol. II, pag. 79.

vermag nicht, den Ansturm der Leidenschaft zu mäßigen, sei es in Liebe oder Haß, in Mitleid oder Grausamkeit. Viele Denker haben dies gesagt, und ich bin derselben Meinung.

J'ai vu l'amour, la jalousie, la haine, la superstition, la colère portés chez les femmes à un point, que l'homme n'éprouve jamais. Diderot.

Une femme vertueuse est stupide, ou sublime.

Balzac.

Gute Frauen muß man zwischen die Menschen und die Engel stellen, böse zwischen die Menschen und die Teufel. Kotzebue.

La femme aime naturellement les contradictions, la salade vinaigrée, les fruits verts et les mauvais sujets. De Goncourt.

Aus mehr theologischen als rechtlichen Gründen, mehr nach Überlieferung als nach wissenschaftlichen Rücksichten ist der Selbstmord bis jetzt immer zu den Verbrechen gerechnet worden. Hier ist nicht der Ort, diesen groben Irrtum zu bekämpfen, aber jedenfalls müssen wir darauf hinweisen, daß das Weib viel seltener Selbstmord begeht als der Mann.

Der Unterschied zwischen beiden Geschlechtern ist nach Morselli wie 1 : 4, nach Dr. J. Mantegazza wie 1 : 4,9, in Berlin wie 1 : 5, in Paris wie 1 : 2, in Genf wie 1 : 4, in Frankreich wie 1 : 3.

Campbell giebt folgende Übersicht über die Häufigkeit des Selbstmords bei beiden Geschlechtern in verschiedenen Ländern Europas.

	Beim Manne	Beim Weibe
Frankreich	79	21
Italien	80	20
Preußen	82	18
Spanien	71	29
Sachsen	77	23
Rußland	80	20
Holland	78	22
Irland	78	22
Schottland	72	28
Vereinigte Staaten	79	29.

Diese Übersicht ist äußerst bedeutungsvoll, indem sie fast gleiche Zahlen für so verschiedene Länder liefert, wie Irland und Preußen, Spanien und Nordamerika. Weder das Klima, noch die Rasse, noch die Civilisation machen ihren sonst bei psychischen Erscheinungen so gewichtigen Einfluß geltend. Hier wird die Thatsache ganz und allein von dem Geschlechte beherrscht.

Shoveller hat eine andere Tafel zusammengestellt, welche uns einen noch tieferen Blick in die Ursachen des Selbstmords bei dem Weibe erlaubt und seine verschiedene Häufigkeit in den verschiedenen Lebensaltern beider Geschlechter angiebt:

Alter	Personen	Männer	Weiber
In jedem Alter	12,1	14,1	8,3
Mit 15 Jahren	10,3	7,1	9,7
Mit 20 Jahren	9,1	6,8	9,7
Mit 25 Jahren	21,0	16,1	22,9
Mit 35 Jahren	23,6	25,0	—
Mit 45 Jahren	8,2	9,1	17,0

Alter	Personen	Männer	Weiber
Mit 55 Jahren	9,3	9,3	—
Mit 65 Jahren	17,1	23,1	16,1
Mit 75 Jahren	25,5	41,4	0,1.

In England begeht also das Weib zwischen 15 und 25 Jahren öfter Selbstmord als der Mann, denn es fühlt die Liebe stärker als wir, und dieses Übergewicht erhält sich noch mit 45 Jahren, wo es auf die Liebe verzichten und in das stürmische Meer des kritischen Alters eintreten soll.

Was die Ursachen betrifft, welche den Mann und das Weib zur Selbstvernichtung treiben, so ist es schwer, sie aus den Statistiken zu ersehen, aber wir können sagen, daß der Mann sich öfter wegen Geldverlustes und wegen Unterliegens in den Kämpfen des Lebens umbringt, während das Weib es öfter wegen häuslichen Unglücks, bei Verlust von Kindern, aus Gewissensbissen und aus Scham thut. Auch die Schwangerschaft, das Wochenbett und das Säugen wirken störend auf sein Nervensystem ein.

Dieser Unterschied ist sicher nicht in dem großen Glücke des Weibes in der menschlichen Gemeinschaft, wohl aber in seiner größeren Religiosität und seinem geringeren Mute begründet; dies beweist schon die Verschiedenheit der Mittel, deren sich das Weib im Vergleich mit dem Manne bedient.

Nach Westcott tötet sich das Weib viel seltener als der Mann, weil diesem die schwersten Kämpfe des Lebens zu teil werden, und weil das Weib sich plötzlichen Glückswechseln leichter anbequemt und mehr zur Selbstaufopferung bereit ist als er.

Mein Sohn Jacopo hat eine ausführliche Untersuchung über den Selbstmord bei den Frauen Italiens angestellt, und ich hoffe, bald die Frucht seiner Studien veröffentlicht zu sehen. Vorläufig kann ich jedoch sagen, daß er den Unterschied zwischen beiden Geschlechtern in der Häufigkeit des Selbstmords wie 1 : 4,9 gefunden hat. Als Zerstörungsmittel kommen das Ertränken, das Herabstürzen und das Gift am häufigsten vor.

Unser Landsmann Morselli, dem wir das beste Buch über den Selbstmord verdanken, das wir besitzen, glaubt folgende Gesetze aufstellen zu können, welche den Selbstmord bei beiden Geschlechtern beherrschen:

1. Der Einfluß der Jahreszeiten, besonders der warmen (Frühling und Sommer), zeigt sich am deutlichsten bei dem weiblichen Geschlechte: Dies bedeutet eine stärkere Empfindlichkeit des Weibes gegen die jährlichen Temperaturwechsel. 2. Die großen Städte vermehren die Neigung zum Selbstmorde mehr beim Manne als beim Weibe. So muß es sein, denn die durch das städtische Zusammenleben erzeugte Konkurrenz macht sich dem ersteren mehr fühlbar als dem letzteren. 3. Beide Geschlechter zeigen bei zunehmendem Alter eine wachsende Neigung zum Selbstmorde; in dem höheren Alter näheren sich die beiden Geschlechter einander, das heißt, das Weib vermännlicht sich, so zu sagen. 4. Auch zugegeben, daß man seit Anfang dieses Jahrhunderts verhältnismäßig eine allgemeine Zunahme der Selbstmorde bei jungen Leuten beobachtet, so hat doch das weibliche Geschlecht den Nachteil einer größeren Frühreife; es hat von frühester Jugend an mächtige Gründe, sich den Tod zu geben. 5. Während das Cölibat in allen Ländern die Männer

mehr als die Ehe zum Selbstmord geneigt macht, so zeigen die Frauen dagegen bedeutende Unterschiede in dieser Beziehung wegen ihrer verschiedenen geistigen Bildung und gesellschaftlichen Stellung; gewöhnlich vermindert die Ehe auch für das Weib die Wahrscheinlichkeit des Selbstmordes, aber weniger als bei dem Manne. 6. Die Verwitwung vermehrt die Häufigkeit des Selbstmordes bedeutend aber mehr bei Männern als bei Frauen; dagegen scheint die Ehescheidung da, wo sie besteht, obgleich sie zu vielen Selbstmorden führt, den Frauen gefährlicher zu sein als den Männern. 7. In allen Ländern sind die Gesellschaftsklassen, welche am meisten zum Selbstmorde neigen, unter den Männern die Soldaten, unter den Weibern die Dienstboten. 8. Beide Geschlechter zeigen in der Wahl der Mittel, um sich umzubringen, eine entschiedene, beständige Vorliebe; das Weib wählt immer das leichteste, ihm zugänglichste Mittel, nämlich das Wasser, besonders auf dem Lande und im vorgerückten Alter. 9. Sehr auffallend ist die hohe Zahl der Selbstmorde durch Gift bei weiblichen Dienstboten; sie sind für diese Klasse so eigentümlich, daß man sie der Zahl der Selbstmorde durch Feuerwaffen bei Soldaten gleichstellen kann.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Geschlechtscharaktere im weiblichen Denken.

Ist das Weib ebenso intelligent wie wir, mehr als wir, weniger als wir? — Schriftstellerinnen und gelehrte Frauen. — Das Weib soll ganz Weib sein. — Faust und Gretchen. — Ausnahmen. — Schnelle Anschauung. — Mangel an Originalität. — Der Briefstil. — Frauenbriefe. — Die Frau im Geschäft. — Die Künstlerin. — Geringer Widerstand gegen starke Spannungen. — Ausgezeichnete Frauen.

Ist das Weib ebenso intelligent wie wir, mehr als wir, oder weniger als wir?

Ein sinnreicher, also sophistischer Advokat könnte Gründe finden, um alle diese Fragen mit „Ja“ zu beantworten, obgleich jede von ihnen den beiden andern widerspricht. Und ebenso könnte sein ebenso spitzfindiger und gelehrter Gegner auf alle diese Fragen mit „Nein“ antworten. Aber es kommt nicht darauf an, ob in jeder dieser Bejahungen und Verneinungen ein Teil Wahrheit enthalten ist. Es handelt sich um Thatsachen, welche jedermann vor Augen liegen, um eine Jahrhunderte alte, in allen Ländern der Welt gemachte Erfahrung, und wir haben ein Recht, auf die drei Fragen, mit denen dieses Kapitel beginnt, eine sichere, unbestreitbare Antwort zu erhalten.

Ich bin nicht Advokat, sondern Naturforscher, daher ist mir die Kunst, die Gedanken zu verwirren, der Logik einen Possen zu spielen, das Weiße schwarz und das Schwarze weiß erscheinen zu lassen, ganz unbekannt. Ich begreife und billige die sociale Aufgabe, welche dem Advokaten zufällt, und hoffe, daß man ihrer um so

weniger bedürfen wird, je mehr die Civilisation fortschreiten und je gerechter und einfacher die menschliche Gerechtigkeit werden wird; ich zähle einige Advokaten zu meinen besten Freunden, aber ich bin es nicht und möchte es nicht sein. Es mag Geschmackssache sein, aber ich möchte lieber die Hacke des Bauern, das Beil des Holzhackers, den Amboß des Schmieds handhaben, als die Pandekten und die Akten des Advokaten.

Ich muß also auf obige drei Fragen als Naturforscher antworten und bemerke zuerst, daß man, wenn es sich um ein Mehr oder Weniger handelt, bei Mangel an mathematischen Instrumenten, um zu messen und zu wägen, nur einen Annäherungswert zu erhalten hoffen kann. Das Mehr und das Weniger sind altertümliche, primitive, prähistorische Formen, welche an die Stelle der Zahlen treten, wenn man diese nicht erlangen kann, und bis heute haben wir weder genaue Beobachtungen aus gemischten Schulen, noch vollständige Statistiken aus der ganzen Welt über große Männer und berühmte Frauen, noch über die genaue, geistige Leistung beider Geschlechter.

Da wir jedoch die Geschichte der verschiedenen Civilisationen und biographische Wörterbücher besitzen, und da alle Kräfte des Denkens den Menschen zu sichtbaren und greifbaren Leistungen veranlassen, so können wir von der Zahl der Berühmtheiten aus beiden Geschlechtern und ihren Produkten annähernd auf den Wert der arbeitenden Maschinen schließen.

Hier folgt das Resultat einer von mir angestellten Untersuchung.

Ich öffne die Bände der Iconografia italiana und

finde darin die Lebensbeschreibung von 200 Berühmtheiten, worunter nur 16 berühmte Frauen sind. Dies würde also nur 8 Prozent ergeben.

Aber die Iconografia hat geringen Wert, denn ihr Kompilator Lomonaco konnte sie nicht zu Ende bringen, und unter seinen Berühmtheiten finden sich verschiedene mehr berüchtigte als berühmte Frauen, von denen man nur sprach, weil ein schönes Bild von ihnen vorhanden war, und weil sie sehr schön waren.

Wertvolleres Material bietet uns der Dizionario biografico degli scrittori contemporanei von Dr. Gubernatis; in diesem Bande habe ich mit Mönchsgeduld die Männer und die Frauen gezählt. Ich finde unter 4525 Schriftstellern nur 180 Frauen, welche also nur 4,1 % der ganzen Zahl ausmachen. Man bedenke, daß diese Zahl den Frauen noch allzu günstig ist, denn aus Galanterie berücksichtigt man ihre schwächsten Erzeugnisse; wenn ein Weib schön ist, findet man es leicht auch geistreich.

Bei dem Durchsuchen der großen biographischen Wörterbücher würde man, glaube ich, von den meinigen wenig verschiedene Zahlen finden; und diese sind von schlagender Beredsamkeit.

Wenn wir von den berühmten geistigen Arbeitern zu ihren Leistungen übergehen, so finden wir keine große Entdeckung oder Erfindung, welche von einer Frau ausgegangen wäre.

Die Aufgabe wäre also gelöst, wenn wir die beiden ersten Fragen mit „Nein“, die letzte mit „Ja“ beantworten. Aber wir wollen die Unparteilichkeit noch weiter treiben und auch große Autoritäten befragen.

Vor vielen hundert Jahren geißelte Juvenal die Blaustrümpfe seiner Zeit in seinen berühmten Versen:

. . . .

Nam quae docta nimis cupit et facunda videri,
Crure tenus medio tunicas succingere debet,
Cædere Silvano porcum, quadrante lavari.
Non habeat matrona, tibi quae juncta recumbit,
Dicendi genus, aut curtum sermone rotato
Torqueat enthymema, nec historias sciat omnes;
Sed quaedam ex libris et non intelligat. Odi
Hanc ego, quae repetit volvitque Palaemonis artem,
Servata semper lege et ratione loquendi
Ignotosque mihi tenet antiquaria versus,
Nec curanda viris epicae castigat amicae,
Verba. Solaecismum liceat fecisse marito.

Jahrhunderte später sagte Karr, fast mit Umschreibung des lateinischen Dichters, wenn ein von einer Frau verfaßtes gutes Buch erschiene, so bedeute dies, daß wir ein Buch mehr und ein Weib weniger besäßen.

Du Mont, welcher ihn citiert, geht noch weiter, indem er sagt, er halte die Feder für eine Waffe, und ein Weib, welches sie zu schwingen verstehe, sei nicht mehr ein Weib, sondern eine Virago.

Von Juvenal bis zu Alphonse Karr ist ein weiter Weg, aber Ihr könnt auf die Meilensteine die Aussprüche der vielen berühmten Männer setzen, welche mit anderen Worten dasselbe gesagt haben.[1])

---

[1]) Wir lassen uns das Genie und das Wissen bei dem Weibe gefallen (ich möchte fast sagen, wir verzeihen es) unter der Bedingung, daß dabei nicht die Anmut leide, und daß man von

Schon im ersten Kapitel dieses Buches werdet Ihr einen schönen Haufen von Angriffen und Schmähungen gegen das Weib angetroffen haben; hier will ich nur noch einige Urteile über den intellektuellen Wert unserer teueren Genossinnen anführen.

Tasso spricht zu der durchlauchtigen Herzogin von Mantua über die weibliche Tugend und sagt, das Weib sei schwächer an Intelligenz:

„....die Übungen des spekulativen Geistes passen nicht für sie, und an der Klugheit und andern Eigenschaften, welche zum praktischen Verstande gehören, hat sie kaum einen Anteil; denn die Klugheit, welche eine eigentliche Tugend ist, über die andern herrscht und sie regelt, ist bei der Frau die Dienerin der Klugheit des Mannes und darf nur so groß sein, daß sie der männlichen Klugheit gehorcht."[1])

La tête d'une femme est une éponge à prejugés.
La Grange.

Il n'y a pas de femmes de génie; lorsque elles sont des génies, elles sont des hommes. De Goncourt.

---

einer Schriftstellerin sagen könne, was La Condamine über Mad. du Boccage schrieb:

D'Apollon, de Venus reunissaut les armes
Vous subjuguez l'esprit, vous captivez le coeur,
Et Scuderi jalouse en verserait des larmes;
Mais sous un autre aspect son talent est vainqueur;
Elle eut celui, de faire oublier sa laideur:
Tout votre esprit n'a pu faire oublier vos charmes.

[1]) Discorso delle virtù femminile e donnesca del Signor Torquato Tasso alla serenissima Signora Duchessa di Mantova etc. Rime e prose del Signor Torquato Tasso. Parte terza. Nuovamente posta in luce. Venetia 1884, pag. 222.

Mulier, quae sola cogitat, male cogitat.

Publius Syrus.

Mieux vaut un écrivain de moins, qu'une femme auteur de plus. Gasparin.

Sur ses ailes timides la douce colombe n'ira pas s'élancer dans les regions de la foudre et des brillants méteores avec l'aigle de Jupiter. Voltaire.

In diesen Aussprüchen, diesen Satiren, liegt jedoch immer mehr Galle als Gerechtigkeit, mehr Groll als Wahrheit.

Der berühmte Mann legt vor allem Gewicht auf die Kastenvorrechte seines eigenen Geschlechts und sieht in dem schriftstellernden oder gelehrten Weibe nur widerwärtige Anmaßung. Für ihn ist diese Nebenbuhlerin auf dem Gebiete des Denkens nur ein verkleideter, nervöser, unfruchtbarer Mann, eine Art Hermaphrodit, jedenfalls ein abnormes Wesen.

Wir wünschen, daß das Weib ganz Weib sei und also nicht nur körperlich, sondern auch geistig und moralisch dem Typus seines Geschlechtes entspreche. Körperlich ist es uns zuwider, wenn es einen Bart und keine Hüften hat, moralisch, wenn es herzlos und herrschsüchtig ist, geistig, wenn es sich in die Litteratur oder Wissenschaft eindrängt. Umgekehrt verabscheuen die Frauen bartlose, furchtsame oder dumme Männer.

Aber auch die größten Lobredner des Weibes, auch die, welche es weise und gelehrt haben wollen, legen dieser Gelehrsamkeit große Beschränkungen auf. Man braucht nur das erste Kapitel des ungenannten Ver-

fassers der Femmes savantes zu lesen: „Discretion, que les dames doivent avoir dans leurs études.“

Aber was sagen die Frauen selbst zu diesen unsern Urteilen, welche ihnen Böotien als die ihnen zugehörige Provinz anweisen?

Sehr viele antworten im Chor:

„Ja, es ist wahr; es giebt nur sehr wenige berühmte Frauen. Ja, wir haben Euch weder die Magnetnadel, noch die Elektricität, noch den Dampf, noch Amerika gegeben, aber nicht, weil wir zu ruhmvollen Entdeckungen und Erfindungen unfähig wären, sondern weil Ihr uns nicht erzogen habt. Gebt uns dieselbe Erziehung, so werden wir Euch gleichkommen.“

Bescheidener und gerechter als diese bekennen andere Frauen ihre geistige Minderwertigkeit.

Ich finde eines der aufrichtigsten und wertvollsten Bekenntnisse bei einer armen Bäuerin, die aber durch ihre Improvisationen berühmt war.

Beatrice del Pian degli Ontani wurde von einem Gelegenheitsdichter herausgefordert und nahm die Ausforderung an.

„Wir begannen den Kampf und gleich zu Anfang versetzte ich ihn in Wut und Verwirrung; die Verse wollten ihm nicht kommen. Er hatte eine rauhe, mißtönende Stimme; die Leute verrenkten sich die Kinnladen vor Lachen. Aus Ärger wollte er aus der Haut fahren und schimpfte mich. Mir schien es eine große Schande, wenn ein Mann von einem Weibe besiegt werden sollte; dennoch schleuderte ich ihm ins Gesicht:

Elender Dichter, der sich in den Sack
Von einem Bauernmädchen stecken läßt.“

Von der guten, tapfern Dichterin von Abetone gehe ich im Sprunge zu Fausts Margarete über, in welcher Goethe eine der lebendigsten, wahrsten Frauentypen verkörpert hat.

Faust und Margarete sind Darstellungen der geistigen Typen der beiden Geschlechter, wie sie nur der Genius geben kann, und wenn sie zu ihm sagt:

Du lieber Gott! was so ein Mann
Nicht alles, alles denken kann!
Beschämt nur steh' ich vor ihm da
Und sag' zu allen Dingen ja,

dann spricht sie im Namen aller Frauen unseres Planeten, ich meine derjenigen, welche zugleich Frauen und weiblichen Geschlechts sein und nicht thörichter Weise die Bestimmung beider Geschlechter umkehren wollen, in der Hoffnung, einen besseren Platz im Sonnenscheine zu erobern.

Aber warum sollen wir Zahlen anführen, Autoritäten befragen und an die große Jury der Majorität appellieren?

In dem Buche der Natur steht ein Gesetz geschrieben, in Granit eingegraben, das so alt ist wie die Welt. Es sagt aus, daß die Natur das, was sie auf einer Seite verschenkt, auf der andern ersparen muß.

Die Nachtigall ist häßlich und der Kolibri fast stumm; der Pfau ist dumm und der Elefant sehr klug; und so fort.

Das Weib giebt in der Mutterschaft so viele Kräfte aus, wie für zehn Athleten hinreichen würden, und verschwendet dabei solche Schätze von Liebe, wie sie nötig wären, um ein Genie zu bilden. Menschen hervorzubringen

ist etwas Großes und Gewaltiges und verlangt solche und so große Kraft, daß (mit wenigen Ausnahmefällen) ästhetisches und intellektuelles Schaffen unmöglich wird.

Berühmte Frauen, welche zugleich glückliche und liebevolle Mütter waren, sind immer Ausnahmen, und fast alle, wenigstens bis jetzt, bezahlen ihr Vorrecht mit auffallender schmerzhafter Nervosität, mit dauernder Neurasthenie oder, was noch schlimmer ist, mit schlimmen Mängeln des Gefühls..

Ich will keine Namen nennen, keine zarte Empfindlichkeit beleidigen; aber ich bitte Euch, Euch umzuschauen und unsere berühmtesten Schriftstellerinnen zu betrachten, ohne daß Ihr Italien zu verlassen braucht: Ihr werdet mir Recht geben.

Aber lassen wir das „Wieviel" des weiblichen Geistes und sprechen wir von dem „Wie".

Zugegeben, daß es einen Mann und ein Weib von gleicher geistiger Kraft geben kann, worin unterscheiden sich diese beiden Geister? Giebt es vielleicht einen Geschlechtscharakter auch im Denken?

Ich glaube gewiß, daß dies der Fall ist, halte es aber für sehr schwer, anzugeben, worin er besteht.

Du Mont behauptet, das Weib könne nur subjektiv denken, die Objektivität gehe ihm fast ganz ab. Er erklärt jedoch diese Thatsache (angenommen, daß sie vorhanden ist) auf sehr oberflächliche Weise, indem er sagt, sie rühre von der geistigen Schwäche her, wobei er vielleicht an die falsche Definition Schopenhauers denkt, „das Maximum der Objektivität ist der Genius." (!)

Ich bin immer der bescheidenen Ansicht gewesen,

wenn man jeden Augenblick, kreuz und quer von Subjektivität und Objektivität spreche, kämpfe man mehr mit Worten als mit Ideen; die genaue Unterscheidung dieser beiden Elemente ist mehr scholastisch als wissenschaftlich. Man kann ein Mann von Genie sein und doch seinen Arbeiten eine starke Subjektivität mitteilen, und auf der anderen Seite kenne ich elende Schmierer, welche sehr objektiv sind.

Die Behauptung Du Monts hat etwas Wahres, welches der Wirklichkeit entspricht, nämlich daß das Weib, weil es äußerst empfindlich und durch seine Erziehung gewöhnlich weniger gebildet ist als wir, seinen Gedanken wenig äußere Elemente einfügt, welche den Einfluß seiner eigenen Empfindungen und Erregungen mäßigen könnten.

Du Mont sucht noch tiefer in die geschlechtlichen Unterschiede des geistigen Lebens einzudringen; er sagt, der Mann sei mehr synthetisch, generalium amator, wie es Baco von dem Philosophen verlangte, das Weib dagegen mehr analytisch. „Der männliche Geist kann erleuchten und erwärmen, der weibliche glänzen und Funken sprühen."

Hirth sagt, das Weib sei stärker als wir in der Schnelligkeit der Anschauung, weil es reicher an „angeborenen Erinnerungen" sei, und bei ihm die niederen psychischen Strömungen vorherrschten. Das Weib denke mehr aus Instinkt und von Natur, während der Mann zu neuen Entdeckungen und höheren psychischen Strömungen bestimmt sei.

Mehr geistreich als tief hat man gesagt, der Geist des Mannes verhalte sich zu dem des Weibes, wie die

hochrote Farbe zur rosenroten; eine nicht besonders glückliche Umschreibung eines Mehr oder Weniger.

Mit Übergehung von Wortspielen, zu welchen man bei Mangel an guten Gründen seine Zuflucht nimmt, will ich sagen: das Weib kann ebenso gut wie der Mann viel ästhetischen Geschmack, viel Feinheit der Beobachtungsgabe, viel Geist besitzen; es kann also ziemlich viel in der Poesie, in der Kunst, in Geschäften und in analytischen Arbeiten leisten.

Im Schaffen, im Erfinden, in der Synthese leistet es wenig und erhebt sich niemals zu großer Höhe. Es kann ebenso gut schreiben wie der Mann, ebenso beredt sein wie er, aber selten erdenkt es etwas Neues. Das rasche Erkennen, der praktische Sinn, das Erraten sind vorzugsweise weibliche Gaben, und das Weib muß sie erworben haben infolge des Bedürfnisses, schnell zu handeln, die geistige Arbeit abzukürzen, welche es mehr ermüdet als uns. Es ist eine Art aus Instinkt oder Notwendigkeit angelernter Stenographie.

Stuart Mill, welcher ebenfalls den Frauen sehr günstig gesinnt ist, sagt, der Hauptfehler des weiblichen Intellektes sei der Mangel an Originalität, und Herbert Spencer: „Bei dem Weibe ist die Vorstellungsfähigkeit scharf und thätig für das Persönliche, das Besondere und das Unmittelbare. Eine scharfe Vorstellung der einfachen, unmittelbaren Folgen verdrängt aus seinem Geiste fast immer die der komplizierten, indirekten Folgen. . . . . . Dieser Unterschied in der Art, die Folgen abzuschätzen, beeinflußt sein Urteil über die häuslichen

Angelegenheiten; und dies ist der Grund, warum das Weib öfter als wir den Fehler begeht, sich dem zuzuwenden, was ihm als unmittelbarer, öffentlicher Nutzen erscheint, ohne an ferner liegende öffentliche Übel zu denken.“

Dies bedeutet also in einfacher Sprache: Der Mechanismus des Denkens ist bei dem Weibe viel einfacher.

Auch Daniel Stern sagt, das Weib gelange zu der Idee auf dem Wege durch die Leidenschaft.

Campbell, dem wir das gründlichste Buch über die Unterschiede im Nervensystem des Mannes und des Weibes verdanken, behauptet, bei beiden Geschlechtern finde man nahezu die gleiche Zahl von Dummen und Klugen; aber der Unterschied trete überzeugend hervor, wenn man nach dem Genie frage: dieses gehöre nur dem Manne.

In zwei Dingen glänzt das Weib und zeichnet sich aus: im esprit und in der Kunst des Briefschreibens.

Ich gehe nicht so weit wie Mad. de Girardin, welche das Geistreiche für einen rein weiblichen Vorzug erklärt; aber es ist gewiß, daß das Weib auf diesem Gebiete oft dem Manne gleich gekommen ist.

Der esprit ist eine der anmutigsten Zierden der Unterhaltung und des Briefstils; darum glänzen die Frauen bedeutend in der Causerie und im Briefschreiben. Aber auch hier muß man der Sache auf den Grund gehen. In der Unterhaltung sind die geistreichen Männer zahlreicher als die Frauen, denn sie sind fast immer gebildeter, haben mehr gesehen und Reisen gemacht; daher verfügen sie über reicheren Stoff.

Im Briefschreiben hat das Weib keinen Nebenbuhler,

obgleich die männlichen Briefsammlungen zahlreicher sind als die weiblichen.

Tausende von Frauenbriefen liegen in geheimen Fächern von Liebhabern verborgen, bis sie zuletzt vom Feuer verzehrt werden. Es sind kostbare Schätze; wenn sie bekannt wären, würden sie uns überzeugen, daß Mad. de Sevigné sehr viele Nebenbuhlerinnen besitzt, welche ihr den ersten Platz im Briefschreiben streitig machen könnten, den sie vielleicht mit Unrecht erworben hat.

Der Mann schreibt in Eile, denn er hat andere, ernsthaftere Geschäfte und kümmert sich wenig darum, ob er gefällt oder nicht. Oft sind ihm seine Briefe nur Nebensachen und füllen Augenblicke der Muße aus, welche zwischen ernsten, anstrengenden Arbeiten liegen.

Dagegen hat das Weib fast immer weniger zu thun als wir, weder Prozesse zu führen, noch an der Börse zu spielen, noch Kranke zu heilen, noch Brücken oder Häuser zu bauen, darum gießt es den besten Teil seines Geistes, vielleicht den ganzen, in seine Briefe aus.

Dazu kommt noch sein fortwährendes Streben, in allem, was es sagt, schreibt oder thut, zu gefallen, seine zarteren, wärmeren Gefühle, die Beweglichkeit seiner Erregungen: so wird das bewundernswürdige Talent der Frauen zum Briefschreiben leicht verständlich.

In der Familie der Marquise von Sevigné hat dieses Talent in drei aufeinander folgenden Generationen geglänzt; in einer Ausgabe von 1826 bewundern wir die Briefe der Großmutter (die schönsten), der Tochter und der Enkelin zu einem Bande vereinigt.[1])

---

[1]) Lettres choisies de Mds. de Sevigné, de Grignan, de Simiane. Paris, Masson et fils, 1826.

In diesem Werke findet sich ein trefflicher Aufsatz über den Briefstil von Suard:

„Le style épistolaire est celui qui convient à la personne qui écrit et aux choses qu'elle écrit.“

Und weiterhin:

„Les lettres n'ont pour object que de communiquer ses pensées et ses sentiments à des personnes absentes; elle sont dictées par l'amitié, la confiance, la politesse. C'est une conversation par écrit: aussi le ton des lettres ne doit différer de celui de la conversation ordinaire, que par un peu plus de choix dans les objets et de correction dans le style.“

. . . .

„Le naturel et l'aisance forment donc le caractère essentiel du style épistolaire; la recherche d'esprit, d'élégance et de correction, y est insupportable.“

. . . .

„Quel est celui qui écrit le mieux? Celui qui a plus de mobilité dans l'imagination, plus de prestesse, de gaîté et d'originalité dans l'esprit, plus de facilité et de goût dans la manière de s'exprimer.“

Alle diese Eigenschaften besitzt das Weib, und Suard sagt es mit vieler Feinheit und Gründlichkeit und beweist, daß die Frauen im allgemeinen besser schreiben müssen als die Männer.

Indessen vergißt er bei dieser seiner trefflichen Untersuchung den Hauptgrund, warum die Frauen im Briefstile uns übertreffen, nämlich ihr lebhaftes Verlangen, den Personen, an welche sie schreiben, zu gefallen, wäre es auch der älteste und gleichgültigste Mann. Auch dies ist eine Form der Gefallsucht und zwar eine der vorzüglichsten.

Das Talent der Frauen zum Briefschreiben beweisen auch die schönen Briefe, die Mad. Baschkiritscheff von ihrem achten bis zu ihrem dreiundzwanzigsten Jahre geschrieben und welche die Liebe ihrer Mutter für unsere Bewunderung aufbewahrt hat. Welche Beweglichkeit des Stils, welcher Duft der Empfindung, welcher mit vollen Händen über diese Schriften ausgestreute Geist!

In den Briefen von Frauen findet man noch andere geschlechtliche Charaktere: Gedankenstriche und Pünktchen, orthographische Fehler und ein Übermaß von Superlativen und Diminutiven.

Gedankenstriche und Pünktchen deuten an, was man nicht sagen kann oder will; auch sie sind eine Form der Gefallsucht, aber bei mittelmäßigen Geistern treten sie an die Stelle fehlender Gedanken oder von Worten, die man nicht findet. Dazu kommt noch die Schrift in querer oder schiefer Richtung über das schon Geschriebene. Es soll einen großen Reichtum an Gedanken oder Dingen bedeuten, ist aber oft nur falsche Münze; denn nachdem das Weib in großen, englischen Buchstaben und mit weit auseinander stehenden Zeilen geschrieben hat, fügt sie in Querschrift das hinzu, was es viel deutlicher horizontal hätte schreiben können.

Briefe von Frauen enthalten auch viel öfter als die unsrigen eine Nachschrift; ich glaube nicht, daß dies von der Schwäche ihres Gedächtnisses herrührt, sondern von dem Übermaß ihres Mitteilungsbedürfnisses, mag es nun wahr oder falsch sein.

Ich behaupte nicht, wie es viele thun, daß es keine Frauenbriefe ohne orthographische Fehler gebe, aber ich muß bekennen, daß ein Überfluß an solchen Irrtümern

eines der beständigsten Kennzeichen der Werke des schwachen Geschlechts ist. Auch dies ist eine Form des „Mehr oder Weniger“, welches sich in so vielen weiblichen Arbeiten findet und auf Schwäche der Intelligenz hinweist.

Lasset Eure Jalousieen von zehn Männern und zehn Weibern öffnen oder schließen, und Ihr könnt darauf rechnen, daß sie im zweiten Falle nur zur Hälfte geschlossen oder geöffnet werden.

Das „Mehr oder Weniger“ ist eine Annäherung an das Wahre, Gute und Schöne und bildet einen kindlichen und weiblichen Charakterzug bei jeder Arbeit.

Die Frauen gebrauchen und mißbrauchen die Superlative und Diminutive, die ersteren, weil ihre Erregungen stark sind, und wenn sie es nicht sind, wenigstens stark scheinen wollen. Die Diminutive aber sind bei ihnen sehr beliebt, weil sie niedlich sind, weil sie die zartesten Schattierungen des Gefühls, der Anmut und Zärtlichkeit so gut ausdrücken.

Daß die Frauen in Geschäften sehr geschickt sind, dafür erhalten wir täglich deutliche Beweise. Oft übernimmt beim Tode des Familienvaters ein bescheidenes Weibchen, welches bis dahin nur den kleinen Familienangelegenheiten gewachsen schien, die Rolle des Verstorbenen und verwaltet große, wichtige Geschäfte.

Man darf sich nicht darüber wundern, denn das Weib besitzt in hohem Grade Klugheit, Mißtrauen, Geduld und Sparsamkeit; dies sind Tugenden erster Ordnung bei der Leitung von Geschäften.[1])

[1]) Die Pariser Advokaten, welche Arbeiter verteidigen, haben bemerkt, daß die Weiber es besser verstehen, sie über die Einzel-

Vor einigen Jahren hatte eine große, industrielle Gesellschaft in Chicago zum Kassierer ein dreizehnjähriges Mädchen.

Dieses Mädchen bezahlte in sechs Monaten an die vierhundert Arbeiter der Gesellschaft über eine Viertelmillion Dollars, ungefähr eine Million Mark; zu gleicher Zeit führte es die Rechnungsbücher der Fabrik.

Es erhielt wöchentlich von der Bank vier- bis fünftausend Dollars, die es in kleinen Summen an die Arbeiter verteilte.

Das Mädchen bekam 625 Dollars jährlich, nahm zweimal wöchentlich Musikunterricht und besuchte des Abends die Handelsschule.

Obgleich es zehn Stunden täglich in der Bank zubrachte, war es niemals krank.

Franklin erzählt in seiner bewunderungswerten Selbstbiographie, nach dem Tode seines Geschäftsgenossen habe dessen Frau die Leitung des Geschäfts übernommen und dieselbe viel besser geführt als der Verstorbene, so daß sie ihre Kinder sehr gut erziehen und später von Franklin die Druckerei übernehmen konnte, die er in Gesellschaft mit dem Verstorbenen besaß. Sie war eine Holländerin, und in Holland macht noch heute die Buchführung einen Teil der weiblichen Erziehung aus.

In der dramatischen Kunst können die Frauen weder einen Garrik, noch einen Kean, noch einen Talma, noch einen Modena, noch einen Salvini aufweisen, aber in Frankreich wenigstens ist im ganzen die Zahl der be-

---

heiten einer Angelegenheit aufzuklären, als die Männer, und sagen oft zu diesen: Envoyez moi votre femme!

rühmten Schauspielerinnen größer als die der Schauspieler.

Die geringe Zahl großer Künstlerinnen genügt, um die geringere Intelligenz des Weibes darzuthun, denn in der Kunst ist das Studium von geringer Wichtigkeit, oder doch viel weniger wichtig als in der Litteratur und Wissenschaft. Und doch findet sich unter ihnen kein Rafael oder Michel Angelo, kein Phidias, kein Canova, kein Rossini, Bellini oder Verdi. Da ist Rosa Bonheur, welche Sir Edwin Landseer gleichgestellt werden kann, dem Rafael der Tiere in England, aber es giebt keinen andern Namen, den man für die höheren Arten der Malerei anführen könnte. Wir haben eine Lebrun, eine Rosalba Carriera, eine Angelika Kauffmann, aber auch diese wenigen haben, wie Hirth sagt, den besten Teil ihrer Inspirationen aus dem unbewußten, psychischen Leben geschöpft. Die berühmte, geniale Marie Baschkiritscheff, welche in der ersten Jugend starb und vielleicht eine der größten Malerinnen des Jahrhunderts geworden wäre, sucht in einem ihrer Briefe an Julian die Seltenheit der großen Künstler unter dem weiblichen Geschlechte zu entschuldigen, weil die Männer Schulen und Mittel besitzen, welche den Frauen fehlen, aber so sinnreich auch diese Verteidigung ist, so gelingt ihr doch dieses wohlwollende Vorhaben nicht.[1])

„Je connais peu de plaisirs aussi doux, aussi soutenus, aussi attachants, que celui d'avoir les mains occupées d'un travail quelconque, pendant qu'une voix aimée

---

[1]) Lettres de Marie Baschkiritscheff. p. 173, Paris 1891.

vous fait entendre simplement, sans emphase et sans prétention, un beau et bon livre."

Man hat auch bemerkt, daß in den litterarischen Werken der Frauen das obscöne, selbst das erotische, das satirische und humoristische Element fehlt. Dagegen herrscht immer die humanitäre Stimmung vor.

Die merkwürdigen Versuche des Professors Jastrow von der Universität in Wisconsin, welcher eine gleiche Anzahl von Knaben und Mädchen beliebige Wörter in möglichst kurzer Zeit aufschreiben ließ, bewiesen, daß die Knaben mehr Originalität besaßen.

Wenn man zu diesen weiblichen Eigentümlichkeiten des Denkens noch die schnellere Entwickelung fügt, so hat man ein treues Bild der geistigen Fähigkeiten unserer Genossin erhalten.

In den gemischten Elementarschulen sind die Mädchen fast immer den Knaben voraus, aber bei den höheren Studien stehen sie früher still als wir und behalten bis zum Ende ihres Lebens viele Vorzüge und alle Mängel des kindlichen Gehirns.

Dies ist eine Beobachtung, die sich auch bei tieferstehenden Rassen bestätigt hat, wenn von ihnen abstammende mit Kindern unserer Rasse erzogen wurden.

Meine Skizze über das Denken des Weibes würde sehr unvollständig sein, wenn ich es unterließe, zu erwähnen, daß es ausnahmsweise ausgezeichnete Frauen gegeben hat und noch giebt, welche über die große Masse der gewöhnlichen Menschen hervorragen. Alles bisher Gesagte bezieht sich auf das typische Weib, auf den Mittelwert des Weibes, und nicht auf George Sand oder Katharina von Rußland.

Die Verteidiger der geistigen Gleichheit beider Geschlechter haben uns eine lange Liste von berühmten Frauen geliefert, um zu beweisen, daß die Töchter Evas zu großen Dingen ebenso fähig sind wie wir. Mit derselben Logik könnte ich eine lange Reihe von dummen Männern aufstellen, um zu beweisen, daß das Weib uns auch im Denken überlegen ist.

Aber wenn wir auch alle die ruhmvollen Ausnahmen in Masse nehmen und nachsehen, welche Höhe sie erreicht haben, so finden wir, daß am großen Baume der Menschheit die weiblichen Äste dieser glorreichen Pflanze niemals die Höhe der männlichen erreicht haben.

Wir wollen jedoch auf allen Gebieten des weiblichen Denkens an einige weniger bekannte Geistesheldinnen einige Ehrenmedaillen austeilen.

Bei einem Schützenfeste in Willisau eroberte ein Mädchen Namens Anna Arnold mit zwölf aufeinander folgenden Schüssen zwölf Fahnen.

Von Sappho gehen wir zu Emilie Flygare über, welche im Jahre 1892 im Alter von 85 Jahren starb und jährlich wenigstens zwanzig Romane veröffentlicht hat.

Ferner haben wir Gaetana Agnesi und die Sommerville, George Elliot, die Sand, Daniel Stern, die Staël, die Lebrun und die Maraini, die Gauthier, die Davidson, Pulcheria und Santa Catharina von Siena, dann Mathilde Serao, die Ferretti, Cordelia, Giannina Milli und die Gräfin Lara; aber es sind immer nur seltene Ausnahmen.

Solche Ausnahmen hat es zu allen Zeiten gegeben. Im zehnten Jahrhundert, einem der durch Barbarei und Unwissenheit berühmtesten, verstand die Schwester Hroswitha in einem braunschweigischen Kloster Griechisch, Lateinisch

und die Philosophie des Aristoteles, und schrieb lateinische Gedichte, unter denen ein Loblied auf die kaiserliche Familie von Sachsen sich besonders auszeichnet. Sie schrieb auch Dramen in sehr schönem Latein.

Zweihundert Jahre später schrieb die Äbtissin von Paracleto so elegantes Latein, daß sie sich bisweilen dem Stile Senecas näherte.

Unter der Regierung Philipps des Zweiten erregte Isabella de Joya die Aufmerksamkeit von ganz Rom, indem sie die dunkelsten Stellen des Scotus erklärte.

Juana Morela aus Barcelona hielt im Jahre 1607 im Alter von 12 Jahren in Lyon öffentliche Disputationen über Philosophie ab; in ihrem 17. Jahre verstand sie Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und Musik und sprach vierzehn Sprachen.

Bei den Hezarehs (in Centralasien) sind die Weiber ebenso tapfer wie die Männer; bei Gelegenheit steigen sie zu Pferde und handhaben Flinte und Säbel gleich dem kühnsten Krieger.

In Friedenszeiten besorgen sie alle Haus- und Ackerarbeiten und weben mit ihren Kindern jene Bareks, welche ihnen reichen Gewinn bringen. Sie sind nicht schön, aber wohlgebildet.

Auch unter tiefstehenden Rassen kann das Weib eine hohe Stellung erwerben und großen Einfluß gewinnen.

Die alte Shol, welche Miß Tinné und Schweinfurth in Meshera (Afrika) antrafen, war alt und sehr häßlich, aber sehr reich und mächtig. Sie war eine Art Königin.

Bei den Bongos machen die Weiber die irdenen Gefäße, und zwar sehr gut und ohne Drehscheibe.

Und nun zum Schlusse.

Das Weib war, ist und wird immer weniger intelligent sein als der Mann; der allgemeine Charakter seines Denkens ist der des Kindes. Auf dem langen Wege der geistigen Entwickelung bleibt es immer an Stationen stehen, welche dem Ausgangspunkte näher liegen.

Mit einer besseren Erziehung könnte es ohne Zweifel zur Förderung der Wissenschaft, der Litteratur und Kunst mehr beitragen, aber ich glaube, daß der Zwischenraum zwischen ihm und uns immer derselbe bleiben wird; denn zugleich mit dem Weibe wird auch der Mann fortschreiten, wenn nur jedes von beiden Geschlechtern sein eigenes Gehirn und seine Geistesrichtung beibehält.

Die Unterdrückung, in welcher das Weib bis jetzt gelebt hat, reicht nicht aus, um seine geringeren Leistungen zu erklären.

Die Gewaltherrschaft eines Stärkern kann nur durch Überraschung eintreten und kann nicht lange dauern. Wer oben steht, steht da dem Rechte nach, nach dem verhaßten Rechte des Stärkern, welches, wenn nicht nach dem idealen Gesetzbuche das gerechteste, so doch nach dem Naturgesetze das am meisten logische ist.

Unter den Wilden ist das Weib dem Manne unterworfen, weil es muskelschwächer ist; in der civilisierten Gesellschaft, weil seine Intelligenz schwächer ist.

Wenn es morgen stärker würde, so würde es die erste Stelle einnehmen, ohne neuer Schulen oder neuer Gesetze zu bedürfen.[1])

---

[1]) Wer sich eine Idee über die seltenen, ruhmvollen Ausnahmen, über die geistigen Leistungen der Frauen bilden wollte, könnte das merkwürdige Werk des Christofano Bronzini d'Ancona nachlesen: Della dignita e nobilità delle donne. Firenze 1625.



Dritter Teil.

Praktische Probleme.

Sechzehntes Kapitel.

Die wesentlichen Aufgaben des Weibes.

Belegstücke zum Beweise der ersten Aufgabe des Weibes. — Aufgaben des Weibes bei den wilden und bei civilisierten Völkern. — Die wichtigste Aufgabe wird am meisten vernachlässigt. — Wer sich ihrer erinnern und das immer Vergessene wieder zur Geltung bringen sollte.

Die Bestimmung des menschlichen Weibes besteht darin, Menschen hervorzubringen. Aber zur Ausführung dieser Aufgabe bedarf es des Mannes. Seine Schönheit ist die Kraft, welche den Genossen zu dem großen Werke der Zeugung heranzieht, und die größte, die übermächtigste aller Wahlverwandtschaften bindet die beiden Wesen aneinander, damit aus ihrer Berührung der schöpferische Funke hervorbreche.

Dies ist das einfache, roh körperliche Verhältnis, aber es ist auch die Grundlage, auf welche sich alle sozialen Gesetze stützen, von denen an, welche die Familie leiten, bis zu denen, welche die Völker regieren.

Das Weib gewährt dem Manne die höchste Wollust; es ist immer der höchste Lohn, den er für sich beanspruchen

spricht, das höchste Ziel, dem er bei allen seinen Arbeiten zustrebt. Auch wenn er nach Wissen, Ehre, Ruhm trachtet, fühlt er immer das Bedürfnis, seine Siegespreise zu den Füßen eines Weibes niederzulegen.

Dieser Vergewaltigung durch den weiblichen Zauber entgeht weder der Wilde, noch der gemeine Mann, weder der Fürst, noch der Mann von Genie.

Marc Aurel, der Philosoph, der tiefe Menschenkenner, betete seine Faustina an. Er setzte viele ihrer Liebhaber in ehrenvolle und gewinnbringende Ämter ein und gab ihr dreißig Jahre lang fortwährend Beweise des unveränderlichsten Vertrauens und einer Achtung, welche bis zu seinem Tode dauerte. In seinen Meditationen dankt er den Göttern, daß sie ihm eine so treue, so liebenswürdige und in ihren Gewohnheiten so einfache Gattin verliehen hätten. Der Senat, um dem Kaiser zu gefallen, erhob sie zur Göttin. In den ihr geweihten Tempeln wurde sie mit den Attributen der Juno, der Venus und der Ceres dargestellt, und es wurde befohlen, daß die jungen Paare an ihrem Hochzeitstage vor dem Altare ihrer „keuschen" Beschützerin Gelübde ablegen sollten.[1])

Und doch ist Faustina dasjenige Weib, von dem man schreiben konnte:

„Faustinam satis constat apud Cayetam conditiones sibi et nauticas et gladiatorias elegisse".

Dann erklärt Lampridius, welche Art von Verdiensten Faustinen gefiel, und welche Art von „conditiones" sie verlangte.

---

[1]) Gibbon, Geschichte des Verfalls u. s. w. Kap. IV.

Commodus brachte seine Tage in einem Harem von dreihundert schönen Frauen und ebensoviel Mädchen aus allen Ständen und Provinzen zu, und was er nicht durch Verführung erreichen konnte, das nahm dieser rohe Liebhaber mit Gewalt.

„Sororibus suis constupratis, ipsas concubinas suas sub oculis suis stuprari jubebat. Nec . . .“

Die Kaiserin Theodora galt für so schön, daß man sagte, weder die Malerei, noch die Poesie könne die unvergleichliche Herrlichkeit ihrer Formen wiedergeben.

Sie war eine Lustdirne und verdient in der Geschichte neben Messalina gestellt zu werden. Nachdem alle Welt sie besessen hatte, verführte sie Justinian, welcher sie heiratete und „ein Geschenk der Gottheit“ nannte.

Kurz zuvor, ehe Rom von den Goten geplündert wurde, befanden sich in den großen, prächtigen Theatern Roms 3000 Tänzerinnen und ebenso viele Musiker nebst den nötigen Leitern der Chöre. Sie genossen so große Volksgunst, daß zur Zeit einer Teuerung, als alle Fremden aus Rom verbannt wurden, ihr Verdienst, zu den öffentlichen Vergnügungen beizutragen, sie von diesem Gesetze entband, welches gegen alle übrigen streng ausgeführt wurde.

In uns viel näher liegender Zeit verliebte sich Bellingham, Gouverneur von Massachusetts, plötzlich in ein junges Mädchen. Als öffentlicher Beamter ernannte er sich selbst zum amtierenden Geistlichen und vollzog

die Trauung an sich selbst, nachdem er sich vom Aufgebot dispensiert hatte.

Der Harem von Gengis Khan enthielt dreihundert Weiber an Gattinnen und Konkubinen. Dennoch war er einer der größten Eroberer.

Feroze, ein indischer Fürst, hatte in seinem Harem Frauen von dreizehn verschiedenen Völkern und konnte mit jeder in ihrer eigenen Sprache sprechen.

Der König von Ashanti darf nur eine bestimmte Zahl von Weibern besitzen, aber diese Zahl beträgt 3333. König Tanda hatte 1000 Weiber.

Gheias-ood-deen hatte kaum den Thron von Malwa bestiegen (Indien, 1482), als er seine Offiziere und Edeln zu einem glänzenden Bankett versammelte und ihnen mitteilte, nachdem er 34 Jahre im Lager zugebracht und an der Seite seines tapferen Vaters, des größten unter den Königen Malwas, gekämpft habe, wolle er den Rest seines Lebens in Friede und Freude zubringen, und zwar den Königstitel behalten, aber die Leitung der Geschäfte seinem Sohne übergeben.

Er zog sich in sein Serail zurück, welches er mit 15000 der schönsten Weiber bevölkerte, die er auftreiben konnte. Es gab da eine königliche Wache, bestehend aus 500 türkischen Mädchen, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und 500 Abessinierinnen, welche Feuerwaffen führten. Er genoß diesen Gottesfrieden achtzehn Jahre lang, ohne daß jemals eine Empörung stattgefunden hätte.

Das Weib ist immer die glänzendste Beute des Siegers. — Placidia, die Schwester des Honorius,

wurde dem König der Goten, Adolph, der sie zur Frau nehmen wollte, stolz abgeschlagen, aber die Minister bestanden auf der Auslieferung der Placidia, als der unabweisbaren Bedingung des Friedens. Und die Tochter des Theodosius ergab sich ohne Widerstand den Wünschen des Siegers, eines jungen, tapferen Fürsten, welcher zwar dem Alarich an Körpergröße nachstand, ihn aber durch anziehendere Eigenschaften, durch Anmut und Schönheit übertraf.

Sie erhielt als Hochzeitsgeschenk Becken voll Gold und Edelsteine, die kostbare, glänzende Beute aus ihrem Vaterlande.

Bei einem berühmten Siege, welchen Mohamet über die Koraischiten davontrug, wurden 700 Männer erschlagen, und die Weiber, die Kinder und alle Habe der Besiegten wurden die Beute der Sieger. Ribana, die schönste dieser Hebräerinnen, fiel Mohamet zu. Sie haßte den Vernichter ihres Volkes, aber der Gedanke, die Gattin eines Propheten zu werden, besiegte ihren Widerwillen; sie nahm den Islam an und heiratete den ruhmvollen Sieger.

Diese Belegstücke, werdet Ihr sagen, gereichen der Vergangenheit der Menschheit nicht zur Ehre oder bilden seltene Ausnahmen der atavistischen Pathologie. Nun wohl, steigen wir in unsere Zeiten herab und hören wir bedeutende Männer aus hochstehenden Rassen.

Hat nicht vielleicht Renan geschrieben, es sei die erste Pflicht des Weibes, schön zu sein?

Hat nicht Theophile Gautier folgendes Bekenntnis abgelegt:

„Je n'ai jamais demandé aux femmes qu'une seule chose, c'est la beauté; je me passe très volontiers d'esprit et d'âme. Pour moi, une femme qui est belle a toujours de l'esprit; elle a l'esprit d'être belle et je ne sais pas lequel vaut celui-là. Il faut bien de phrases brillantes et de traits scintillants pour valoir les éclairs d'un bel œil. Je préfère une jolie bouche à un joli mot et une épaule bien modelée à une vertu même théologale; je donnerais cinquante âmes pour un pied mignon et toute la poésie et tous les poètes pour la main de Jeanne d'Aragon, ou le front de la vierge de Foligno. J'adore sur toutes choses la beauté de la forme; la beauté pour moi, c'est la divinité visible, c'est le bonheur palpable, c'est le ciel descendu sur la terre."

Sagte nicht Paul Véron, er kenne auf der Welt nur zwei Dinge, welche der Bewunderung würdig wären, große Männer und schöne Frauen? Antwortete mir nicht Andrea Maffei, den ich aufgefordert hatte, eine berühmte, aber alte und häßliche Schriftstellerin zu besuchen, mit Abscheu:

„Lieber Mantegazza, ich liebe nur die jungen und schönen Frauen!"

Da das Weib die Quelle der höchsten Wollust ist, so stellt es natürlich einen Wert dar, um den man es kauft und verkauft.

Man öffnet die Augen weit, wenn man liest, daß auf der von den Russen entdeckten Insel Unamarch die Weiber als Geld dienten und der Wert jedes Gegenstandes nach Weibern berechnet wurde. Aber in fast

ganz Afrika werden die Gattinnen und Konkubinen gekauft. (Mantegazza, „Die Geschlechtsverhältnisse des Menschen". Jena, Costenoble.)

Ich übergehe die Kabylen, welche ihre Töchter an den Meistbietenden verkaufen, wobei der Antrag an den Vater durch einen Dritten gestellt wird. Sie gelten 70—1200 Franken.

Das Wort: „Ich verstoße dich", wenn es der Gatte vor Zeugen ausspricht, genügt, um die Ehe aufzulösen. Die Scheidung tritt erst an dem Tage ein, an welchem die Familie der Frau dem Gatten den Kaufpreis zurückzahlt. Das verstoßene Weib wird tamaouor genannt. Eine Witwe ohne Kinder muß in das Haus ihres Vaters zurückkehren, welcher sie aufs neue verkaufen kann.

Der Gatte kann in der Scheidungsformel einen geringeren Preis angeben als den Kaufpreis und erklärt dann vor Zeugen: „Ich verstoße dich um den und den Preis."

Kinder des Ehebruchs werden getötet. Ein Weib, welches man zu verführen sucht, kann den Verführer anklagen; dann bringt ihm der Gatte einen Flintenschuß bei, und niemand kümmert sich weiter darum.

Hier werdet Ihr wieder sagen: Jetzt sind wir nicht mehr in der Vergangenheit, oder es handelt sich um sehr tiefstehende Völker. Aber ich will Euch zeigen, daß es noch nicht hundert Jahre her ist, seit man in Rußland Mädchen verkaufte.

Carlo Mantegazza las im Jahre 1799 in Moskau in einer Zeitung folgendes:[1])

---

[1]) Mantegazza Viaggi nei due Imperi Ottomano e Russo. Vol. II. Milano 1885, p. 19.

„In dem Dorfe A., bei Frau . . . . sind drei Mädchen zu verkaufen. Die erste ist 22 Jahre alt, wohlgebildet, schön von Gesicht, versteht gut zu kochen und zu sticken. Die zweite, von zwanzig Jahren, ist sehr anmutig und kennt die Verrichtungen eines guten Dienstmädchens sehr gut. Die dritte, 18 Jahre alt, ist wohlerzogen, versteht Musik und ist besonders anziehend. Wer sie zu kaufen wünscht, wende sich an das genannte Haus."

Für die dritte wurden 400 Rubel verlangt.

Zu jener Zeit betrug der gewöhnliche Preis eines Weibes 50—200 Rubel, der eines Mannes 300—1000. Manchmal vertauschte man einen Menschen gegen einen Hund oder ein Pferd oder verspielte ihn im Pharao.

Die Leibeigenen wurden durch den Popen untereinander verheiratet, ohne daß man sie um ihre Zustimmung fragte.

Aber kommen wir zu unseren eigenen Zuständen, und wir werden sehen, daß das Weib immer noch einen Preis hat, den man nach Millionen, Tausenden, nach Mark und Pfennigen berechnet. Es ist eine Ware, welche heimlich unter den schützenden Flügeln des Staates durch Zwischenhändler mit verschiedenen, aber immer schimpflichen Namen verkauft wird. Man verkauft es in besonderen Kaufläden, welche Bordelle, Theater, Cafés chantants, Badeanstalten u. s. w. genannt werden.

Ein wenig höher oben verkauft man sie mit einer Art Kontrakt, welchen man eine Ehe nennt. Die schönsten und jüngsten sind ziemlich teuer, die häßlichen, älteren kosten weniger. Die am meisten geschätzten aber

sind die reichen, und diese kann man auch ohne Geld, mit Wappenschildern kaufen, einer im Wert abnehmenden Ware, welche sich aber noch hält, besonders auf den Märkten Amerikas.

Dies alles sage ich nicht aus Spott, sondern um eine Thatsache festzustellen, welche fortbestehen wird, solange das Weib begehrt werden und solange es dem Manne die höchste Wollust gewähren wird, welche uns in dieser Unterwelt zugänglich ist.

Aber das Weib ist nicht nur eine Spenderin von Wollust und Erzeugerin von Menschen, sondern auch ein Wesen, welches fühlt und handelt, leidet und begehrt, welches auch des Glückes bedarf.

Es ist nicht nur Bettgenossin des Mannes, sondern auch Mutter, und mit diesem Worte erhält es eine ehrenvolle, wichtige Taufe, die ihm eine zweite Berufung zuteilt, so daß es dem Manne gleich wird, ja sich oft über ihn erhebt. Jules Simon hat gesagt:

Il y a de bonnes et de mauvaises épouses, il n'y a que de bonnes mères.

Hierin liegt die zweite Bestimmung des Weibes, die Erziehung des Wesens, welches es neun Monate lang in seinen Eingeweiden gehütet, ein Jahr lang an seinem Busen gesäugt hat. Nach der Schwangerschaft und Säugung muß es seinem Kinde ein drittes Sakrament übertragen, das der Erziehung.

Wir alle verdanken unserer Mutter ein dreifaches Leben, das des Blutes in ihrem Schoße, das der ersten Nahrung an ihrem Busen, und das durch die Liebe. Drei Leben, drei Fesseln, drei Sakramente, welche die

künftigen Geschlechter an das Weib binden. Man vergleiche die durch Lehrer an Schulen gebildeten Menschen mit denen, welche das erste Gebet und das Alphabet, den Unterschied zwischen gut und böse von ihren Müttern gelernt haben, und man wird sehen, von welcher Art und wie groß der Unterschied zwischen beiden ist. Der Mensch ist um so besser, um so vollkommener, je mehr moralische Milch ihm an dem mütterlichen Busen zu teil geworden ist.

Der Lehrer kann gelehrt, sehr gelehrt sein, aber er reicht fast niemals den Gehirnen seiner Schüler den Honig des Herzens. Seine Zöglinge sind Farbendrücke, Photographien, aber fast niemals Kunstwerke.

Die Mutter dagegen flößt als Lehrerin mit jeder Wahrheit, die sie lehrt, einen Tropfen jenes Nektars ein, welcher aus dem Herzen kommt, sie erzieht zugleich mit dem Unterrichte, und ihre Weiblichkeit stumpft, ohne es zu wissen oder zu wollen, den Stachel des männlichen Egoismus ab und überliefert mit dem Wissen zugleich Güte und Liebe. Sie kann nicht lehren, ohne zu lieben, und das Wissen bleibt für sie ein toter Buchstabe, wenn es nicht von Empfindung begleitet ist.

Das ist die dritte, die höchste und die menschlichste Aufgabe des Weibes.

Die Weibchen aller Säugetiere gebären und säugen, das menschliche Weib gebiert, säugt und erzieht.

Dies alles sind aufopferungsvolle Aufgaben, und wenn wir egoistische Männer uns mit dem Weibe beschäftigen, denken wir nur an uns, nämlich an die Gaben, welche es besitzen muß, um uns glücklich zu machen.

Ich schlage ein birmanisches Moralbuch auf, das in der Palisprache geschriebene Nudhi Keyan, und finde darin folgendes:

„Wenn ein Weib wünschen sollte, bei der Seelenwanderung als Mann wiedergeboren zu werden, so kann sie es dadurch erreichen, daß sie ihren Gatten behandelt wie es die Frauen der Engel thun, mit Liebe, Achtung und Aufmerksamkeit."

Tasso in seiner Schrift über das Weib verlangt von ihm vor allem Schamhaftigkeit.

Luigini verlangt, es solle weder stolz, noch übelredend, noch schwatzhaft, noch anklägerisch sein.

Aber lassen wir die Citationen; ihrer hundert oder tausend sagen immer dasselbe.

Alle wollen, daß das Weib gut und treu sei, das heißt, klar ausgedrückt, daß es alle unsere Wünsche befriedige und immer nur demselben Manne angehöre.

Dies ist dieselbe Forderung, welche wir an die Köchin und das Dienstmädchen stellen, welche uns ihre Dienste anbieten. Alle fragen zuerst:

„Ist sie ehrlich?"

Dabei handelt es sich um zwei verschiedene Ehrlichkeiten, die des Geldes und die der Liebe.

Wird sie uns bestehlen? Wird sie uns Liebhaber ins Haus bringen oder gar Kinder gebären?

Dasselbe verlangen wir von dem Weibe, welches unsere Gattin, unsere Schwester, unsere Tochter ist. Wird sie gehorsam und keusch sein?

Das sind die Tugenden, die wir von dem Weibe verlangen. Aber denken wir auch an sein Glück? Ist

es nicht ein Mensch wie wir? Hat es nicht dasselbe Recht glücklich zu sein?

Dies ist die große Erbsünde der ganzen männlichen Menschheit. Das ist die wahre Erlösung, nach welcher das Weib trachten muß.

Wenn das römische Recht immer die fragilitatem generis betonte, um die Gesetze zu verteidigen, welche dem Weibe eine niedere Stellung anwiesen, so muß dieses heutzutage mit lauter Stimme nicht die politischen Rechte, nicht die Emancipation, noch andere hochtrabende Dinge verlangen, wohl aber seine Stelle im Sonnenschein, das heißt das menschliche Recht auf Glück.

Wenn die thörichte Manie der Gleichheitsbestrebungen, diese Utopie der Utopieen, das Problem verschoben hat, indem sie für das Weib dieselben Rechte verlangte, wie für den Mann, so müssen wir uns alle bemühen, daß ihm nicht unsere, wohl aber seine eigenen Rechte zu teil werden. Die Gesetze müssen ihm die Freiheit und die Fähigkeit verschaffen, alle seine Frauenrechte geltend zu machen.

Sécretan hat sehr gut gesagt, wenn das Weib in unserer civilisierten Gesellschaft nicht Sklavin sei, so sei es doch eine Unmündige. Der Mann hat die auf das Weib bezüglichen Gesetze gemacht, indem er immer nur an sich selbst dachte. Daher steht das Weib außerhalb des natürlichen Rechtes.

„Der Einfluß, welchen gegenwärtig das Weib ausübt, ist nicht nur ungenügend, sondern auch gefälscht. Damit es Frieden und Glück verbreiten könne, deren Quellen es besitzt, muß es alles das werden, wozu es von der Natur bestimmt ist. Bis wie weit diese seine

Entwickelungsfähigkeit sich erstrecken könne, wissen wir nicht, aber wir haben bis jetzt alles mögliche gethan, um es es nicht erfahren zu können."

Sein Ideal scheint folgendes zu sein: Vor allem muß die Frau eine höhere Stelle einnehmen als ihre jetzige, in der Entwickelung der Civilisation soll sie die Beständigkeit darstellen, der Mann die rhythmische Veränderung, sie die Species, der Mann das Individuum, sie die Synthese und die Anschauung, er die Analyse und die Überlegung, sie die Überlieferung, er die Neuerung, die Kritik, den Fortschritt. Sie sieht richtiger, er weiter, sie besitzt den Geschmack, er das Genie, u. s. w. u. s. w.

Das vollkommenste Weib gebiert, säugt, erzieht seine Kinder, ist aber nicht glücklich, und von hundert Frauen wünschten neunundneunzig als Männer geboren zu sein.

Ist es möglich, daß diese Sünde des Menschengeschlechts ewig dauere? Ist es möglich, daß die Hälfte der Menschheit dem Leben flucht, nur weil sie dem einen Geschlechte angehört und nicht dem andern?

Gewiß nicht. Wenn es wahr ist, daß ein Gottmensch auf die Erde herabgestiegen ist, um die Menschen zu erlösen und die prähistorische Sünde auszulöschen, welche unsere beiden unglücklichen Voreltern durch zu große Begierde nach verbotenen Früchten begingen, sollte es nicht auch möglich sein, daß unsere ganze Civilisation so mächtig und so reich an mannigfaltigen, gewaltigen Kräften, die eine Hälfte des Menschengeschlechts erlösen könnte?

Das Weib selbst kann diese Ungerechtigkeit nicht rückgängig machen, denn wir haben es entwaffnet, da es seit Jahrtausenden gewohnt ist, das Gute und das

Böse aus den Händen seines Beschützers und Tyrannen zu erhalten.

Auch der Mann allein kann diese große Sünde gegen die Menschheit nicht sühnen, weil der Henker nicht der beste Richter über sein Opfer ist, und er bis jetzt das Weib nur als das Werkzeug seiner Wollust betrachtet hat.

Der Mann und das Weib müssen gemeinschaftlich, für einen Augenblick die heuchlerischen Galanterieen, die verräterischen Schmeicheleien, die falschen Schwüre beiseite lassend, mit verschlungenen Händen sich vor dem Buche des Lebens niederlassen, um es gemeinschaftlich zu lesen und zu studieren und das Wort der Erlösung zu finden.

Siebzehntes Kapitel.

Das Weib in den Klassen der Gesellschaft.

Die Bäuerin. — Die Arbeiterin. — Ein Wort über die Liebeshändlerinnen. — Die Dienerin. — Die Handwerkerin. — Die Ärztin. — Ein schöner Vortrag des Professor Celli. — Die Apothekerin.

Ich glaube, es wenigstens tausendmal gedacht, hundertmal gesagt und wenigstens zehnmal geschrieben zu haben, aber es giebt gewisse Dogmen des Gedankens, welche für mich ebenso zwingend sind wie die Glaubenssätze für die Gläubigen, und ich liebe es, sie immer zu wiederholen, wie der Gläubige seine Gebete, um auf sie Überlegungen, Ratschläge und Tröstungen für mich und andere zu stützen.

Eines dieser Dogmen besteht darin, daß das „gut geboren werden" das „to be or not to be" des Lebens

ist, daß alle unsere persönlichen Anstrengungen, um eine schlechte Geburt auszugleichen, oft ohnmächtig und fast immer unfähig sind, die Natur zu besiegen. In diesen Anstrengungen dürfen wir jedoch niemals nachlassen, denn sie bilden unseren Adel, geben uns das Recht, den Kopf hoch zu tragen; aber wir müssen zugeben, daß in der verhängnisvollen Gleichung, welche unsere Lebensweise darstellt, die Natur = 1000 ist, alles übrige nur = 1.

So ist es mit dem Weibe noch mehr als mit uns, denn es ist schwächer als wir und von jeher gewöhnt, sich von den Männern regieren zu lassen und sich in die Umstände zu fügen. Je nach der Stelle, wo es geboren ist, wird ihm Unglück oder Glück, Moralität oder Schande zu teil. Das Weib kann eine angebetete Königin werden, vor der sich alle neigen, oder ein verworfenes Geschöpf, welches jeder glaubt ungestraft beleidigen zu können. Es kann zur Göttin werden, vor deren Altären man sich niederwirft, oder eine arme Pellagra-Kranke, welche mit dreißig Jahren im Hospital im Wahnsinn stirbt, oder ein Freudenmädchen, welches ihr Leben lang das eigene Fleisch verkauft hat und zuletzt, mit Geschwüren bedeckt, im Elend umkommt.

Die Stufenleiter der Gesellschaftsklassen hat so viele Abstufungen wie die Jakobsleiter; aber für das Weib giebt es ihrer vier, auf welchen fast alle Platz finden; in unserer civilisierten Gesellschaft sind es die der Bäuerin, der Arbeiterin, der Dienerin und die der wohlhabenden oder reichen Frau. Ich weiß sehr wohl, daß es noch hundert andere Klassen und Unterklassen giebt, aber um sie alle zu schildern, würde ein bescheidener Band nicht ausreichen.

Die Bäuerin ist auch eine Arbeiterin, aber die Umgebung, in der sie lebt, ist so eigenartig, daß man aus ihr eine besondere Klasse machen muß.

Wo die Halbpachtwirtschaft ihr genügendes, gesundes Brot giebt, wo sie einen großen Teil des Jahres Wein trinken und Sonntags Fleisch essen kann, wo sie sich im Winter nicht in dem Gestanke der Ställe zu erwärmen braucht, da ist sie die glücklichste der Arbeiterinnen und braucht nicht viele Frauen von kleinen Beamten zu beneiden, welche seidene Hüte und Kleider tragen, aber täglich und stündlich unter dem Drucke eines Elendes leiden, welches sie nicht bekennen dürfen.

Aber wo die Bäuerin nur einmal monatlich gebackenes Brot ißt, damit nicht zu viel davon verbraucht werde, wo sie Wein und Fleisch nicht kennt, wo sie von Arbeiten erdrückt wird, welche ihre Kräfte übersteigen, wo sie mit der Polenta das Pellagragift zu sich nimmt oder mit der Luft das Sumpfmiasma einatmet, da ist sie ein Schlachtopfer, und zwar eines der unglücklichsten der heutigen Gesellschaft.

In einigen Gegenden, wie an der piemontesischen Küste des Lago maggiore und anderwärts, giebt es kein Sumpffieber, und das Brot erzeugt das Pellagra nicht, aber der Mann zwingt das Weib zu den schwersten Arbeiten und behält die leichtesten für sich. Es treibt einem das Blut ins Gesicht, man schämt sich, ein Italiener zu sein, sieht man den Mann, nur mit einem Stöckchen in der Hand, hinter der Frau her zum Markte gehen; sie trägt in ihrem Korbe ein ungeheures Gewicht, welches einen Athleten ermüden würde. Allerdings rächt sich die Natur an diesen Ungeheuern, indem sie ihre Frauen mit dreißig Jahren alt macht.

Die eigentlich sogenannte Arbeiterin ist diejenige, welche zu Hause, oder in einem Laden, oder in einer großen Werkstatt mit ihrer Hände Arbeit ihr Brot verdient und mit ihrem Lohne zum Unterhalte der Familie beiträgt, ja diesen ganz allein bestreitet.

Für Michelet ist „Arbeiterin“ ein gottloses, für die Kulischoff ein erlösendes Wort.

Die kühne russische Ärztin, welche einen schönen Vortrag über das Monopol des Mannes gehalten hat[1]), hat besseres Recht als der berühmte Geschichtsschreiber und Dichter, aber die Arbeit ist nur dann erlösend für das Weib, wenn sie nicht übermäßig ist, wenn sie ihm nicht die Freuden der Gattin und Mutter versagt, wenn sie es nicht auf Abwegen der Prostitution zuführt.

Vittorio Ellena hat im Jahre 1880 einige italienische Industrieen untersucht und dabei unter 382131 Arbeitern 27,10 Prozent Männer und 49,32 Prozent Weiber gefunden, also mit Weglassung der Kinder 103582 Männer und 188486 Weiber, welche sich unter die verschiedenen Industrieen folgendermaßen verteilen:

	Männer	Weiber
Seide	15692	120428
Baumwolle . .	15558	27309
Wolle	12544	7665
Flachs und Hanf	4578	5959
Gemischte Gewebe	2185	2536
Papier . . .	Ungefähr gleich viele.	
Tabak	1947	13707
Gerberei . . .	Nur Männer.	

---

1) Anna Kulischoff, „Das Monopol des Mannes“, Mailand 1890.

In den verschiedenen Provinzen des Reichs, mit Ausschluß einiger centralen und fast aller südlichen, wo die Industrie sich noch in der Kindheit befindet, fand er folgendes Überwiegen des weiblichen Geschlechts:

	Männer	Weiber
Piemont . .	22617	40388
Lombardei .	24438	78743
Venedig . .	11151	21257
Emilia . .	4448	6114
Marken . .	2753	6248
Toskana . .	7759	11386.

Ist das ein Glück? Ist es ein Unglück?

Es kann ein Glück sein, wenn eine weise Gesetzgebung das Weib hindert, zu viel zu arbeiten, und wenn es mit mäßiger Arbeit zum Wohlbefinden der Familie beitragen kann, mag diese in Eltern oder Kindern bestehen, und wenn es auch ohne Schande unverheiratet bleiben kann.

Es wird aber ein Unglück sein, wenn die Arbeit so schwer ist, daß die Keime der Zukunft, welche in seinem Schoße schlummern, abgeschwächt werden; es wird ein Unglück sein, solange die gehässige männliche Tyrannei seine Arbeit schlechter bezahlt als die des Mannes, nur darum, weil es schwächer und ihm darum die Arbeit mühevoller ist.

Dies ist eine Schande, welche durch die Gerechtigkeit der Fabrikanten, oder wenn diese nicht eintritt, durch das Gesetz beseitigt werden muß.

In den Mailänder Baumwollenfabriken sind die Löhne, wie folgt:

Spinner	1,86 Franken.	Spinnerinnen	1,00 Franken.
Weber	2,35 „	Weberinnen	1,18 „

In den Flachs- und Hanfspinnereien verdienen die Männer täglich Fr. 3,20, die Weiber nur Fr. 1,05.

In Frankreich ist das Verhältnis der Löhne wie zwei zu eins.

In Deutschland wie Fr. 3 zu Fr. 1,60.

Dabei ist zu bemerken, daß in einigen Ländern, wie in Frankreich, der weibliche Arbeitstag länger ist als der männliche.

Dieselben Gehaltsunterschiede finden sich bei Lehrern und Lehrerinnen.

Im Staate New York giebt es 19400 Lehrerinnen und 8000 Lehrer.

In Rußland liegt fast der ganze Elementarunterricht in den Händen der Frauen.

Nun verdient in Amerika der Lehrer 3000 Dollars jährlich, die Lehrerin 1900.

Man kann auch nicht behaupten, das Weib verdiene weniger, weil es weniger oder schlechter arbeite als der Mann. Keines von beiden. Auch bei Stückarbeit wird das Weib schlechter bezahlt als der Mann, selbst wenn seine Arbeit ebenso vollkommen ist.

Der Grund dieses Unterschiedes ist nur einer, nämlich die Gewaltthätigkeit des Mannes, welcher immer das Gesetz giebt und die Löhne bestimmt.

In Berlin habe ich die Lage der Arbeiterinnen untersucht, welche in den Läden und Magazinen angestellt sind. Sie sind alle jung und fast alle angenehm. Ihr Lohn ist unzureichend, und sie ergänzen das Deficit, indem sie ihren Körper verkaufen, oder vielmehr vermieten.

Diese Vermietung üben sie fast alle aus, ohne Be-

gierde, ohne die geringste Lüsternheit, sondern mit dem Bleistift in der Hand, nach kalter Berechnung.

Die Tugendhafteste findet, wenn sie ihre Rechnung gemacht hat, daß eine Stunde der Schande monatlich genügt, um die Lücke auszufüllen. Wenn diese Stunde gekommen ist, geht sie in die Leipziger oder eine der benachbarten Straßen und wählt sich den Mann aus, dem sie sich verkaufen muß. Wenn der Preis gemacht ist, besteigt sie eine Droschke und begiebt sich in eines der dazu bestimmten Häuser und verkauft sich dann. Niemals oder fast niemals wird sie den Mann in ihr eigenes Zimmer führen, wo sie vor den Augen der Hauswirtin immer tugendhaft sein muß. Sie hat bezahlt und wurde bezahlt und kehrt nach Hause zurück, um wieder einen Monat lang tugendhaft zu bleiben. Sie kennt die neuesten malthusianischen Vorrichtungen und fürchtet niemals schwanger zu werden.

Andere, weniger tugendhaft oder mehr nach Wohlleben begierig, verkaufen sich zwei- oder dreimal die Woche und kehren nach diesen Zwischenfällen zur Tugend zurück, durch welche sie die Mängel unserer civilisierten Gesellschaft und die ihres Einkommens verbessern.

Bisweilen verkaufen sie sich, um ihrem Bräutigam oder Bruder ein Schmuckstück anzuschaffen, oder um der Mutter oder dem Vater zu Hilfe zu kommen, welche in ihrer entfernten, kalten Landwohnung krank liegen.

Wer ist an solcher Prostitution schuld?

Die Arbeiterin?

Nein, sondern die Gesellschaft, welche sie zwingt, sich preiszugeben. Wenn statt der Blutströme, welche die Lorbeeren von Sadowa und Sedan benetzt haben, ein

künftiger Kaiser oder Präsident die gezwungene Prostitution aus dem Bilde der modernen Civilisation auslöscht, so wird sein Eichenkranz ruhmvoller sein als alle Trophäen aus allen Kriegen.

In meiner Physiologie der Liebe habe ich die Prostitution als psychologische Thatsache behandelt und in meinen Geschlechtsverhältnissen der Menschen von neuem als einen ethnischen Gebrauch besprochen. Hier will ich nur noch sagen, daß bei dem jetzigen Zustande unserer Civilisation die Prostitution notwendig ist und die Prostituierte eine sociale Mission erfüllt. Wenn ich eine mit Vorsicht ehebrecherische Dame von der Höhe ihrer Karosse herab der Unglücklichen, welche im Schmutz des Weges dahinschleicht, einen Blick höchster Verachtung zuwerfen sehe, so frage ich mich, welches der beiden Weiber mehr Schuld trägt, und ohne die Übertreibungen Michelets anzunehmen, welcher von den „martyres et saintes de la prostitution“ spricht, gedenke ich der erhabenen Verse V. Hugos:

Oh! n'insultez jamais une femme qui tombe!
Qui sait sous quel fardeau sa pauvre âme succombe!
Qui sait combien de jours sa faim a combattu!
Quand le vent du malheur ébranla leur vertu,
Qui de nous n'a pas vu de ces femmes brisées
S'y cramponner longtemps de leurs mains épuisées,
Comme au bout d'une branche on voit étinceler
Une goutte de pluie où le ciel vient briller,
Qu'on secoue avec l'arbre, et qui tremble et qui lutte,
Perle avant de tomber et fange après sa chute!
La faute en est à nous; à toi, riche! à ton or;
Cette fange, d'ailleurs, contient l'eau pure encor,

Pour que la goutte d'eau sorte de la poussière,
Et redevienne perle en sa splendeur première,
Il suffit, c'est ainsi que tout remonte au jour,
D'un rayon de soleil ou d'un rayon d'amour!

Eine besondere Klasse von Frauen ist die, welche dient, die der Köchinnen, oder Hausdienerinnen. Auf einer Seite nähern sie sich den Arbeiterinnen, zum Beispiel wenn sie nur kochen, plätten oder nähen, auf der andern erheben sie sich zu Gesellschafterinnen oder Erzieherinnen, ja zu Lehrerinnen und zu litterarischen Beschäftigungen. Alle aber tragen das traurige, demütigende Zeichen der Dienstbarkeit.

Sie bilden eine ganze Klasse armer Geschöpfe, welche zu der demütigendsten Arbeit verdammt sind; sie müssen dem Willen und der Laune dessen gehorchen, der sie für ihre Dienste bezahlt. Sie sind eine Art von Haustieren, denen ihr Herr zu essen giebt, mit dem Vorbehalt, sie anzustrengen, ihnen sogar einen Schlag oder Tritt zu verabreichen, wenn er seinen Zorn oder seine schlechte Laune an einer anima vilis auslassen will.

Die Dienerinnen sind es, die ich am meisten bedauere; wie müssen sie die freie Bäuerin beneiden, welche arbeitet oder ruht, aufsteht und sich niederlegt, wenn sie will.

Glücklicherweise machen ihnen der in der Kindheit im Schoße ihrer Familie ertragene Hunger, die Unwissenheit und die Gewohnheit des Joches ein so elendes, demütigendes Leben erträglich, wo das Brot immer bitter schmeckt, und der Wein durch die Galle einer ewigen Knechtschaft vergiftet wird.

Vom Morgen bis zum Abend sind sie Sklavinnen

einer Klingel, welche, gleich der Totenglocke des Verurteilten, sie in jedem Augenblicke daran erinnert, daß sie keinen eigenen Willen haben, daß sie nicht lieben dürfen, ohne in Schande zu verfallen, daß sie sich nicht eine Viertelstunde lang in ihre Kammer einschließen dürfen, um zu weinen oder sich zu erinnern. Sie steht vor ihrem Herren oder vor zehn Herren, immer mit gebeugtem Haupte, gekrümmtem Rücken und ohne eigenen Willen.

Und dazu kommt noch die gemeine, langweilige Gesellschaft der anderen Dienerschaft, welche mit ihr gemeinschaftlich das bittere Brot der Sklaverei ißt, denselben Essig und die Galle trinkt, wovon sie lebt.

Wenn sie jung und schön sind, so hat jede Mannsperson im Hause, wenn sie sechzehn Jahre alt ist, das Recht, sie zu kneipen, zu umarmen, zu verführen. Sie sind Haustiere, geschaffen, um zu dienen oder bei Gelegenheit die Begierden der jungen Herren zu befriedigen, oder die letzte Lüsternheit des Hausherrn zu kitzeln.

Wenn man mit dem Schlage eines Zauberstabes die ganze Dienstbarkeit beseitigen könnte, so würde unserer bürgerlichen Gesellschaft plötzlich ein hoher Grad von Gesundung, eine moralische Desinfektion zu teil werden. Die Dienstboten sind für uns, die wir uns bedienen lassen, das größte unter den kleinen Elenden des Lebens.

Die Guten führen ein Leben voll fortwährender Demütigungen, und wenn sie es wagen, einen Mann zu lieben, der ebenso arm ist wie sie, stürzen sie aus einem mit Erniedrigung bezahlten Wohlleben in grausame Armut und geben einer Schar von Proletariern das Leben.

In fortwährender, unmittelbarer Berührung mit dem Reichtume lernen sie ihn kennen, ohne ihn jemals zu genießen. Sie waschen die Füße einer Dame, welche für ihre seidenen Strümpfe und edelsteinbesetzten Strumpfbänder so viel ausgiebt, wie ihr Jahreslohn beträgt, und in der Küche ißt sie von den Resten eines Gerichts, auf welches vielleicht das Söhnchen des Hauses gespuckt hat. Sonntags kleiden sich die Dienerinnen in die abgelegten Kleider der Herrin, erkennen an deren Flecken die wohlbekannten Spuren der Sünden der Dame, welche sie mißhandelt, und lächeln dem Diener und dem Koche zu.

Aus diesen fortwährenden Demütigungen entsteht bei ihnen ein bitterer, brennender Groll, welcher in ihrem Herzen unerschöpflich weiter brütet und dann in allerhand Böswilligkeiten, in mancher kleinen Rache zu Tage tritt. So entstehen die ätzenden, unaufhörlichen Lästerreden in der Küche, wo man über die Dame und die jungen Fräuleins spottet und halblaut über ihre Fehler, ihre Eitelkeit, ihre Liebhaber lacht. Durch vorsichtige kleine Diebstähle, durch heimlichen Umgang mit dem Hausherren rächt sich ein schönes Dienstmädchen für die Unarten ihrer Herrin. Ein ganzes Netz von Hinterlist, von Lästerungen und kleinen Bosheiten umhüllt uns. Es ist die Empörung der unglücklichen Sklavin, welche dem Reichen zuruft: Bessert Euch, wenn Ihr wollt, daß auch wir ehrlich sein sollen!

Und doch beneidet vielleicht die barfüßige Bäuerin die Arbeiterin um ihre Schuhe, und diese die Hausdienerin um ihre gute Küche!

Das Bild, welches ich Euch von der Dienerin ent-

worfen habe, ist treu, aber die Medaille hat noch eine andere Seite.

Es giebt Herren und Herrinnen, welche wissen, wie bitter fremdes Brot schmeckt, ihre Dienerinnen mit Freundlichkeit behandeln, sie niemals demütigen, noch ihre Frauenrechte mit Füßen treten.

Und andererseits giebt es auch Dienerinnen, welche durch ihre Schönheit und das fortwährende Zusammenleben Konkubinen und Gattinnen ihrer Herren werden und Reichtümer erben, welche sie durch vieljährige nächtliche Bemühungen gewonnen haben.

Ja, dies ist der Traum fast aller schönen Dienstmädchen, es ist das gelobte Land, welches am fernen, geröteten Horizonte des Lebens fast alle Mädchen vor sich sehen, welche das Land verlassen, um in der Stadt Dienstboten zu werden.

Zwischen den Pariaweibern, welche das Land bearbeiten, in den Werkstätten schwitzen oder in den Häusern dienen, und den Brahmininnen der vornehmen Klasse bildet sich ein mittlerer Stand von erlösten Frauen, welche von ehrenvoller und geehrter Arbeit leben.

Meine gute, herrliche Mutter hat in Italien die erste gewerbliche Schule für das weibliche Geschlecht in Mailand gegründet, und jetzt richten alle großen Städte unseres Landes dergleichen ein. Das erste Mädchen, welches bei den Staatstelegraphen angestellt wurde, war ein Zögling der Schule meiner Mutter, und jetzt giebt es ihrer Hunderte.

Das Weib kann Malerin oder Bildhauerin sein, es kann die Kunst auf viele Industrieen anwenden; es kann

Lehrerin, Buchhalterin in Handelshäusern oder Banken, Ärztin oder Apothekerin sein. Dies alles sind Beschäftigungen, in denen es seine Unabhängigkeit erringen und seinen Strohhalm herbeitragen kann, um ihn in das Nest der Familie einzuflechten.

Ich hoffe, daß es niemals Advokat oder Politiker werden wird.

Das Weib ist zur Lehrerin geschaffen; das Lehren gehört bei ihm zu den Funktionen der Mutterschaft.

Ich möchte, daß es in den Elementarschulen künftig keine Lehrer mehr, sondern nur Lehrerinnen gäbe. Den Mann langweilt das Kind, weil er es nicht kennt; von den Lippen des Weibes kommend, wird der Unterricht fast mütterlich.

Und Ihr, gegenwärtige und künftige Minister, löschet die Schande und Ungerechtigkeit aus, daß die Besoldungen der Lehrerinnen geringer sind als die der Lehrer.

Daß die Frauen fähig sind, die Medizin auszuüben, ist niemals zweifelhaft gewesen.

Vor beinahe zehn Jahren schrieb ich folgendes [1]):

„Alle Frauen sind geborene Ärzte, und es ist unbegreiflich, daß man erst in unserer Zeit dahin gekommen ist, das Vorurteil zu besiegen, welches sie von der Praxis der Medizin ausschloß. Das Weib besitzt den Instinkt, die Kunst des Heilens, auch wenn ihm die Wissenschaft abgeht, aber da jedes gesunde Gehirn diese erwerben kann, so folgt daraus, daß es den Arzt in seiner Vollkommenheit darstellen muß. Dem Manne fehlt oft die Kunst,

---

1) Mantegazza, „Die drei Grazien". Jena, Costenoble.

sehr oft das Gefühl. Wie oft habe ich ausgezeichnete Ärzte sich bei Besuchen abquälen sehen, um eine passende Nahrung, ein neues Mittel aufzufinden, welches mehrere einander widersprechende Forderungen zugleich befriedigen sollte. Da kam plötzlich die Frau, die Tochter, die Mutter des Kranken und gab etwas an, was berühmte Professoren und alte Ärzte nicht hatten finden können.

„Die Medizin ist und wird immer ein wenig das sein, wofür sie Lamartine erklärte, „die Absicht zu heilen“, und in dieser Absicht ist das Herz des Weibes groß, scharfsinnig, unübertrefflich. Es überträgt auf den Kranken seine so feinen, zarten Nerven und fühlt und errät die Bedürfnisse des Leidenden Wenn das Weib klug genug ist, um alles zu verstehen und sinnreich im Ahnen der Bedürfnisse, Wünsche und Launen des Kranken, so hat es auch ein tiefes Verständnis für jede Art von Schmerz, ist es geduldig und unermüdlich bei der Hilfeleistung, geschickt in jeder Art von Behandlung und Verband, denn seine Hand ist das feinste, intelligenteste, wunderbarste aller chirurgischen Instrumente. Und alles thut und verrichtet es mit soviel Anmut und verschönert es durch sein Lächeln, daß sein Blick zum Troste, sein Wort zur Liebkosung wird, daß seine Handbewegung zugleich eine Bitte und einen Befehl darstellt.

„Nein, kein Wesen auf der Welt ist mehr Arzt und ein besserer Arzt als das Weib, und ich zaudere nicht, es auszusprechen, daß mehr Kranke durch die mütterlichen Hände des Weibes dem Leben wiedergegeben worden sind als durch die Wissenschaft des Mannes.“

In Italien herrscht noch immer ein böotisches Vorurteil gegen weibliche Ärzte, während Amerika, England, Frankreich, ja selbst Rußland schon Hunderte von wackeren Doktorinnen zählen.

Bei uns aber ist es schmerzlich zu sehen und wenig ehrenvoll für unsere Damen, daß das Vorurteil nicht allein unter den Ärzten, den Rivalen ihrer Kolleginnen, herrscht, sondern auch unter den Frauen, selbst denen der höchsten Stände.

Professor Celli hielt in Rom vor nicht langer Zeit einen sehr schönen Vortrag über das Weib und die soziale Hygiene, worin er mit warmer Beredsamkeit den wirksamen Einfluß des Weibes auf die öffentliche Gesundheit nachwies. Es sei mir erlaubt, einige seiner Worte anzuführen, welche sich auf Thatsachen beziehen.

„Eine Frau ist ferner in dem Bestreben zur Verhütung einer Krankheit vorausgegangen, welche, wenn sie fortgefahren hätte, zu wüten wie im vorhergehenden Jahrhundert, unsere Rasse elend und mißgestalt gemacht haben würde. Damals verbreitete eine Engländerin, Lady Worthley Montaigue, die Frau des englischen Gesandten in Konstantinopel, die Schutzeinimpfung der Blattern. Sie hatte deren günstige Wirkung im Orient beobachtet und ließ bei ihrer Rückkehr nach London im April 1721 ihre beiden Kinder mit der Flüssigkeit einer Blatternpustel impfen. Der Erfolg war so günstig und augenscheinlich, daß im folgenden Jahre die Prinzessinnen Amalie und Karoline kühn das gute Beispiel gaben, sich derselben Operation zu unterwerfen, und König Georg sie dann an seinen eigenen Kindern ausführen ließ.“

Ich werde niemals ein Bild vergessen, wie eine junge

Dame von idealer Schönheit, mit sanftem Antlitz und edel-stolzer Haltung bei Nacht mit einem Lichte in der Hand in ein Hospitalzimmer tritt und das Gesicht eines verwundeten Soldaten beleuchtet, welcher sich mühsam im Bette erhebt, um sie zu segnen. Es ist der Engel der Menschenliebe bei den Verwundeten des Krimkriegs, es ist Miß Florence Nightingale, welche als erste Dame vom Roten Kreuz um zehn Jahre der Genfer Konvention zur internationalen Pflege der kranken und verwundeten Krieger vorauseilte.

Miß Nightingale lebt noch und ist immer noch der Schutzgeist der Leidenden. Ihr Buch, welches unter dem bescheidenen Titel „Notes of Hospital" ein hohes Denkmal hygienischen Wissens und eines zarten, weiblichen Herzens ist, kann sich rühmen, ich weiß nicht, wie viele Auflagen erlebt zu haben, von den bedeutendsten Gelehrten übersetzt worden zu sein und in England und anderwärts eine Blumenlese von Büchern über Krankenpflege ins Leben gerufen zu haben.

Am Ende des Jahres 1857, als Europa furchtsam vor einer Choleraepidemie zitterte, bildeten in London einige Damen die „Ladys sanitary Association", um das physische und soziale Wohlbefinden des Volkes zu befördern.

Es ist eine Thatsache, sagten sie schon vor 34 Jahren, welche so viele Männer nicht kennen oder nicht kennen wollen, daß eine große Zahl von Krankheiten und vorzeitigen Todesfällen von Ursachen herrührt, welche sich vermeiden lassen, sowie daß eine Hauptursache des traurigen körperlichen Zustandes von so vielen armen Leuten in ihrer Unkenntnis der Gesetze der Hygiene be-

steht. Darum wollen wir, so sagten sie, die Gesundheitsvorschriften allgemein bekannt und populär machen.

So begannen sie mit unerschütterlichem Vertrauen in das Gelingen der schweren Unternehmung und mit dem feinsten, mütterlichen Gefühle die Verbreitung von 32000 Abdrücken von populären Schriften über die „Gesunderhaltung der Mutter" und über die „Pflege und Ernährung des Neugeborenen".

So haben sie mit zähem Festhalten am Guten, das keine Hindernisse kennt, Jahr für Jahr andere Schriften herausgegeben, welche schon die Zahl neunzig erreichen und ebenso viele verschiedene Gegenstände behandeln. Ich will einige Titel nennen; vielleicht wird dadurch der Wunsch angeregt, einige davon zu lesen, vielleicht sogar zu übersetzen und zu verbreiten. „Der Wert der reinen Luft. — Der Gebrauch des reinen Wassers. — Der Wert guter Nahrung. — Die Wirksamkeit der Seife und des Wassers. — Das Waschen eines Kindes. — Die Aufgabe der Frau bei der Gesundheitspflege. — Die Kleidung, ihre Nachteile, ihre Eitelkeiten und Thorheiten. — Das Geheimnis, ein Haus gesund zu erhalten. — Gesunde Kindererziehung. — Unsere Schulen und die öffentliche Gesundheit. — Wie soll man einen Kranken pflegen? — Die Wahl eines Hauses. — Die Sterblichkeit der Kinder und die Verantwortlichkeit der Frauen. — Der Scharlach, der Typhus, die Diphtheritis und ihre Verhütung. — Die Verhütung der Blindheit bei Kindern. — Und so könnte ich noch lange fortfahren.

Diese Schriften sind in Tausenden von Exemplaren gedruckt worden, bis zu 90000 für eine einzelne; sie wurden verschenkt oder um wenige Pfennige verkauft.

Die meisten davon sind für die Armen berechnet, und in Schulen, Spitälern und öffentlichen Versammlungen sind ihrer schon gegen 2000000 verbreitet worden.

Um einen ebenfalls äußerst niedrigen Preis verbreitet man kleine Bücher über Physiologie, Hauswirtschaft und über die ersten Maßregeln bei Unglücksfällen oder Vergiftungen.

Von diesen kleinen Werkchen giebt es auch fliegende Bibliotheken. Mit allem diesem noch nicht zufrieden, gehen mehrere von jenen Damen selbst in die Arbeiterviertel und halten Vorträge über Verbesserungen des Gesundheitszustandes und über Hauswirtschaft. Ferner haben sie eine Art von Kooperativ-Vereinen für Kleidung, Kohlen, billige Nahrungsmittel, öffentliche Bäder und Waschanstalten, Mäßigkeitsvereine, Klubs für Arbeiter, Krankenhäuser für mutterlose Kinder gegründet, wo Mütter aller Klassen, Lehrerinnen und Krankenwärterinnen Unterricht geben. Dann haben sie gegen den Mißbrauch giftiger Farbstoffe an Kleidern, Tapeten und künstlichen Blumen gekämpft. Sie haben eine Gesellschaft gebildet, um armen Schulkindern ein Mittagsessen zu geben. Sie haben auch daran gedacht, bei gutem Wetter diese armen, bleichen Kinder in die Parke ins Freie zu führen. Die Mütter wollten sie nicht mehr schicken, weil sie hungrig nach Hause kamen. Da erließen die Frauen einen Aufruf an die Wohlthätigkeit der Bürger, und plötzlich regnete es Brötchen und Milch. So sind die „Parksparties“ zu einem Segen für Kinder und Mütter geworden.

Mit allem dem noch nicht zufrieden, haben sich diese Damen auch bemüht, die Wohnungen der Armen gesünder

zu machen, haben Fenster angebracht, Kamine verbessert, gesundheitsschädliche Dinge entfernt, Seife und Kalk ausgeteilt. Ferner geben sie auch Anweisungen auf Lebensmittel, Kleider, Bäder, Arzneien und Bücher. Sie halten eine Art Schule, worin sie unbeschäftigte Mädchen praktisch in der Hauswirtschaft und in der Hygiene der Wohnungen unterrichten, und was weiß ich, was sie sonst noch thun, um ihre armen Nebenmenschen zu unterstützen.

In dem ganzen Werke dieser Londoner Damen tritt ein erhabener Gedanke hervor, von dem ich wünsche, daß er sich uns tief einprägen möge: der Gedanke der fürsorgenden Menschenliebe, welche bei der Erleichterung des gegenwärtigen Elends dessen Quelle zu erreichen strebt, des mütterlichen Gefühls, welches sich bemüht, die körperliche und sociale Besserung der künftigen Geschlechter vorzubereiten.

In ihrer ersten Zeit hatte die Verbindung mit großen und schweren Hindernissen zu kämpfen, welche ihr von der Unwissenheit und den Vorurteilen entgegengestellt wurden. Aber jetzt ist ihr Bureau in Bennay Street 22 von kranken Kindern, arbeitslosen oder kranken Vätern und Müttern belagert, welche sich abmühen, um die Familie zu unterhalten, und ohne Hilfe unterliegen müßten; sie hat ihre Wohlthaten über eines jener düsteren Stadtviertel, über einige jener schrecklichen Menschenhöhlen ausgebreitet, welche der größten und reichsten Hauptstadt zur Schande gereichen.

An der Spitze dieser Schar von Kämpferinnen für das sociale Heil steht die Prinzessin von Wales, umgeben von der Fürstin von Battenberg, den Herzoginnen von Teck, von Westminster und von Schleswig-Holstein. Die

künftige Königin von England und Kaiserin von Indien ist die wohlthätige Fee der Unglücklichen, sie steht an der Spitze von allen Arbeiten, welche von Frauen zur Besserung der socialen Zustände unternommen werden, und um die anderen anzuregen (und ihr Beispiel wird zum Gesetze, wir könnten auch sagen zur Mode), erscheint sie überall persönlich. So trifft man sie mitten in dem ärmsten Teile von London, in Whitechapel, wo sie vor einigen Jahren einen Leuchtturm der Menschenliebe errichtet hat, wie sie auch, um die armen schwindsüchtigen Frauen zu erfreuen, auf dem kleinen Theater von Brompton Hospital gesungen hat.

Es giebt nur wenige Männer in dieser Vereinigung der Londoner Damen, und ich halte sie nicht für die besten Mitglieder. Sekretär und Seele derselben ist auch eine Frau oder vielmehr ein Mädchen, Miß Rosa Adams, welche auch außerhalb Londons ihr gutes Werk ausbreitet. Kürzlich hielt sie den Frauen der Arbeiter von Birmingham einen Vortrag, über den wir alle nachdenken, den wir auswendig lernen sollten.

Also Eure englischen Schwestern lernen, um richtig belehren zu können und persönlich den Armen zu Hilfe zu kommen. Und wenn man bedenkt, daß sie nur mit 671 Pfund Sterling, also 13420 Mark, worüber sie im Jahre 1890 verfügten, diese Unmenge von Gutem gethan haben! Das Geheimnis besteht darin, daß sie von der Prinzessin von Wales abwärts die Hauptsache persönlich ausführen, mit ihrer eigenen Thätigkeit einstehen.

Von diesem Paradiese weiblicher Fürsorge wollen wir Geist und Herz noch höher richten. Das Werk der

Ladies sanitary Association konnte, nach ihrem allgemein philanthropischen Charakter, nicht vereinzelt bleiben, besonders in einer Stadt von mehr als fünf Millionen Einwohnern. Vor nunmehr neunzehn Jahren entstand in London, ebenfalls auf Antrieb der Frauen, eine National Health Society, also eine nationale Gesellschaft für die öffentliche Gesundheit. Von geringen Anfängen ausgehend, hat sich diese Gesellschaft stetig vergrößert, bis sie alle Schichten der Gesellschaft durchdrang und die Fülle ihrer Lehren von den Hütten der Armut bis in die Salons der Fürstinnen verbreitete. Sie erstreckt ihren Einfluß schon auf viele Winkel Englands und besitzt Korrespondenten und Zweiggesellschaften in achtundzwanzig der größten Städte des vereinigten Königreichs. Die Patroninnen sind fünf Prinzessinnen aus dem regierenden Hause, unter denen wir die junge Prinzessin Teck finden, welcher die guten Engländer volkstümlich den Namen „Princeß May“ beilegen und die sie mit Befriedigung als eine der schönsten und besten Prinzessinnen der Christenheit betrachten. Präsident ist der Sohn der Königin, der Herzog von Westminster, und Vicepräsident der erste Minister, Lord Salisbury.

Andere ausgezeichnete Männer sind Mitglieder der Gesellschaft und dann viele Damen, unter denen ich mir erlaube, jenes Muster der Intelligenz und Energie zu nennen, Mrs. Priestley, die Schwester eines der größten englischen Naturforscher, sowie Miß May Lankester, die wohlverdiente, unermüdliche Sekretärin.

Auch diese Damen verbreiten Tausende von Schriften, welche oft von einer ausgezeichneten Schriftstellerin aus ihrer Mitte verfaßt sind. Aus einigen Titeln, welche

ich zufällig aus ihnen herausgreife, könnt Ihr den hohen Nutzen dieser bei uns leider wenig bekannten weiblichen Litteratur beurteilen: Wie man die Blattern verhütet. — Wie man sich außerhalb des Hauses den Typhus zuzieht. — Unterhaltung mit einer jungen Mutter. — Wie man stark und schön wird. — Luxus, oder übermäßige Ernährung. — Eine wünschenswerte Wohnung. — Unsichtbare Gefahren für die Gesundheit in den Häusern. — Bemerkungen über häusliche und persönliche Hygiene. — Billige Desinfektionsmittel.

Außerdem verbreiten sie zu tausenden fliegende Blätter, um die Bestrebungen der Gesellschaft bekannt zu machen, und Kalender, wo sich Tag für Tag zwischen den Reihen der Monate kostbare hygienische, socialökonomische und moralische Vorschriften finden.

Ferner werden in vornehmen Salons Vorträge über die ersten Hilfeleistungen bei Unglücksfällen, über häusliche Krankenpflege und Hygiene gehalten, und es ist Mode, sich um die Wette um die besten Redner zu bemühen.

In den Arbeitervierteln, in Versammlungen von Müttern, in Zusammenkünften von Mädchen, in Kreisen von Landarbeitern halten sie vertrauliche Unterhaltungen (Homely tacks) über die Verhütung ansteckender Krankheiten, über Ernährung und Küche, über Kindererziehung, über Hausverwaltung. In dem Bureau der Gesellschaft, in Berners Street 52, sowie in den Wohnungen der Damen in den verschiedenen Gegenden Londons werden auch Kurse, Vorträge und praktische Übungen abgehalten, nach welchen Prüfungen stattfinden und Diplome verteilt werden. Die Prinzessin May, die Verlobte eines fünf-

tigen Thronerben, hat zu den ersten und fleißigsten Schülerinnen gehört, und es ist jetzt Mode, daß die vornehmsten Damen ihrem Beispiele folgen, in die Schule gehen und nach einem Zeugnisse über Hauswirtschaft, Hygiene oder Krankenpflege streben.

Wer die drei Zeugnisse besitzt, bekommt zur Belohnung die Medaille der Gesellschaft.

Man kann sich vorstellen, welch schöner Festtag der letzte sechste Mai war, als der Herzog und die Herzogin von Westminster in der Rubens-Galerie in Grosvenor House die feierliche Prämienverteilung leiteten. Und nun geht jede von den Belohnten hin, sei sie arm oder reich, um durch ihr Wort und ihr Beispiel das Gelernte zu lehren und auszuführen.

Ferner unterstützen sie ihre Mitglieder bei der gesundheitlichen Verbesserung ihrer Wohnungen. Es giebt eine besondere Abteilung, welcher Miß Buß vorsteht, um die körperliche Erziehung der Jugend zu verbessern; in den verschiedenen Grafschaften und Provinzen lassen sie nach einem sehr nützlichen Programm, welches ich für die weiblichen Klassen unserer Schulen empfehlen möchte, Vorträge über hygienische Hauswirtschaft halten. Außerdem haben sie einen Verein für öffentliche Gärten gegründet, um die Vermehrung der unbebauten Flächen zu begünstigen, welche die Lungen einer Stadt bilden. Ohne Bezahlung für alle diese Wohlthaten — die Einnahme beträgt wenig über 27 000 Mark im Jahr — erlassen sie einen rührenden Aufruf, um neue Mitglieder zu gewinnen, welche die heilige Mission der Gesellschaft unter den Armen weiter ausbreiten können.

In Frankreich, Deutschland und den Vereinigten

Staaten giebt es ähnliche Einrichtungen, durch welche das Weib seine wohlthätige Macht, sein Liebesverständnis bethätigt.

Italien erwartet von den Frauen der Zukunft, was die der Gegenwart nicht thun wollen; sie fürchten allzu sehr die Kritik der Männer, welche in ihnen immer noch nur Weibchen, nicht Frauen sehen wollen.

Jules Simon spricht sich in seinem letzten Buche, „La femme au vingtième siècle“, gegen die Ausübung der Medizin durch Frauen aus, erlaubt ihnen aber die Pharmacie. In dem ersten hat er Unrecht, im zweiten Recht.

Er sagt, in Frankreich gebe es nur ein Weib, in einem der südlichen Departements, welches diesen Beruf ausübt, aber er wünschte, daß sie zahlreicher wären. Er mag überzeugt sein, daß dies bald der Fall sein wird; der Kampf um das Dasein ist heftig und schwer genug.

Achtzehntes Kapitel.

Die Geschichte eines Pferdes und die aller wohlhabenden Frauen. — Die einzige Aufgabe, welche ihnen von unserer Civilisation angewiesen wird. — Sie sind mehr Puppen als Frauen. — Höflichkeiten und Rechte; erstere sehr groß, letztere sehr gering. — Das Unglück des modernen Weibes, bewiesen durch veröffentlichte und noch mehr durch nicht veröffentlichte Zahlen. — Religion und Schuld, die einzigen Trösterinnen der vornehmen Dame. — Ihre Definition nach Linné.

Vor vielen Jahren empfahlen mir die Ärzte, um mich von einer schweren, hartnäckigen Hypochondrie zu

heilen, das Reiten. Besonders wegen meiner damaligen Finanzen wurde mir die Ausführung dieser Vorschrift nicht leicht, aber nach langen, tiefen Studien über mein Aktiv- und Passivvermögen fand ich, daß ich das Pferd kaufen konnte und besonders mußte, denn durch Besserung meiner Gesundheit würde auch der durch den kühnen Kauf aus dem Gleichgewicht gebrachte Vermögenszustand gebessert worden sein.

Ich ging zu dem ehrlichsten unter den Pferdehändlern und legte ihm meinen Fall vor.

Wollen Sie ein lebhaftes oder ein ruhiges Pferd?

Die Röte stieg mir ins Gesicht. Wenige Jahre vorher hätte ich sogleich geantwortet: „Lebhaft, lebhaft, glänzend!“ aber meine Leiden und noch mehr meine grauen Haare ließen mich nach einigem Zaudern antworten: „Weder zu lebhaft noch zu ruhig; von mäßigem Feuer.“

Die ungarische Stute, welche man mir verkaufte, war ganz, wie ich sie wollte, weder zu lebhaft, noch zu ruhig, und ich fühlte mich zufrieden mit mir, mit meiner Stute und mit dem Händler.

Aber ehe ein Monat vorüber war, zeigte sich mein Roß so launisch, so bösartig, daß es mir schwere Befürchtungen einflößte. Wäre ich nicht früher ein tüchtiger Reiter gewesen, hätte ich nicht jahrelang in Amerika die glänzendsten parejeros der argentinischen Republik bestiegen, so wäre ich, wer weiß, wie oft, aus dem Sattel gekommen und könnte Euch vielleicht jetzt nicht diese Anekdote erzählen.

Diese Stute war in einigen Tagen so abgerichtet worden, daß sie meine bescheidenen Wünsche befriedigte,

aber nach einem Monate hatte die Natur wieder das Übergewicht bekommen, und ich mußte mein Roß wieder verkaufen, welches, ohne mich von meinem Übel zu heilen, mir noch dazu einen Arm- oder Beinbruch verursacht hätte.

Nun wohl: dasselbe, was die Pferdehändler thun, wenn sie ein ruhiges oder lebhaftes, glänzendes oder friedfertiges Pferd fabrizieren, je nach dem Geschmacke des Käufers, das thut auch unsere moderne Civilisation, indem sie Frauen nach dem Modelle fabriziert, welches der Markt verlangt, das heißt der Käufer oder der Gatte.

Und wie verlangt sie der Markt?

Swift hat mit großem Scharfsinne gesagt, wenige Ehen seien glücklich, weil die Mädchen sich mehr mit der Verfertigung von Netzen als von Käfigen beschäftigten.

Ich füge noch hinzu: Diese Meisterschaft im Netzestricken wird ihnen von der Mutter, von den Lehrerinnen, kurz von allen beigebracht, welche sich mit dem schwierigen, mißlichen Geschäfte abgeben, Mädchen zum Ehestande vorzubereiten, oder besser gesagt, sie zu belehren, wie sie einen Mann finden können.

Ich spreche hier nur von der wohlhabenden Frau und von der Italienerin, die ich am besten kenne.

Wohlhabend ist ein sehr vieldeutiges Wort und soll alle Mädchen begreifen, welche zu keinem anderen Berufe als dem Ehestande erzogen sind. Von der Königin bis zur Tochter eines bescheidenen Beamten ist der Abstand groß, aber ich betrachte ein Weib aus den mittleren Ständen, die am zahlreichsten vertreten sind.

Dieses Weib wird fast immer in besonderen Schulen erzogen, welche von den Knabenschulen getrennt sind,

wächst also in einer von der unsrigen verschiedenen Umgebung auf. Aber dies ist noch nicht alles. Es bleibt auch früher als wir auf der Leiter des Wissens stehen.

Ich weiß zum Beispiel, daß zu Anfang unseres Jahrhunderts die Frauen in Genua, auch die der höchsten Aristokratie zugehörigen, kaum lesen und schreiben konnten, und viele Männer wünschten, daß man heutzutage wieder zu diesem Ideale der Unwissenheit zurückkehrte. Man ist aber weit vorwärts gegangen, und unsere Mädchen machen alle Elementarklassen durch, um dann in den Schoß ihrer Familie zurückzukehren, wo sie dem Alphabet und den vier Rechenspecies noch Klavierspiel, Zeichnen und ein wenig Französisch hinzufügen.

In manchen Familien hat man nur Vertrauen zu Kollegien oder Klöstern, und die Mädchen bleiben daselbst bis zur Pubertät.

Ein wohlhabendes Mädchen ist also, mag es in öffentlichen oder Privatschulen, in Klöstern oder im Familienheim erzogen sein, nur für die Ehe unterrichtet und ausgebildet.

Ohne Zweifel ist es die erste und höchste Bestimmung des Weibes, Gattin und Mutter zu sein, und man irrt nicht, wenn man das Mädchen so erzieht, daß es sie erfüllen kann; aber es ist nicht weniger wahr, daß man, wenn man daran allein denkt und alles übrige vergißt, bittere Enttäuschungen vorbereitet und der Gesellschaft eine große Zahl von unglücklichen Wesen übergiebt, welche noch viel Schmerz um sich verbreiten können.

Nicht alle Mädchen können sich verheiraten, und während die moderne Gesellschaft die Ehe immer mehr

erschwert, macht sie zugleich die Stellung der armen, alten Jungfern immer unglücklicher.

Heutzutage bedeutet „alte Jungfer“, wenigstens bei uns, ein unglückliches Weib oder doch ein solches, das seinen Beruf verfehlt hat. Die Gesellschaft findet sie lächerlich, verspottet sie, und sie gleicht ganz einem armen Studenten, welcher zwei- oder dreimal durch das Examen gefallen ist und nun die Universität verlassen muß. Das Weib, welches keinen Gatten gefunden hat, ist eine Durchgefallene, sie hat die Achtung der Gesellschaft verloren.

In früherer Zeit hatte ein erwachsenes Mädchen die Wahl: entweder heiraten oder ins Kloster gehen.

Heute hat sie eine andere, nicht weniger zwingende und grausame Wahl, entweder zu heiraten oder ein Parasit der Familie, ein bemitleidetes, nur geduldetes Geschöpf zu werden.

Also heiraten um jeden Preis; und da die Schönheit der sicherste Zauber ist, um einen Gatten zu bekommen, so muß man sie ausbilden, zeigen, vermehren, sie auffallend machen, und die Gefallsucht so weit treiben, als es die Scham und die Schicklichkeit erlauben.

Dieses Bedürfnis der Verführung wird um so dringender, je kleiner die Mitgift ist, und das Beispiel von armen Mädchen, welche durch die Heirat Gräfinnen, Marchesinnen, Fürstinnen oder Millionärinnen geworden sind, bildet die Fata Morgana jedes Mädchens, welches das sechzehnte Jahr hinter sich hat.

Wenn ein natürlicher Widerwille dieser Gefallsucht hinderlich ist, so sind es die Mütter, welche die sinnliche Wirkung der Kleider und der Entblößungen studieren, ihre Töchter darüber belehren, ja sie ihnen aufzwingen;

sie führen in Theater und zu öffentlichen Festen die Ware, die man verkaufen will, und zwar an den Meistbietenden.

Die Begierden erregen, sie unterhalten, ohne sie jemals zu befriedigen, das Kapital unversehrt erhalten und nur die Zinsen thaler-, mark- und pfennigweise ausgeben, den Mann zum Aufgeben seiner Freiheit zwingen, damit er in seinen Besitz komme, das ist die erste und fast die letzte Aufgabe des modernen Weibes, und der Sieg ist um so glänzender, je schwieriger und umstrittener er war. Diese Schule der Gefallsucht findet bei dem Weibe schon einen fruchtbaren Boden, und die Kunst hilft der Natur nach; so verfeinert sich und vervollkommnet sich in diesem Turnier die angeborene Kunst, und auch nachdem es den Gatten erobert hat, vielleicht einen Gatten, um den es von Tausenden beneidet wurde, legt das Weib die Waffen nicht nieder, sondern fährt fort, sich in der Kriegskunst der Liebe zu üben.

Die ganze moderne Erziehung des Weibes beschränkt sich darauf, es für den Ehestand vorzubereiten, und da in Italien der Mann noch um hundert Jahre gegen seine Kollegen in Deutschland, England und Amerika zurück ist, so wählt er eine schön gekämmte und parfümierte Puppe zur Frau; reizend und zierlich, aber doch eine Puppe.

Ja, das wohlhabende Weib in Italien ist eine Puppe, welche uns ergötzt, wenn sie geistreich, uns bezaubert, wenn sie schön ist, die man als Weib begehrt, als Menschen aber wenig schätzt. Wenn es Tugenden besitzt (und sie sind nicht gering), so verdankt es dieselben der Natur, trotz der Erziehung.

Von der Religion kennt es die äußeren Gebräuche, aber nicht ihren hohen Idealismus; von der Moral die Form und vorzüglich die Heuchelei.

Von der Wissenschaft des Lebens, von Hygiene, weiß es nichts oder fast nichts.

Von litterarischen Dingen versteht es ein wenig Französisch oder Englisch, auch ein wenig Musik und Malerei. Es weiß, daß Dante der erste unserer Dichter ist, ohne ihn je gelesen zu haben; daß eine Frau Rousseau und Voltaire anständigerweise nicht lesen darf, und daß sie nicht wissen darf, oder sich stellen muß, als wüßte sie nicht, wie die Menschen entstehen. Und doch soll sie deren zur Welt bringen.

Darunter findet sich nichts, das die geistigen Bedürfnisse des Weibes befriedigen, es ökonomisch und geistig unabhängig machen könnte.

Dies ist die Erziehung, welche wir unseren Mädchen in der Schule, im Institut oder zu Hause geben, aber neben dieser geht eine andere, heimliche einher, welche sie von Dienstmädchen oder verdorbenen Freundinnen erhalten, durch Bücher, welche sie heimlich aus der Hausbibliothek entnommen oder von gefälligen Freundinnen erhalten haben und nun des Nachts in der Stille des jungfräulichen Kämmerchens gierig verschlingen.

Fast alle Väter sind von einer so gutmütigen Harmlosigkeit, daß sie glauben, ihre Töchter seien in geschlechtlichen Dingen ganz unwissend, aber wir Ärzte wissen sehr wohl, wieviel ihnen bekannt ist, nicht nur von der Liebesphysiologie, sondern auch von der Pathologie und besonders von der Teratologie.

Ohne diese zweite, heimliche Erziehung in Anschlag

bringen zu wollen, so zerstören wir selbst die jungfräuliche Unwissenheit unsrer Tochter, indem wir sie in das Theater führen, wo fast jedes Schauspiel den Ehebruch und den Reiz des Lasters darstellt.

Diese verstümmelte, rhachitische, oberflächliche, falsche Erziehung wird noch durch die Galanterie verschlimmert, welche dem Mädchen entgegengebracht wird, sobald es heranreift.

Ihm gehört immer die rechte Seite auf dem Bürgersteige, der beste Platz im Theater; ihm erweist man die größte Höflichkeit, weil es ein Mädchen ist, aber ohne seine Würdigkeit zu berücksichtigen; ihm ist man jede Rücksicht schuldig, aber ohne ernstliche Hochachtung: ungefähr wie man Kinder und alte Leute behandelt.

Hier will ich eine Anekdote einfügen, welche hinreicht, um die ganze Heuchelei dieser Rücksichten und Höflichkeiten darzuthun, welche das starke Geschlecht dem schwachen erweist.

Eine Dame betrat einen Tramwagen voll von Männern und sah sich um, in der Hoffnung, daß ihr jemand seinen Platz abtreten würde. Zuletzt bemerkte sie einen Quäker und blickte ihn starr an. Darauf hörte man folgendes Zwiegespräch:

„Sind Sie nicht ein Mitglied der Verbindung für Frauenrechte, welche lehrt, die Frauen seien den Männern gleich?“

„Das bin ich.“

„Sie glauben also, daß zwischen den beiden Geschlechtern kein Unterschied besteht?“

„Das glaube ich.“

„Sehr wohl; dann bleiben Sie stehen.“

Das Weib, wie es aus den Händen der modernen Civilisation hervorgeht, kann schön, verführerisch und angenehm sein; aber es ist kein glückliches und selten ein moralisches Geschöpf.

In Frankreich rühren von hundert Anträgen auf Ehescheidung achtundachtzig von Frauen her.

Vom Jahre 1856 bis 1861 riefen 1729 Frauen den Schutz des Gesetzes gegen ihre Ehemänner an und nur 184 Männer gegen ihre Weiber.

Vom Jahre 1861 bis 1863 waren es 2135 Frauen und 260 Männer.

Vom Jahre 1866 bis 1872 2591 Frauen gegen 330 Männer.

Das sind grausame Zahlen, welche gegen unsere falsche Civilisation um Rache schreien, aber nur einen sehr kleinen Teil der in der Ehe unglücklichen Frauen angeben; und doch ist die Ehe ihre einzige Bestimmung, ihre einzige Aufgabe.

Die sich in ihr Schicksal Ergebenden, welche aus Furchtsamkeit, aus Selbstverleugnung, aus Furcht vor Skandal, vor Hunger oder aus Liebe zu ihren Kindern ohne Klage dulden, oder im geheimen ihr häusliches Unglück beweinen, sind viel zahlreicher als die, welche das Gesetz anrufen und die Scheidung fordern.

Für alle diese unbekannten Opfer einer falschen Erziehung und der männlichen Gewaltherrschaft bleiben nur zwei Trostmittel: die Religion und die Schuld.

Wenn die Religion sich auf festen Glauben stützt, wenn sie durch die Flitter der Riten hindurch tief in die Seele eindringt, befriedigt sie vollkommen, und das Weib giebt sich damit zufrieden, in dieser Welt Schlacht-

opfer zu sein, weil sie von der Belohnung im künftigen Leben überzeugt ist; aber auch diese hohe Kraft ist durch die Unwissenheit der Priester und durch die Oberflächlichkeit der religiösen Erziehung abgeschwächt worden; heutzutage beschränkt sich auch beim Weibe das religiöse Gefühl auf eine bleiche Hoffnung und auf die Gewohnheit einiger abergläubischen Äußerlichkeiten. Wie könnte auch die Flamme des Glaubens sich in heißer Glut erhalten in der eisigen Umgebung des Zweifels, welcher sie umgiebt, in sie hineinweht und mit Beharrlichkeit täglich auf sie herabtropft? Und wie soll man Götter anbeten, welche von ihren Altären herabgestiegen sind, um vor dem Gerichtshofe der Wissenschaft untersucht, geprüft und verurteilt zu werden?

Da die Religion ihre Macht verloren hat, das Weib zu trösten, so bleibt ihm nur noch der andere Trost: die Schuld.

So nimmt denn das wohlhabende Weib zu diesem seine Zuflucht, sie gebraucht und mißbraucht ihn, trotz Göttern und Menschen, trotz der häuslichen Inquisition und trotz der öffentlichen Meinung. Die Frau liebt ihren Gatten nicht, weil er ihr aufgezwungen wurde, oder verachtet ihn, weil sie ihn allzu gut kennt. Den hohen Erregungen in den Kämpfen des Lebens fremd, herabgewürdigt, indem sie sich gezwungen sieht, die tierischen Triebe des Mannes zu befriedigen, sucht sie die Liebe und die berauschenden Genüsse der Schuld in verbotenen Verhältnissen. Sie hat einen Geliebten, mehrere Geliebte, öfter nach einander als zu gleicher Zeit, aber bisweilen mehrere zugleich; und obgleich die Chroniken der Zeitungen und die Theaterscenen am

häufigsten von Männern sprechen, welche ihren Nebenbuhler töten, so erinnert sie sich doch am liebsten derer, welche verzeihen, damit man auch ihnen verzeihe, oder derjenigen, welchen die Untreue der Gattin immer unbekannt bleibt, oder denen die Annehmlichkeiten eines Lebens zu dreien zusagen.

Ich stehe nicht an, es auszusprechen: in den höheren Klassen ist die Treue der Gattin die Ausnahme, die Untreue die Regel, und zwar fällt fast immer die Schuld auf den Gatten, oder auf die ganze Gesellschaft, welche sie hervorgebracht hat.

In dem ersten Falle hätten wir die Rache durch Wiedervergeltung in ihrer natürlichsten Form; im zweiten handelt es sich um Erregungen, die das Weib in den gesunden Kämpfen des Lebens finden sollte, statt sie anderwärts zu suchen.

Viele Frauen lieben ihren Gatten viel mehr als ihren Liebhaber, aber sie bedürfen des letzteren, um etwas zu verbergen zu haben, um die schreckliche Wollust eines Kusses zwischen einer offenen Thür und einem schlecht geschlossenen Fenster genießen zu können, zwischen den Schrecken einer Ehescheidung und eines Revolvers.

Wie oft flieht die Frau, noch warm von ehebrecherischen Küssen, in die Arme ihres Gatten, den sie liebt und leidenschaftlich küßt, nicht um einem Verdachte zuvorzukommen, sondern um sich zu überreden, daß sie ihn allein liebt, ihn, den Vater ihrer Kinder.

Wie oft hat der Liebhaber selbst die Frau dahin gebracht, ihren Gatten zu lieben, indem er sie erkennen ließ, daß letzterer ihm weit überlegen sei; sie hatte sich

nur aus Neugierde oder aus unersättlichem Bedürfnis nach starken Erregungen hingegeben.

So ist denn das Weib aus den höheren Klassen ein unglückliches Wesen, von nervösem Körper, unwissendem Geiste und treulosem Herzen. Wenn es keinen von diesen Fehlern besitzt, so ist das nicht unser Verdienst, sondern seine eigene Tugend.

Es war gesund und kräftig geboren, wir haben es hysterisch und schwächlich gemacht.

Es war intelligent und wißbegierig von Geburt, und wir haben es in unserer Klugheit unwissend gelassen.

Es war gut geboren, aber wir haben ihm eine gesunde Lebensführung verweigert, und so hat es das Bedürfnis gefühlt, sich in dem Absinth der Schuld zu berauschen.

Unsere stolze Civilisation kann sich in der That dieses frommen, herrlichen Werkes rühmen, durch welches täglich die Zahl der Selbstmörder, der Wahnsinnigen und der Ehebrecherinnen zunimmt.

Die Übergänge von Frauen aus einem Stande in den andern sind häufig.

Ein auf den untersten Stufen der Gesellschaft geborener Mann kann durch Genie oder Arbeit in die höchsten Stellungen gelangen; das Weib kann sie durch den Talisman der Schönheit in einem Sprunge erreichen.

Wenn aus einer Hirtin nicht eine Königin wird, wie in den alten Märchen, so kann doch eine Modistin, eine Tänzerin oder Sängerin zur Marchesin, Gräfin oder Millionärin werden.

Der Mann ist in der Liebe so sehr Sklave seines Fleisches, daß er sich oft nicht schämt, ein unwissendes Mädchen ohne Erziehung zu der Würde seiner Gattin, der Mutter seiner Kinder zu erheben, die er vielleicht sogar dem Schmutze der Prostitution entzogen hat.

Der berühmte Anatom Caldani heiratete während seines langen Lebens drei Tänzerinnen und behauptete, so glücklich gewesen zu sein, daß er allen riete, das Gleiche zu thun. Mehr als ein verlorenes Weib hat einen Prinzen von Geblüt vermocht, auf den Thron zu verzichten.

Bei solchen Sprüngen zeigt das Weib große Elasticität; es akklimatisiert sich in kurzer Zeit in seiner neuen Umgebung und läßt seinen dunkeln, vielleicht sogar schimpflichen Ursprung vergessen.

Wir aber verzeihen alles. Was verziehe man nicht einem schönen Weibe, welches mit jedem Blicke, mit jeder Hüftbewegung Verlangen und Neid um sich her verbreitet?

Alles verzeihen wir ihm, ausgenommen die große Sünde des Altwerdens.

Tennyson schildert eine Ausnahme, wenn er uns erzählt, wie eine junge Bäuerin, welche in das Schloß eines großen Herren versetzt wurde, an Heimweh starb:

And her gentle mind was such
That she grew a noble Lady,
And the people loved her much.
But a trouble weighed upon her
And perplexed her night and morn
With the burden of an honour,
Unto which she was not born.

Neunzehntes Kapitel.

Das Frauenstudium.

Alte, noch immer offene Frage. — Plato und Juvenal. — Eine akademische Sitzung im Jahre 1723. — Camposanpiero zu gunsten der gelehrten Frauen, Volpi dagegen. — Entscheidung des Präsidenten A. Vallisneri. Weibliche Antworten. J. Simon und Bebel.

Der göttliche Plato hatte schon vor vielen hundert Jahren ausgesprochen, das Weib sei dem Manne gleich und müsse also dieselben Rechte haben. Torquato Tasso hatte umsonst seinen Discorso della virtù femminile e donnesca veröffentlicht, und umsonst hatte im Jahre 1600 Lucretia Marinella in Venedig ihr berühmtes Werk „Le nobilità et eccellenze delle donne ed i diffetti e mancamenti degli huomini“ herausgegeben. Diese „huomini“ bestanden noch im Jahre 1723 darauf, sich den Frauen in geistiger Beziehung für unendlich überlegen zu halten, daher sie diesen das Recht zu höherem Unterricht verweigerten und sich allein zusprachen.

In diesem Jahre nun legte in Padua, damals dem Sitze berühmter Gelehrten und Schriftsteller, einer der berühmtesten unter ihnen, nämlich Herr Antonio Vallisneri, öffentlicher erster Professor der theoretischen Medizin, Leibarzt seiner kaiserlichen und katholischen Majestät, am 16. Juni 1723, als er Präsident der Accademia dei Ricovrati war, dieser die Frage vor: „Ob man die Frauen zum Studium der Wissenschaften und edlen Künste zulassen solle“.[1])

---

[1]) Antonio Vallisneri, geboren im Jahre 1661, gestorben im Jahre 1730, schrieb viele Bücher über die Würmer, die Insekten, die Zeugung der Menschen, die Reste von Secieren,

Damals hatten die Akademien noch einigen Nutzen und waren noch nicht die Zufluchtsorte für die Invaliden der Wissenschaft und Litteratur, oder Eitelkeits-Genossenschaften. Man arbeitete darin, man dachte, ein jugendliches Feuer der Begeisterung durchwärmte die Luft und entzündete nützliche Streitfragen.

Die von Vallisneri vorgelegte Frage wurde von Herrn Guglielmo Camposanpiero in einem für das Weib günstigen Sinne gelöst, gegen das Frauenstudium sprach Herr Giovani Antonio Volpi, und der Präsident, nach Anhörung der akademischen Reden der beiden Ricovrati, gab die Entscheidung, wie wir weiterhin sehen werden.

Alle diese Reden hat man zu einem Buche zusammengestellt, noch Schriften pro, contra und in merito hinzugefügt, wie ein heutiger Parlamentarier sagen würde, und uns ein kostbares geschichtliches Denkmal darüber hinterlassen, wie man vor mehr als 150 Jahren über das Frauenstudium dachte.[1])

Seitdem sind 169 Jahre verflossen, aber für diese Frage sind sie umsonst vorübergegangen, denn noch heute giebt es einen Alphonse Karr, welcher schreibt, für ihn bedeute das Erscheinen eines guten, von einer Frau ge-

---

welche man auf Bergen findet, über heiße Quellen, über die Schlammvulkane von Sassuolo, über den Gebrauch und Mißbrauch heißer und kalter Getränke und Bäder u. s. w. Er hatte die Ehre, Mitglied der Königlichen Gesellschaft in London zu sein und wird als einer der Begründer der modernen Geologie angesehen. Nach ihm hat Micheli in seinem Buche „Nova plantarum genera, 1729“ das Genus Vallisneria benannt.

[1]) Discorsi accademici di vari autori viventi intorno agli studi delle donne; la maggior parte recitati nell' Accad. de' Ricovrati di Padova etc. Padova 1729.

schriebenen Buches, daß es ein Buch mehr und eine Frau weniger gebe, und de Goncourt sagt mit noch mehr Grobheit: „Il n'y a pas de femmes de génie; lorsque elles sont des génies, elles sont des hommes.“ Auf der anderen Seite haben wir einen Bebel und viele andere, welche den Frauen die Universität und die Parlamente öffnen wollen und sich wundern, daß diese armen Sklavinnen der männlichen Gewaltthätigkeit noch nicht erlöst sind.

Ich wünsche nur zu beweisen, daß die Frage nicht neu ist und schon die Köpfe unserer Urgroßväter verwirrt hat; sie haben dafür und dagegen dieselben Gründe angeführt, deren wir uns heute, nach so großen geistigen Fortschritten, so vielen geschichtlichen Umwälzungen bedienen.

Welches Glück, daß das Gedächtnis des Menschen nicht hinreicht und sein Leben zu kurz ist, um alles in der Vergangenheit Gedachte zu umfassen! Wenn dies nicht der Fall wäre, müßten wir täglich und stündlich den traurigen, aber nur allzu wahren Ausspruch Goethes wiederkäuen, daß alles Gute und Schöne schon gedacht worden ist, und uns nichts übrig bleibt, als es besser und in anderer Form noch einmal zu denken. So aber läßt uns die Schwäche unseres Gedächtnisses und die Kürze der Zeit alte, uralte Dinge als neu erscheinen, und jeden Augenblick rufen wir ein stolzes „heureka“ aus, worüber vielleicht alte Schriftsteller in dem geehrten Staube unserer Bibliotheken lächeln dürften.

Und jetzt, wenn Ihr mir die Hand reichen wollt, machen wir zusammen einen Ausflug nach der Accademia de' Ricovrati und atmen ein wenig von jener arkadischen

und akademischen Luft, welche zu Anfang den Geschmack frisch gemolkener Milch haben mußte, aber im Jahre 1723 schon anfing sauer zu werden. Es war noch Milch, aber rohe Milch, eine nach Ansicht der Hygieniker gesunde, natürliche Nahrung. Ich werde versuchen, nach dem neumodischen Ausdrucke, sehr objektiv und möglichst wenig subjektiv zu sein, und die Männer jener Zeit allein reden oder wenigstens meine Stimme übertönen lassen, wie es manche lungenstarke aber gedankenschwache Deputierte machen.

Als also der Präsident der Recovrati am 16. Juni 1723 die Frage vorlegte, „ob man die Frauen zum Studium der Wissenschaften und edlen Künste zulassen solle“, fühlte er das Bedürfnis, seine Rede mit einer Bitte um Entschuldigung an die so ehrwürdige Versammlung zu beginnen, wenn er es wagte, eine Frage vorzulegen, welche manchem überflüssig und selbst lächerlich scheinen könnte, denn die allgemeine Sitte und weise Lehrer und Gesetzgeber hätten schon verordnet, daß die Weiber nur wenig, sehr wenig wissen dürften . . . .

„Trotzdem aber, hochedle Zuhörer, befinden wir uns in einem bewundernswürdigen, höchst scharfsichtigen Jahrhundert, welches jede Meinung, jeden Ausspruch, jedes Studium, jede Handlung, jede Gewohnheit einer strengen Kritik unterwirft, welches unendliche Irrtümer, so viele kindische Leichtgläubigkeit und unzählige verborgene (um nicht zu sagen falsche) Wahrheiten glücklich aufgedeckt hat, wo man alles mit ruhiger, leidenschaftsloser Strenge der Prüfung unterwirft, und wo nach Abschüttelung des Joches auch der Schriftsteller ersten Ranges in menschlichen Dingen nichts einer sorgfältigen Untersuchung ent-

geht und nichts als wahr angenommen wird, was die Vernunft nicht verständlich findet und, von der Erfahrung unterstützt, nicht klar beweisen kann: da möge es nicht wunderbar erscheinen, daß ich Eurer Weisheit eine Frage vorlege, welche zwar schon entschieden worden ist, aber doch noch sehr bestreitbar scheint (wenn ich nicht irre), und noch vor dem Richter schwebt oder zu schweben scheint ...."

Schöpfet Atem, und wenn Ihr noch sprechen könnt, so sagt mir, ob es nicht wahr ist, daß noch im Jahre 1723 das siebzehnte Jahrhundert am Leben war und in das achtzehnte, sein Kind, einzubrechen drohte. Aber wenn man die arkadische Milch auch jetzt noch aus akademischen Brüsten melkt, so sehen wir doch, daß sie ein wenig sauer geworden ist, und daß auch unter den hochtönenden Wölbungen der Accademia de' Ricovrati der spöttische, forschende Geist hervorlauscht, welcher die Kinder des achtzehnten Jahrhunderts zu Voltaire und zu der Encyklopädie führen wird.

Vallisneri versucht in seiner kurzen Rede nicht, die Antwort auf die Frage zu beeinflussen, wie es heutzutage so viele Minister thun, wenn sie ihre Gesetze einbringen, oder die Staatsanwälte, wenn sie die Anklage vorbereiten; er erklärt, er wolle die gelehrten Akademiker ruhig anhören und mit gleicher Aufmerksamkeit sowohl diejenigen behandeln, welche das Weib verteidigen, als die, welche fortfahren wollen, es in der schönsten Blüte des Lebens zur Nadel, zur Spindel, zur Garnwinde und zu den mühevollen häuslichen Arbeiten zu verurteilen.

„Ich werde also, o gelehrte Akademiker, die ihrer Sache günstigen und ungünstigen Gründe anhören und

mit Eurer Erlaubnis sozusagen darüber zu Gericht sitzen. Ohne Leidenschaft werde ich ihren Wert abwägen, ohne durch irgend ein Interesse für die Frauen geleitet zu werden, denn das kalte, runzlige Alter rückt an mich, nolens volens, schon mit großen Schritten heran, weswegen ich von jedem Verdachte blinder Schmeichelei oder bösartiger Gesinnung weit entfernt und ihr fremd bin; und wenn ich mich als unerfahrenen Richter zeigen sollte, so werde ich Euch den Ruhm verdanken, zu einem besseren Schlusse gelangt zu sein, das Erröten über ein falsches Urteil für mich behalten und mich bloß mit dem Verdienst begnügen, gehorcht zu haben."

Der Präsident der Ricovrati hat gesprochen, und der erste, welcher die Einladung zum Kampfe annimmt und in die Arena herabsteigt, ist der Akademiker und paduanische Patrizier Guglielmo Camposanpiero, welcher beabsichtigt, die Frauen zu verteidigen und ihre Zulassung zum Studium der Wissenschaften und freien Künste zu erlangen.

Nach der gewöhnlichen akademischen Einleitung, worin der Redner seine Bescheidenheit anführen und sich für seine Aufgabe nicht gewachsen erklären muß, nach den gewöhnlichen Versicherungen der Unwissenheit und Unfähigkeit, wobei er sich in den Schatten Petrarcas stellt, welcher sagt:

„Ich kann nicht schweigen, und doch fürcht' ich sehr,
Daß meine Rede meiner Sache schade"

kommt er zur Sache und meint zunächst, gewiß würden die berühmten Akademiker, seine Kollegen, mit ihm übereinstimmen, indem sie die Frauen zum Studium der

Wissenschaften und schönen Künste zuließen, weil die Ricovrati viele berühmte, edle Frauen zu Mitgliedern gehabt hätten, von denen er unter anderen die D'Heritier, die De Souliers und die D'Avier nennt, selbst in Padua sei die ausgezeichnete Frau Elena Cornara Piscopia unvergeßlich, welche von dem gelehrten Egidio Menagio über alle damals lebenden Frauen gestellt worden sei; und jedermann erinnere sich der Donna Clelia Borromeo, der hohen Ehre unseres Jahrhunderts und des unsterblichen Ruhmes der Frauen Italiens.

Das erste und hauptsächlichste Argument, worauf Camposanpiero seine Beweisführung gründet, ist folgendes: Das Weib ist die Hälfte des Mannes, folglich kann es nicht von verschiedener Natur sein, und was für die eine Hälfte paßt, kann für die andere nicht unpassend sein. „Da der Teil in seinem Wesen nicht von dem Ganzen verschieden sein kann, so kann man auch keinen wesentlichen Unterschied zwischen Mann und Weib annehmen, alles, was der eine begreift, kann auch das andere begreifen, und so weit der Verstand des Mannes reicht, reicht auch der des Weibes."

Er citiert Plato, welcher schon vor vielen hundert Jahren dieselbe wohlbegründete Meinung ausgesprochen hat, und Bembo, welcher sie in viel jüngerer Zeit in Verse brachte:

„Ihr seid kein Ganzes, wir auch sind es nicht,
Ein jedes ist die Hälfte nur vom Ganzen."

Nachdem er so seine Behauptung auf unbestreitbare Thatsachen gegründet hat, zieht der Redner die Segel ein und landet am Ufer der gelehrtesten und gebildetsten Völker, um zu zeigen, daß diese immer den Frauen er-

laubten, zu studieren, und denen, welche sich dabei aus-zeichneten, große Ehren erwiesen.

Das alte Griechenland hatte seine Phemonoë und Corinna, seine Sappho, Erinna, Miro, Telesilla, Prasilla, Aneta, Myrta und viele andere. Sokrates wollte Aspasia und Diotima zu Lehrerinnen haben, die eine in der Rhetorik, die andere in der Philosophie. Pythagoras erhielt von seiner Schwester Themistoklea viele moralische Belehrungen, und diese behauptete, sie in Delphi von Aristoklea em-pfangen zu haben. Ferner waren Cleobolina, Clea, Eurydice, Sophipatra, Eudoxia, Aufura, Aganice, Anna Commena und Caesarissa berühmte griechische Philo-sophinnen.

Von berühmten Römerinnen nennt Camposanpiero Calpurnia, Cornelia, Proba Falconia, Sulpicia, Theophila und viele andere, die er nicht aufzählen will, „weil sie füglich durch die Stimmen der beredtesten Redner gefeiert werden".

Unter den gelehrtesten Italienerinnen will er nur an Maria Selvaggia Borghini, Laura Battiferri, Isabella Andreini, Arcangela Tarabotti, Veronica da Gambara und Vittoria Colonna erinnern.

Nach diesem Kartätschenschuß mit so vielen berühmten weiblichen Namen, in deren jedem er einen beredten Ver-teidiger seiner Sache zu sehen glaubt, wird Camposanpiero zum erstenmale, und zu seiner Ehre sei es gesagt, auch zum letztenmale, von einem heiligen Zorne ergriffen, welcher ihn zu der schlechtesten Waffe der Polemik, nämlich zur Schmähung seiner Gegner greifen läßt.

„Nur das gemeine Volk und der unwissendste Pöbel kann sich gegen die Zulassung der Frauen zum Studium

der Wissenschaften sträuben, denn da sie der Meinung sind, daß die Unwissende zum Sklaven des Wissenden wird, so würdigen sie das Weib auf tyrannische Weise herab, indem sie es von Anfang an eher zu allem andern hinleiten als zum Lernen; auf diese Weise halten sie sich für sicher, von ihm keinen Widerstand gegen ihre angemaßte Herrschaft zu erfahren."

Da, wo der Redner sich der akademischen Toga entkleidet, weil sie ihn am Atmen zu verhindern und seine Bewegungen zu hemmen scheint, gerade da teilt er seinen Zuhörern am klarsten und verständigsten mit, er verlange nicht, daß alle Frauen ohne Unterschied zum Studium der Wissenschaften und schönen Künste zugelassen würden, sondern nur die, welche von Natur dazu befähigt sind.

Der gesunde Menschenverstand verläßt ihn auch da nicht, wo er, nach Einziehung der Segel, in den Hafen des Redeschlusses einläuft. Er ist überzeugt, daß auch die Männer dabei gewinnen würden, wenn ihre Frauen gebildet wären. „Dann würden sie sich nicht mehr an Eitelkeiten ergötzen und an den Männern die auffallendsten, affektiertesten Kleider beachten, noch gewisse ungesalzene, wertlose Galanterien, sondern es würde ihnen angenehm sein, sie mit seltenen nützlichen Kenntnissen ausgestattet, in schönen ungewöhnlichen Künsten erfahren zu sehen. Daraus würde unter den Männern ein edler Wettstreit entstehen, um ihre Genossen oder Nebenbuhler in der Erwerbung großer, besonderer Kenntnisse zu übertreffen, um so mehr, als andere seiner tugendhaften, geliebten Dame angenehm zu sein und von ihr gelobt und geliebt zu werden."[1])

[1]) Der gelehrte Camposanpiero wußte im Jahre 1723 nicht, daß ein Ungenannter fünf Jahre vorher ein sehr beredtes

Der Verteidiger der Frauen hat geendigt, und nun erhebt sich sein Gegner, Herr Giovanni Antonio Volpi, öffentlicher Professor der Philosophie an der Universität Padua. Er bemüht sich, zu beweisen, daß man die Frauen zum Studium der Wissenschaften und schönen Künste nicht zulassen dürfe.

Auch er opfert dem Äskulap seinen Hahn, auch er findet, daß er eine harte, schwierige Aufgabe unternommen habe. Aber er faßt schnell Mut und fährt fort, da er überzeugt ist, daß, wenn wir unseren Frauen die wissenschaftlichen Studien verweigern, wir nicht nur etwas der Republik Nützliches, sondern auch den Frauen selbst Förderliches thun, daher hoffe er, von diesen eher Wohlwollen, als Groll oder Mißgunst zu ernten. „Und um so mehr, da die berühmten Damen, welche ihn anhören, durch den Glanz ihrer Geburt, durch Reichtum und Erziehung, durch Seelen- und Geistesgröße über die Masse der anderen Frauen hoch erhaben sind, können sie das, was er von der großen Menge glaubt sagen zu müssen, in keiner Weise auf sich beziehen, denn jedermann weiß, daß in der Welt kein Gesetz, kein noch so strenges Herkommen herrscht, von dem es nicht Ausnahmen zu

---

Buch geschrieben hatte, um zu beweisen, daß die Frauen ebenso wie die Männer zu gelehrten Studien fähig seien. Les femmes savantes, ou bibliothèque des Dames, qui traite des sciences, qui conviennent aux Dames, de la conduite de leurs études, des livres, qu'elles peuvent lire et l'histoire de celles, qui ont excellé dans les sciences. Amsterdam 1718. Im Jahre 1740 schrieb ein ungenannter Mönch zwei dicke, gelehrte Bände zur Verteidigung des Frauenstudiums. Man sehe das bibliographische Verzeichnis.

gunsten dessen gäbe, der sich im Besitze eines besonderen Verdienstes fühlt.“

Sein Gegner hatte sich auf die Geschichte aller Zeiten berufen, um zu beweisen, daß es immer in Künsten und Wissenschaften ausgezeichnete Frauen gegeben habe, und Volpi appelliert ebenfalls an die Vergangenheit und an die ganze Welt, aber um daraus einen gerade entgegengesetzten Schluß zu ziehen und zu beweisen, daß man immer und überall dem Weibe die körperliche und geistige Arbeit zu ersparen gesucht habe. Wenn sie sich bei ihrer Ausschließung von den Akademien und höheren Schulen beruhigt haben, so geschah es darum, weil sie selbst sich zur Übernahme dieser Mühen und Arbeiten für unfähig erkannten.

Hier wird Volpi grob logisch und bemüht sich nicht einmal, die Gewaltsamkeit seiner Ausführungen mit einem leichten Schleier zu verhüllen.

„Wer freiwillig seinen Hals unter das Joch beugt und sich von einem fremden Willen nach Belieben leiten läßt (wenn er es nicht zu dem hohen Zwecke thut, Gott zu gefallen), ist ein nicht nur an Kräften, sondern auch an Geist armes, zurückgebliebenes Wesen; daher kommt es, daß barbarische, schlecht begabte Völker die Tyrannei williger ertragen als feingebildete und von Natur gewitzte, und daß die Tyrannen die Erhaltung ihres Thrones viel weniger ihrem eigenen Scharfsinn, als der Dummheit der Beherrschten verdanken.“

Wenn nun die Frauen ihre geringere geistige Begabung freiwillig anerkannt haben, so haben sie damit sehr wohl gethan (fährt Volpi fort) und sehr viel Klugheit und Urteilskraft bewiesen. „Sie haben sich in dem

Kampfe zwischen beiden Geschlechtern das beste Teil und die glücklichste Stellung vorbehalten. Der Mann, um emporzukommen und seiner Geliebten zu gefallen, muß schwitzen, sich abmühen, sich das Gehirn austrocknen, während das Weib nur wenig Zeit und Mühe zu verwenden braucht, um die Neigung eines jeden zu gewinnen, der es erblickt."

„Der Mann muß gut reden, scherzen, fechten, tanzen, reiten können, und hundert andere Dinge muß er verstehen, denn er würde plump und albern erscheinen, wenn er anders handelte; das Weib dagegen ist von Geburt an mit allem ausgerüstet, dessen es bedarf, um den Willen anderer zu beherrschen. Es kann, ohne ein Wort zu sagen, mit einem bloßen Blicke, vielleicht mit einem Lächeln, einer Liebkosung, mit einem zu rechter Zeit ausgestoßenen Seufzer mehr ausrichten, als der beredteste Redner in vielen Atemzügen."

Volpi glaubt, wenn alle Frauen Philosophinnen werden wollten, so würde der gebildeten Gesellschaft großer Schaden daraus erwachsen, möchten sie nun sich ewiger Jungfrauschaft weihen oder unter das Joch der Ehe beugen wollen. Im ersten Falle würde die Welt keine Bewohner mehr haben, im zweiten wären die armen Männer dieser gelehrten Frauen sehr zu beklagen; sie würden sehr unglücklich sein.

Volpi ist fest überzeugt, daß das Glück eines Hauses auf der Eintracht zwischen Mann und Frau beruht, und ebenso, daß nach natürlichem und göttlichem Gesetze der Mann befehlen und die Frau gehorchen muß. Nun hält er aber die Eintracht für unmöglich, wenn die Frau sehr gelehrt ist.

„Was für Meinungsverschiedenheiten und Zwistigkeiten würden nicht täglich zwischen beiden stattfinden! Die Frau würde, eitel auf ihr Wissen, nicht mehr blind gehorchen wollen, sondern bei jeder Gelegenheit mit dem Manne disputieren und nach dem Grunde seiner Befehle fragen, wenn sie nicht gar die ganze Autorität oder einen Teil derselben für sich beanspruchen würde."

Es ist ein lebhaftes Bild, worin der Redner den armen Gatten darstellt, wie er ermüdet von privaten oder öffentlichen Geschäften nach Haus kommt, in der Hoffnung, sich der langweiligen Gedanken entschlagen und sich von den erlittenen Mühseligkeiten erholen zu können. Da kommt ihm nun seine Frau mit irgend einer dornigen Frage entgegen. „Sie läßt ihn kaum Atem schöpfen, fragt ihn neugierig über öffentliche Angelegenheiten aus, für welche sie genügendes Verständnis zu besitzen glaubt, hört nicht auf, zu schwatzen, ihm mit geschichtlichen Erzählungen oder der Prüfung neuer Lehrsätze den Kopf zu zerbrechen, während er sich anders beschäftigen, lieber sich zerstreuen möchte, als lesen und studieren."

Vor vielen hundert Jahren hatte schon Juvenal in seinen Satiren mit wuchtiger Peitsche die bas bleus seiner Zeit gegeißelt:

Illa tamen gravior, qua cum discumbere coepit
Laudat Virgilium, periturae ignoscit Elisae,
Committit vates et comparat: inde Maronem
Atque alia parte in trutina suspendit Homerum,
etc. etc.

Und ferner, wo er seinen Freund warnt, eine allzu gelehrte Frau zu nehmen:

Non habeat matrona, tibi quae juncta recumbit,
Dicendi genus, aut curvum sermone rotato
Torqueat enthymema, nec historias sciat omnes, etc.

Unser Volpi ist seiner Sache so gewiß, daß er sich auf eben diese Frauen beruft, welche er von den höheren Studien ausschließen will, und sagt, „er sei überzeugt, wenn diese Frage nicht von der Akademie und deren würdigem, gelehrtem Präsidenten, sondern von einer Versammlung der gebildetsten und geachtetsten jungen Männer Paduas entschieden werden sollte, so würde er als Sieger daraus hervorgehen“ u. s. w.

Er steht nicht an, zu sagen, „er habe sehr wenige Frauen angetroffen, welche nicht gegähnt und Grimassen gemacht hätten und dem Redner feindselig begegnet wären, sobald man in ihrer Gegenwart ein wissenschaftliches Gespräch anfing, weil ihnen ein solches trocken und geschmacklos erschien; und erst dann wurden sie wieder munter und glätteten ihre Stirn, als von Kleidern, Moden, Festen, Liebesgeschichten und merkwürdigen lustigen Ereignissen die Rede war.“

Das Studieren würde unsere Frauen langweilig, krank und widerwärtig machen. Vielleicht würden sie auch „eine gewisse, plötzliche Eingebung“ verlieren, durch welche sie besser als wir die praktischen Aufgaben des Lebens lösen.

„Warum sollte man also die zarte Gesundheit der Frauen und das feine Gewebe ihres Körpers den Nachtwachen, den Mühen, dem Schweiße, den Anstrengungen unterwerfen, denen jeder, der den Spuren der hohen Wissenschaft folgt, sich unvermeidlicherweise unterziehen muß? Mögen diese liebenswürdigen Wesen die Blüte

ihrer Schönheit frisch und unbefleckt erhalten, welche nicht ohne Grund sowohl von ihnen, als von den Männern hochgeschätzt wird; mögen sie sich nicht in Gefahr begeben, dieselbe auf elende Weise zu verlieren und bleiche, matte Gesichtsfarbe, schiefen Blick, nachlässigen Anzug, plumpen Gang, affektierte, nach der Schule riechende Sprache anzunehmen; dies alles würde sie in kurzer Zeit häßlich und widerwärtig machen."

Hier schließt Volpi seine Rede, indem er das Bild der pedantischen, langweiligen Frauen dem süßen, wunderbaren derjenigen gegenüberstellt, welche sich bescheiden nur mit ihren häuslichen Angelegenheiten beschäftigen, und sein Gewissen stellt ihm das Zeugnis aus, daß er der Mehrzahl der Frauen einen guten Rat zu ihrem Besten gegeben habe.

Die beiden Redner haben gesprochen und sich gesetzt, und nun hat Herr Vallisneri das Wort, der ordentliche, öffentliche Professor der theoretischen Medizin an der Universität Padua, Leibarzt seiner kaiserlichen, katholischen Majestät und Präsident der Akademie der Ricovrati; er soll den beiden Kämpfern gegenüber die Frage entscheiden.

Er ist sehr bewegt, und wenn er es nicht ist, so muß er sich den hochgelehrten und hochberühmten Akademikern gegenüber stellen, als ob er es wäre. Aber er ist es wirklich, ja er war niemals so erregt wie diesmal, und „traurig und voll Schmerz ist sein Gemüt, und gedankenvoll schwebt er in großer Furcht und Unentschlossenheit." Die beiden Redner haben große Ehre erworben, indem sie, jeder für sich, ihre These so gut und mit so gewichtigen Gründen verteidigt haben, daß

der Präsident der Ricovrati sich in größter Ungewißheit befindet.

Aber ein Wort Platos vertreibt, wie der Wind den Nebel verjagt, alle schwarze Dunkelheit aus seinem Gemüt und hellt es auf. „Plato findet, daß zwar die Frauen an Gemüt und Geist ebenso beschaffen sind wie wir, aber einander doch an Organen und Anlagen nicht gleichen“; daher thut Vallisneri den Ausspruch, „man solle zum Studium der Wissenschaften und freien Künste nur diejenigen zulassen, welche in dieselben verliebt sind und durch einen edlen, verborgenen Trieb zu der Tugend und dem Ruhme geleitet werden, in deren Adern ein berühmtes, edles Blut fließt oder ein ungewöhnlicher Geist kocht und glüht, der über das Gewöhnliche hinausstrebt.“

„Aber da Gott zur richtigen Leitung der Menschen verschiedenen Personen gleichsam verschiedene Charaktere eingeprägt hat, je nach den Gewohnheiten, der Gestalt und dem Temperamente eines jeden, so kann man auch diejenigen Frauen nicht tadeln, welche zur Regierung des Hauses, oder zu edlen Werken oder andern Geistesbestrebungen durch eine verborgene, unbekannte Macht getrieben werden, sondern auch sie müssen hohen Lobes würdig und für die richtige Harmonie des Lebens nicht nur für nützlich, sondern auch für notwendig geachtet werden.“

Hundert und neunundsechzig Jahre sind seit diesem Ausspruche verflossen; Vallisneri, Camposanpiero und Volpi und sämtliche Akademiker der Ricovrati ruhen schon lange im Grabe; aber die Frage, ob die Frauen

zum Studium der Wissenschaften und Künste zugelassen werden sollen, ist immer noch offen, und kräftige Geister auf den Gebieten der Pädagogik, der Sociologie und Psychologie streiten noch immer über die eine oder die andere Lösung, die positive oder die negative.

Aber auch im Jahre 1723 wurde der Streit in den Wänden der paduanischen Akademie nicht abgeschlossen, denn Frau Aretaphila Savina de Rossi erließ eine Verteidigungsschrift zu gunsten des Frauenstudiums gegen die Rede Volpis, und Giov. Antonio Volpi antwortete auf die Schrift der Frau Aretaphila, und ein Herr Giuseppe Salio hielt in der Akademie der Ricovrati eine weitere Rede, um darzuthun, „die edlen Damen müßten sich des Studiums der Moralphilosophie befleißigen, um den Pflichten ihrer Geburt nachzukommen".

Ein kluger Verleger vereinigte alle diese Reden und Gegenreden in einem Bande, den er auf geschickte Weise mit einem lateinischen Vortrage schloß, den die noch nicht neunjährige Maria de Agnesis am 18. April 1727 in Mailand hielt, um zu beweisen „artium liberalium studia a foemineo sexu neutiquam abhorrere."

Ich verschone den Leser mit der langweiligen Arbeit, sich in den akademischen Labyrinthen aller dieser Reden zurecht zu finden, welche immer dieselben, schon von den berühmten Kämpfern in Padua vorgebrachten Gründe wiederholen; ich will nur die feine Ironie anführen, mit welcher Frau Savina de Rossi die Anklage ausspricht, „die so starken, geistreichen, gelehrten und strengen Männer (so nennt sie uns) hätten alles Hohe, Gute und Schöne sich selbst vorbehalten."

Immer und immer wieder haben die Männer ihre

Frauen mit der Geißel der Satire gepeitscht und ihr eigenes Geschlecht verteidigt; ebenso haben die Frauen immer in dichten Haufen die Männer der Vergewaltigung beschuldigt und sich gegen unsere Anklagen verteidigt.

Männer und Weiber gehören zwei Kasten an, welche sich nicht durch ihre politische, religiöse oder philosophische Fahne unterscheiden, sondern durch ihr Geschlecht. Aber abweichend von allen andern Kasten, welche so viele Bände der Geschichte mit Blut getränkt haben, gleichen die Beleidigungen, Spitzfindigkeiten und Vorwürfe, die sie sich gegenseitig zuschleudern, eher Blumen, welche man sich im Gewühl eines Karnevals zuwirft, als Kriegswaffen. Männer und Weiber verteidigen natürlicherweise ihr eigenes Geschlecht, aber die einen bedürfen der andern, Liebkosungen und Küsse versöhnen immer diejenigen wieder, welche sich bekämpft hatten. Der Streit endigt immer mit der Wiederentzündung jener Fackel, welche die cursores des Lucretius sich im Laufen aus einer in die andere Hand reichten.

Ich bin nicht Präsident der Ricovrati, nicht einmal Mitglied der Akademie der Lincei, aber nachdem ich Euch von einem jetzt vergessenen, vor fast zweihundert Jahren über die Frauenbildung geführten Streite erzählt habe, fühle auch ich die Verpflichtung, ein Urteil abzugeben. Ich werde mich damit begnügen, festzustellen, daß die Frage noch immer offen ist; dies beweisen uns deutlich zwei berühmte, vor kurzem erschienene Bücher, „La femme au XX siècle“, von J. Simon und „Die Frau und der Sozialismus“, von Bebel; sie stellen gleichsam den Volpi und den Camposanpiero unserer Zeit dar.

Wer sich damit nicht begnügt, dem sage ich: „Dieses mein Buch ist meine Antwort."

Heute jedoch stehen zahlreiche Philosophen zwischen J. Simon und Bebel, welche eine Mittelstellung einnehmen. Von allen diesen ist Renan der anmutigste, wenn er sagt: „Le devoir d'une femme c'est la beauté."

Allerdings, berühmter Herr Kritiker, ist die Haupteigenschaft des Weibes für uns als Männer die Schönheit, aber für uns als Menschen ist es die Güte, die ästhetische Güte, welche alles vergoldet, was sie erblickt und berührt.[1])

Zwanzigstes Kapitel.

Das moderne Weib ist unzufrieden mit sich selbst, und wir sind es mit ihm. — Fortschritt des Weibes durch die Jahrhunderte. — Die Feinde des Weibes sind hochstehende Leute. — Künftiger Fortschritt des Weibes: physisch, moralisch und intellektuell. — Schüchterne Prophezeiungen. — Teilung der Arbeit und künftiger Einfluß des Weibes auf die menschliche Gesellschaft. — Das Weib der Zukunft. — Worte Adams und Evas nach Milton. — Schluß.

Ist das moderne Weib, welches mit uns und um uns lebt, mit sich selbst und mit der Umgebung in welcher es lebt, zufrieden?

---

[1]) Es ist bemerkenswert, daß im Jahre 1869, also 146 Jahre nach der Verhandlung in Padua, vor der anthropologischen Gesellschaft zu London von Harris und Allan zwei Arbeiten vorgelesen wurden, worin sie den großen intellektuellen Unterschied zwischen Mann und Weib nachwiesen, worauf Dr. Drysdale seinen beiden Kollegen antwortete. Bei dieser interessanten Verhandlung zeichnet sich besonders der Vortrag Allans durch gründliche Beweisführung und scharfe Beobachtung aus.

Nein.

Sind wir mit unserem Weibe zufrieden?

Nein.

Die heutige Klage der Pessimisten ist nur die ewige Wiederholung des ewigen Jammers der Menschheit, welcher immer die Kürze des Lebens und seine Überladung mit Bitterkeiten und Leiden beklagt hat und noch beklagt, immer gegen Menschen und Dinge, gegen die Götter und die Welt protestiert hat.

Für den Optimisten dagegen ist diese Klage der immer wieder auflebende Keim des Fortschritts, sie ist die Hoffnung, der Glaube, daß das Morgen besser sein wird als das Heute.

Ich, der ich als Optimist geboren und aufgewachsen bin, gehöre zu ihnen und stehe mit ihnen.

Plato, der doch das Weib dem Manne in allem gleich stellte, dankte den Göttern für acht Gaben, die sie ihm verliehen hätten. Die erste war, daß er als freier Mann und nicht als Sklave geboren sei, die zweite, daß sie ihn zum Manne und nicht zum Weibe gemacht hätten.

Auch heute noch, nach so vielen hundert Jahren, nachdem so viele Civilisationen aufeinander gefolgt sind, tönt noch aus jeder Hütte, jedem Palast, aus der Brust von hundert unglücklichen Geschöpfen die Klage: Warum bin ich als Weib geboren?

Den beiden obenstehenden „Nein“ entsprechen ebenso viele Wünsche für die Zukunft, welche die beiden grausamen Verneinungen in zwei „Ja“ verwandeln möchten.

Aber wie sollen wir diese Wünsche befriedigen, wie sollen wir dieses Ideal eines glücklichen Weibes erreichen, welches ihren Gatten glücklich macht?

Sicher nicht durch Sarkasmen oder cynische Reden, noch durch Vergolden der Ketten, mit denen wir seit Jahrhunderten unsere Genossinnen gefesselt haben.

Mirabeau sprach unter der Form kalter, grausamer Ironie eine große Wahrheit aus, als er schrieb: „C'est nous, qui faisons les femmes ce qu'elles sont, et voilà pourquoi elles ne valent rien."

Wir müssen das Problem des Weibes mit vollkommener Kenntnis, nach unparteiischer Untersuchung lösen, ohne uns irgendwie beeinflussen zu lassen: Jeder Rat, jede Verbesserung, welche sich auf Schmeichelei oder Verachtung dieses schönen, edlen Wesens stützt, muß erfolglos bleiben. Wenn Bebel, nach so vielen für ihn umsonst verflossenen Jahrhunderten den Irrtum Platos erneuernd und das erhabene französische Utopien der „égalité" wiedererweckend, behauptet, das Weib als Individuum und als Bürgerin sei dem Manne gleichwertig, so irrt er in der Grundlage seines weltverbessernden Gebäudes, und dieses Utopien, dieser Irrtum wird andere Utopien und Irrtümer befruchten.

Um die Gegenwart zu verbessern, müssen wir zurückblicken und die Vergangenheit studieren, und um die Übel von heute mit Geduld ertragen zu können, müssen wir das Elend der Vergangenheit betrachten.

Der Fortschritt ist ein biologisches, kosmisches, allgemeines Gesetz, und das Weib als Teil des großen menschlichen Makrokosmus ist ebensowohl fortgeschritten wie wir, wie alles Lebende. Ein armes, nacktes Geschöpf hat es sich bekleidet, aus der Höhle ist es in die Hütte, in das Haus, in den Palast übergegangen. Wie wir

reist es auf der Eisenbahn, spricht durch den Telegraphen und das Telephon. Wir wir lebt es jetzt länger und intensiver, wie wir kann es in drei Monaten die Erde umkreisen. Auch das Weib genießt die Früchte der großen Revolution von 1789; wie wir ist es durch die neue Zeit frei geworden.

Im Jahre 1600 veröffentlichte Cristofano Bronzino ein gutes Buch „Über die Würde der Frauen", und dieses Buch wurde von der heiligen römischen Inquisition für verbrecherisch erklärt.

Herr G. Bacini besitzt eine kostbare Sammlung von Manuskripten aus dem sechzehnten Jahrhundert und hatte die Güte, mir folgende, daraus entlehnte Notiz mitzuteilen:

„Der Inquisitor von Florenz, Fra Giovanni Fanano, verteidigt sich in einem Briefe vom 5. Januar 1623 gegen den ihm von dem Generalinquisitor von Rom gemachten schweren Vorwurf, daß er den Druck eines von Cristofano Bronzino geschriebenen Buches über die Würde der Frauen erlaubt habe, und berichtet an denselben Großinquisitor, er habe den Drucker in die Gefängnisse des heiligen Offiziums eingesperrt und alle Exemplare des Buches vernichten lassen."

Vor dritthalb Jahrhunderten wurde man also ins Gefängnis gesetzt, weil man die Würde der Frauen verteidigt hatte, und der Strafende war ein Diener des Evangeliums. Heutzutage sitzen die Frauen auf den Bänken der Universität, und zu gleicher Zeit lassen der deutsche Sozialdemokrat Bebel und der französische Exminister Jules Simon Bücher erscheinen, um das Weib gegen die Gewaltherrschaft des Mannes zu schützen und ihm eine bessere Zukunft vorzubereiten.

Die Welt geht also vorwärts und nach dem Bessern hin, und mit ihr schreitet auch das Weib fort. Aber hat es bei diesem allgemeinen Fortschritte seinen Anteil erhalten, seinen vollen Anteil?

Nein, offenherzig gesagt, nein!

In der großen Halbpachtwirtschaft, bei der Verteilung des Guten und Bösen, hat der Mann dem Weibe des Bösen zu viel zugeteilt und nur einen kleinen Anteil an dem Guten gewährt. Es hat also noch Rechte zu beanspruchen, obgleich es bei dieser Forderung von Rechten nur allzu oft vergißt, daß es mit den neuen Rechten, die es verlangt, auch ebenso viele neue Pflichten übernehmen muß.

Wenn das Weib noch Rechte zu beanspruchen hat, so beweist dies, daß es noch unterdrückt ist, daß es zu denen gehört, welche von einer weitreichenden, gründlichen Socialreform eine bessere Zukunft erwarten.

Unglücklicherweise befinden sich die besten Freunde des Weibes nicht in der Höhe, nicht da, wo die Gesetze gemacht werden, welche die Welt regieren.

Große Geister ziehen oft schöne Frauen anständigen oder gebildeten vor. Heine preist sich glücklich, weil er eine Frau besitze, welche niemals einen Vers von ihm gelesen habe und von Poesie nichts wisse. Napoleon verlangt von der Frau, daß sie unermüdlich sei im Hervorbringen von Kanonenfutter. Goethe hatte eine ganz ungebildete Frau. Caldani heiratete drei Tänzerinnen. Crispi verweigert dem Weibe auf verächtliche Weise eine Stimme in Verwaltungssachen. Chimirri schlägt ihm die Ehescheidung ab. Renan sagt ihm, seine erste Pflicht bestehe darin, schön zu sein. Virey schildert das ideale

Weib und sagt, es solle begabt sein „d'une agréable frivolité, d'une adresse agaçante, d'une timide pudeur, pleine de tendres nennis si attrayants . . .“

Einer der Hauptgründe dieser Ungerechtigkeit der Männer von Geist gegen das Weib rührt daher, daß die Mannheit um so stärker hervortritt, je kräftiger die geistigen Fähigkeiten entwickelt sind, welche zur Ausübung der Macht führen, und der Mann fühlt sich um so mehr als Mann, je mehr das Weib Weib, also je mehr es nach dem hergebrachten Begriffe körperlich und geistig schwach ist.

Ein anderer Grund, welcher vielleicht bis jetzt den Sociologen entgangen ist, besteht darin, daß große Männer gewöhnlich nicht viel Zeit haben, um den Damen den Hof zu machen, d. h. der Aristokratie des weiblichen Geschlechts; darum wenden sie sich an Dienerinnen oder feile Weiber und beurteilen nach diesen alle andern.

Wie viele große Männer haben sich mit allen Kräften gegen die Ehe gewehrt als gegen eine Sklavenfessel und ein Hindernis für die Arbeit und sind dann einem ganz gewöhnlichen Konkubinate zur Beute geworden, wobei ihre Genossin nichts weiter bedeutete als ein Wesen von weiblichem Geschlecht. Bei den gebildetsten und reichsten Völkern kann der Mann eine jüngere Frau heiraten, und wenn er ein gebildetes, ehrbares Weib wählt, auch einen höheren, besseren Begriff von dem weiblichen Geschlechte bekommen. Denn jede Verbesserung eines Rades des großen socialen Mechanismus führt notwendig andere Vorteile herbei, und umgekehrt.

Es giebt jedoch etwas, das stärker ist als die Männer von Geist, nämlich der Geist der Menschen: ich meine

die Summe aller kleinen Einheiten zusammengenommen, aller ertragenen Schmerzen, aller erlittenen Ungerechtigkeiten, alles gesunden Menschenverstandes, welcher sich auf den Straßen und in den Häusern zerstreut vorfindet. Dies alles wird eines Tages, wenn man es am wenigsten erwartet, dichtgedrängt und ungerufen auf den Marktplatz herabsteigen; durch Einigkeit stark und durch ihre Schmerzen zur Verzweiflung gebracht, werden sie aus dem Streben aller einzelnen ein gemeinschaftliches Streben machen, welches will und kann, was es will.

Wir müssen das Weib besser und vor allem glücklicher machen, nicht indem wir es uns gleichstellen, denn das hieße ihm schaden und seine Leiden vermehren, sondern indem wir ihm alle Frauenrechte verleihen.

Die Gleichheit ist ein Irrlicht, welches unter dem Scheine idealer Gerechtigkeit vielfach den menschlichen Willen mißleitet, geniale Köpfe verführt hat; sie ist die größte Ungerechtigkeit und die schlimmste Tyrannei unter dem Anscheine einer Wächterin der Freiheit.

Um sich der künftigen Vollkommenheit zu nähern, muß das Weib physisch, moralisch und intellektuell besser werden; drei Adverbien, welche die große menschliche Dreieinigkeit darstellen, drei Götter in einem vereinigt, dem Gott des Glückes; ein Zustand, welcher in dem vollkommenen Gleichgewichte aller unserer Kräfte besteht, allen unseren Bedürfnissen entspricht, nicht den Körper vergißt, um der Seele alles zu geben, aber auch nicht den Menschen zu einem Tiere herabwürdigt, welches ißt und trinkt, schläft und liebt.

Das Weib war durch seine Schönheit immer mächtig,

ja allmächtig, und wird es immer sein, und wir armen Sklaven der Natur können es weder entthronen noch auf nicht gewöhnliche Wege leiten. Wir müssen dahin wirken, daß beim Weibe die Schönheit des Körpers sich auch auf das Fühlen und das Denken ausdehne. Das Weib muß der höchste Preis der Arbeit des Mannes sein. In den Zeiten der rohen Gewalt war es der höchste Preis des Siegers, welcher es mit blutigen Händen umarmte. In Zukunft muß es der Lohn des Genius, der Ehrenhaftigkeit, der Arbeit des Mannes, und vor allen Dingen muß es glücklich sein, denn es ist ebensowohl ein Mensch wie wir.

Das Weib dem Körper nach. Wer Geduld genug gehabt hätte, um mich bis hierher zu lesen, dem brauchte ich nicht zu sagen, wie ich mir das Weib der Zukunft vorstelle, denn da ich seine Fehler aufgezählt habe, so kann sich jeder sagen, welche Tugenden es besitzen muß.

Körperlich darf das Weib der Zukunft weder schwächlich noch nervös sein. Eine klug berechnete hygienische Lebensweise wird ihm seine Anmut lassen, ohne es schwach zu machen; es wird kräftig werden, ohne Sportsman oder Athlet zu sein. Es wird immer noch eine griechische Venus sein, aber durch lateinisches Blut gestärkt; es wird der Venus des Kapitols ähnlich werden, aber nicht der Sarah Bernhardt oder der Cameliendame.

Heutzutage ist das Weib nervöser als der Mann, darum bringt es so viele Hypochondristen, Wahnsinnige und Selbstmörder zur Welt.

Durch die Gewöhnung der Gehirne und Nerven an das intensiver gewordene Leben wird die Nervosität von

selbst schwinden, und wir selbst werden dazu beitragen durch die Erziehung der Muskeln, durch Beförderung des Gleichgewichts aller Kräfte des Körpers mit allen Energieen des Fühlens und Denkens.

Unser Jahrhundert fühlt sich krank; die Männer sind hypochondrisch, die Frauen hysterisch. Man druckt Bücher, Broschüren, Zeitschriften über Hygiene zu Hunderten und zu Tausenden; man betrachtet seine Zunge jeden Augenblick im Spiegel der kriminellen, sociologischen, ökonomischen Inquisition.

Das Mittelalter war ebenfalls mit sich unzufrieden; darum sagte es: „Alles für den Himmel, nichts für die Erde!“

Die Neuzeit ruft aus: „Alles für den Gedanken, wenig für den Körper, wenig oder nichts für das Herz.“

Die künftige Zeit wird vorzugsweise durch den Mund der Frauen sagen: „Viel für den Körper, viel für das Herz, einiges für den Gedanken, aber nicht so viel, daß er zum Marterwerkzeug wird. Zuerst das Brot und dann der Wein; zuerst das Heute und dann das Morgen und Übermorgen; zuerst die Physik und dann die Metaphysik; zuerst die Erde und dann der Himmel.“

Das Weib der Zukunft wird malthusische Voraussicht üben und auch auf dem Schiffe der Liebe den Kompaß und das Steuer in der Hand haben. Es wird sich nicht mehr rühmen, viele, sondern wenige, aber kräftige Kinder zu besitzen, welche es mit wenig Schmerzen geboren und mit geringen Opfern gesäugt haben wird.

Die Dauer seiner Schönheit wird in geradem Verhältnisse zur Zunahme seiner Kraft stehen.

Gegenwärtig ist die Bäuerin der Lombardei mit

dreißig Jahren alt; die Dame ist in Italien noch mit vierzig Jahren schön; die Engländerin, welche uns um hundert Jahre voraus ist, bewahrt ihre Schönheit bis zum fünfzigsten, bisweilen bis zum siebzigsten Jahre. So muß es in Zukunft mit allen Frauen sein.

Das Weib der Moral nach. Hierin muß das Weib der Zukunft das heutige um so viel übertreffen, als dieses jetzt schon über der Sklavin des Wilden steht.

Es muß seinen Gatten mit Kenntnis und Bewußtsein wählen, damit seine Augen nicht durch Unwissenheit oder Heuchelei verdunkelt werden, wenn es vor den Altar tritt.

Seine Schwäche, seine Würde, sein ganzes Glück werden durch die Ehescheidung, sowie durch die Feststellung der Vaterschaft gesichert; das sind zwei Reformen, über deren Fehlen in unseren Gesetzbüchern wir erröten müssen.

In der Ehe gleiche Rechte, gleiche Pflichten.

Bei den alten Römern bestand ein Gesetz, daß, wenn die junge Gattin das Haus des Gatten betrat, dieser sie fragen mußte: Eris tu Caja? (Caja Caecilia hatte ein Beispiel von außergewöhnlicher Sittsamkeit gegeben), und die Gattin mußte ihm antworten: Si tu Cajus, ego Caja!

Diese Frage und diese Antwort müssen der ganzen künftigen Gesetzgebung über die Ehe ihren Stempel aufdrücken.

Aber die Treue soll nicht die einzige Tugend des Weibes der Zukunft sein.

Es soll nicht nur keusch, sondern auch aufrichtig, weniger klatschsüchtig, weniger hinterlistig sein, denn seine

Erziehung wird ihm weniger Heuchelei beigebracht haben, und wenn es die Stelle einnimmt, welche ihm gebührt, wird es nicht nötig haben, so oft zu lügen, so vieles zu verschweigen und zu verbergen.

Es wird eine Stimme bei der Verwaltung haben, das Recht, über seine eigene Mitgift zu verfügen, in Familienstreitigkeiten wird seine Stimme, seine Autorität ebensoviel gelten wie die des Gatten; es wird an einen Familienrat appellieren dürfen, welcher aus gleich viel Männern und Frauen besteht.

Das Weib der Zukunft wird ebensowohl Zeugnis ablegen können als der Mann, wenigstens in Civilsachen. Gegenwärtig sind wir weit hinter Mohamet zurück, welcher in seinem Koran sagt:

„Man rufe zwei Männer als Zeugen auf, und wo es an diesen fehlt, zwei nach Belieben gewählte Weiber. Wenn das eine davon aus Vergeßlichkeit irrte, so könnte das andere es an die Wahrheit erinnern.“ (Koran, Kap. 2, die Kuh.)

Der Charakter des Weibes soll sich nicht insofern ändern, als er männlicher wird, sondern soll mehr ästhetisch weiblich werden. Die Neigung zur Wohlthätigkeit soll sich nicht nur im Mitleid mit fremden Schmerzen äußern, sondern sich in eifrige Thätigkeit, in weise Menschenliebe umwandeln.

Ein anderer schwerer Fehler in der modernen Erziehung des Weibes ist die Frivolität; diese muß verschwinden, denn sie bedingt nicht nur an sich selbst eine Herabwürdigung des Weibes, sondern läßt es auch auf alle die heilsamen, gesunden Einflüsse verzichten, auf

welche es ein Recht hat, und welche ihm die künftige Civilisation zur Pflicht machen wird.

Es muß sich mit Musik und Litteratur nicht nur zum Ergötzen anderer beschäftigen, sondern um sich selbst das Leben angenehm zu machen. Wenn die Wechselfälle des Lebens es vereinsamen sollten, muß es mit gerechtem Stolze sagen können: „Ich bin mir selbst genug.“

Hier finden wir den natürlichen Übergang zu der Intelligenz des Weibes.

Die Intelligenz des Weibes. Wir haben es mit voller Klarheit nachgewiesen: Das Weib erträgt die Gedankenarbeit viel schlechter als wir, und wenn es auch später durch eine höhere, ausgedehntere Erziehung widerstandsfähiger werden sollte, so wird es doch immer in der Mutterschaft ein allzu starkes Hindernis für geistige Arbeit finden, um mit uns in die Schranken treten zu können.

Die Zahl der Doktorinnen wird ohne Zweifel zunehmen; wir werden Apothekerinnen, Buchhalterinnen, Beamtinnen an Banken und öffentlichen Anstalten erhalten; aber bei allen diesen Professionen wird das schöne Geschlecht immer nur schwach vertreten sein.

Das politische Leben wird immer ein trauriges Vorrecht des starken Geschlechtes bleiben. Gegenwärtig hat Simon recht, wenn er sagt, das politische Stimmrecht der Frauen würde die Regierung den Händen der Priester überliefern.

Auch von der juristischen Praxis müssen die Frauen nach meiner Meinung immer ausgeschlossen bleiben. Ihre intellektuelle Schwäche, ihre Furchtsamkeit, ihre starke

Gefühlserregbarkeit, ihr geringer Widerstand gegen Sympathieen und Antipathieen: das alles sind Gründe, welche ihre Teilnahme an der Handhabung der Gerechtigkeit sehr schwierig und gefährlich machen müßten.

Auf litterarischem Gebiete hat das Weib, besonders in Italien, nur wenig von dem geleistet, was es vermag, und doch bildet die weibliche Litteratur eine verführerische, schöne Seite des großen Polyeders, welches die Thätigkeit des menschlichen Geistes darstellt. Wenn in der Geschichte eines Volkes der Ausdruck des weiblichen Geistes fehlt, so finden wir da eine große Lücke, welche die ganze Entwickelung eines Volkes und einer Geschichtsperiode beeinflussen muß.

Im Briefstil, im Roman, im Drama, in der Poesie kann sich das Weib zu bedeutender Höhe aufschwingen; nach so vielen Jahrhunderten geistiger Unthätigkeit können wir jetzt gar nicht ahnen, wie weit es gelangen kann.[1])

Wenn wir einen Saum des dichten Schleiers lüften, welcher uns die Zukunft verhüllt, können wir wohl voraussagen, daß das Weib einen starken Anteil an dem langsamen, unaufhörlichen, unerläßlichen Vorgange der Arbeitsteilung haben wird.

Es wird Frauen geben, welche freiwillig auf die

---

[1]) In Bezug auf die Erziehung des Weibes bin ich der Meinung Molières, welcher sagte: „La femme doit avoir des clartés de tout“, und nicht der Ansicht eines ungenannten Accademico intronato, welcher ein dickes Buch, einen „Trattato degli studi delle donne“ geschrieben hat und verlangt, daß die Frauen die toten und lebenden Sprachen, Theologie Philosophie, Physik, Jurisprudenz, Geschichte, Musik, Malerei, Poesie, Rhetorik, Münzen- und Altertumskunde studieren sollen.

Mutterschaft verzichten und geschlechtslose Menschen darstellen werden; sie werden ihre ganze Liebe, alle ihre Gedanken den Wissenschaften, der Litteratur, der Kunst weihen.

Vielleicht wird auch in einer künftigen Form der Moral die Liebe von der Mutterschaft getrennt werden; was uns heute monströs scheint, wird vielleicht als Gehorsam gegen die durch den Menschen verbesserten Naturgesetze ausgelegt werden.

Der Skandal ist oft nichts weiter als ein Aufschrei, eine Empörung des Herkömmlichen gegen das Unerwartete, Neue; aber trotz allen Religionen und allen Skandalen wird der Mensch immer und überall das Glück aufsuchen, und wenn man dieses erreichen kann, ohne anderen wehe zu thun, so werden ihm Männer und Weiber begierig und unwiderstehlich mit allen Kräften des Wollens, Fühlens und Denkens nachstreben.

Viele werden sich gegen diese meine furchtsame Prophezeiung empören, aber diese Empörten mögen bedenken, daß wir die verborgenen Keime derselben schon in unserer jetzigen Gesellschaft vorfinden, welche zwischen den abgenutzten Hemmketten eines sterbenden Glaubens und den unsicheren Hoffnungen, den zitternden Vorahnungen einer weniger göttlichen, aber viel menschlicheren Moral hin und her schwankt. Das wahre, sichere, ewige Erbteil der Menschheit ist das Glück; alles übrige ist Täuschung und Lüge.

An diesem Werke der Verfeinerung und Vervollkommnung muß das Weib zuerst selbst mitarbeiten. Die Tyrannei kann nicht lange dauern, wenn sie nur auf

Überlistung und Gewaltthätigkeit weniger gegründet ist; sie lebt ewig, wenn sie auf der Schwäche der Unterdrückten beruht. Und die Unterdrückten haben immer unrecht, solange es ihnen nicht gelingt, das Joch abzuschütteln.

Wenn das Weib künftig nicht imstande wäre, sich seine Stelle im Sonnenschein zu erobern, so müßte es dazu bestimmt sein, dem stärkeren Manne zu gehorchen und zu dienen. Aber dies wird nicht der Fall sein, denn gegenwärtig beruht die Herrschaft nicht mehr auf der Muskelkraft, sondern auf den Kräften des Fühlens und Denkens.

Das Weib ist schwächer als wir an Muskel- und Denkkraft, aber stärker als der Mann ist es an Gefühl und Leidenschaft, und außerdem hält es in seiner Hand den Schlüssel zum irdischen Paradiese.

Daher ist es uns an Macht gleich; aber es muß sie besser gebrauchen, als bis jetzt geschehen ist.

Hierin liegt seine ganze Zukunft; sie öffnet vor ihm eine Aussicht auf Freude und Ruhm.

Es muß zur Vestalin der Moral und des menschlichen Idealismus werden, Frieden und Krieg bestimmen, das Tierische im Manne bezähmen und ihn zum Engel machen.

Wenn morgen jedes Weib ihre Liebe dem Soldaten, dem Duellisten, dem Verräter, dem Verbrecher versagte, so würden wenige Männer dieser Strafe widerstehen, welche für viele schrecklicher wäre als Gefängnis oder die allgemeine Verachtung.

Wenn die Liebe der schönsten, liebenswürdigsten Frauen immer die Belohnung der Tugend, der Arbeit,

des Heldenmuts wäre, so würde die Welt in einem Jahrhundert größere Fortschritte machen, als sie in den vergangenen zehn Jahrhunderten erreicht hat.

Nicht allein kann und soll das Weib unseren Charakter bilden, sondern auch alle männlichen Tugenden verfeinern und veredeln, unser Denken auf höhere Ziele richten.

So klein ich bin, habe ich niemals eine Seite drucken lassen, die nicht zuvor mein geliebtes Weib gelesen und gebilligt hätte, und Stuart Mill, der so groß war, sagte, er verdanke das Beste in seinen Werken seiner Frau.

Wenn Mirabeau fand, daß die Frauen seiner Zeit wenig wert waren, weil die Männer sie zu dem gemacht hätten, was sie waren, so glaube ich, daß an unseren moralischen Schäden unsere Frauen große Schuld haben.

Wie wird also das Weib der Zukunft beschaffen sein?

Es wird dem Manne nicht gleich, wird uns nicht ähnlich sein; im Gegenteil, es wird noch mehr Weib sein als bisher, es wird seine Weiblichkeit vermehrt, verstärkt haben.

Das Christentum hat durch Einführung der Monogamie die Stellung des Weibes gehoben, und die Civilisation muß es zur Freundin und Verbündeten des Mannes bei allen seinen Arbeiten, in allen Kämpfen des Lebens machen.

Es wird gesünder und stärker sein und nach Abschaffung des Schnürleibs und der engen Schuhe wird es nicht mehr durch Übertreibung der Geschlechtslinien die Lüsternheit reizen, sondern durch Anmut und Kraft unsere Bewunderung erregen.

Es wird stärkere Menschen hervorbringen, denn es wird selbst stärker sein.

Die Mütterlichkeit wird verstärkt, nicht abgeschafft werden. Sie wird die Geburt und die Säugung überdauern und sich auf das ganze Leben des Kindes erstrecken.

Das Weib wird größere Freiheit in der Liebe, bei der Wahl des Gatten genießen; seine Stellung in der Familie wird durch die Ehescheidung erhöht werden. Es wird seine eigenen Güter ohne Beschränkung verwalten können und Wahlrecht in Verwaltungssachen besitzen.

Es wird eine bessere Gattin sein, denn es wird selbst gewählt haben; es wird in der menschlichen Gesellschaft die Freundin des Mannes, die Hüterin der Moralität, die Vestalin der Poesie sein; es wird die Stelle des ehemaligen Priesters in einer socialen Religion einnehmen, welche auf die offenbarte Religion folgen wird.

Bei der Verwaltung des Familiengutes, bei der Bestimmung der Religion der Kinder, bei der Wahl der Schulen muß seine Stimme ebensoviel gelten wie die des Mannes. Bei Meinungsverschiedenheit im Rate der Familie und der Vormünder muß das Weib die Frage entscheiden.

Die professionelle Erziehung muß ihm sichere Mittel liefern, um unabhängig zu leben; bei der immer zunehmenden Teilung der socialen Arbeit wird das Weib Schriftstellerin, Ärztin oder Apothekerin werden.

In seinem kürzlich erschienenen Buche sagt Simon, man müsse die Familie nach dem Muster des Weibes des siebzehnten Jahrhunderts wieder herstellen unter Hinzufügung der moralischen Autorität des Weibes.

Hierin, glaube ich, irrt er. In die Vergangenheit zurückkehren soll und kann man nicht; niemand von uns

würde ein unwissendes, abergläubisches Weib aus dem 17. Jahrhundert zur Frau haben wollen.

Was die moralische Autorität betrifft, so kann man sie weder kaufen, noch lehren; man muß sie verdienen und erhalten.

Für mich besteht das Problem des Weibes der Zukunft in folgendem: das Weib nimmt in der Gesellschaft nicht die Stellung ein, welche ihm zukommt.

Warum? Dieses Warum verlangt eine Antwort: man muß es an seine ihm gebührende Stelle bringen und es belehren, wie es dieselbe behaupten kann.

Es muß in den Stand gesetzt werden, alle seine Fähigkeiten frei zu entwickeln, damit es dem großen Gebäude des menschlichen Glücks und der menschlichen Größe die ihm eigene Feinheit, Zartheit und Liebenswürdigkeit hinzufügen könne. So wird es selbst glücklich werden und alle, die es umgeben, glücklich machen.

Aber allgemein wird das Problem falsch aufgestellt; man sagt: das Weib ist Sklavin, wird unterdrückt; geben wir ihm alle Rechte des Mannes, so wird es uns gleich, wird glücklich sein.

Aber zugleich mit unseren Rechten muß es unsere Pflichten übernehmen; kann es sie erfüllen?

Layard hat bewiesen, daß die geschriebenen Überlieferungen und die Bildwerke des Orients und Occidents der Venus Urania eine dreifache Stellung anweisen, als Königin des Himmels, Königin der Erde, Königin der Hölle. Für das Weib der Zukunft würde ich mich mit den beiden ersten Berufen begnügen: Priesterin des Ideals im Himmel, Mutter auf der Erde.

Milton legt Adam folgende schöne Worte in den Mund:

„Kehre zurück, o schöne Eva; weißt du, vor wem du fliehst? Du bist Fleisch und Knochen von dem, den du fliehst. Um dich hervorzubringen, ist mir Leben möglichst nahe an meinem Herzen entnommen worden, damit du immer an meiner Seite seiest. O Hälfte meiner Seele, ich rufe dich, deine andere Hälfte sehnt sich nach dir!"

Damit dieses geschehe, damit das Verlangen Adams erfüllt werde, muß das Weib in Wirklichkeit die Hälfte des Mannes werden; eines Tages müssen unsere Nachkommen den ungerechten Taufnamen „schwaches Geschlecht" und den unvollständigen, falschen „schönes Geschlecht" in einen anderen, „gutes Geschlecht" verwandeln. Uns gehört die Herrschaft im Reiche des Gedankens, dem Weibe die im Reiche des Gefühls. Beide seien Herrscher auf den beiden Hemisphären, welche den menschlichen Mikrokosmus bilden.

Anhang.

Der Begriff der weiblichen Schönheit in verschiedenen Zeiten.

Im Hohen Liede. — Im 16. Jahrhundert. — Zu unserer Zeit. — Von Luigini bis Shufeldt.

Sobald ich den Titel dieser meiner Untersuchung niedergeschrieben hatte, fühlte ich auch das Bedürfnis, ihn zu rechtfertigen, denn er kann anspruchsvoll, großsprecherisch, sagen wir es gerade heraus: hochmütig scheinen.

Den Begriff der weiblichen Schönheit durch die Geschichte verfolgen, heißt eine allgemeine Schönheitslehre begründen, es heißt eine vollständige Abhandlung über Ästhetik schreiben, wenigstens ihre Geschichte entwerfen. Das Weib allein ist freilich nicht das ganze Schöne, macht aber einen so großen Teil desselben aus, daß es dasselbe fast ganz umfaßt, der Kunst Gesetze vorschreibt, den Geschmack und die Mode beherrscht, die Moral und die Gesetzgebung beeinflußt. Wo ein schönes Weib auftritt, da sprudeln alle menschlichen Kräfte aus ihren Quellen hervor und reihen sich in Schlachtordnung; alles Beste und Schlechteste, was der Mensch besitzt, kommt zum Vorschein, um ihm zu huldigen, oder es aus Neid zu schmähen. Die Scham verteidigt es, die Begierde geht zum Angriff über; die Kunst möchte es für sich allein haben, aber die Wissenschaft untersucht seinen Wert; alle wollen etwas von ihm, und alle fühlen sich erwärmt durch dieses Wesen, welches aus der Höhe und Tiefe alle Strahlen der Sonne, alle verborgenen Kräfte der Erde von sich ausgehen läßt. Der Dichter wird sein Priester und widmet ihm unsterbliche Lieder, der Maler sucht seine göttlichen Züge auf die Leinwand zu übertragen, der Bildhauer verewigt seine siegreichen Formen in Marmor, und die Geschichte schreibt seinen Namen neben den des Genius.

In allem diesem liegt weder Lüsternheit, noch Thorheit, es ist die Verehrung, welche man dem höchsten Wesen in der Welt der lebenden Form schuldig ist; und wie der Mann auf den höchsten Zweigen des Baumes der Lebenden deren sämtliche Kräfte zusammenfaßt als die letzte planetarische Entwickelung des Lebens, so ist

das Weib die Hüterin der Keime, die Vestalin des heiligen Feuers der Liebe und bestimmt die Zukunft der Rassen durch seine eigenen Formen.

In dem Begriffe, welchen der Mann von weiblicher Schönheit besitzt, ist ein fester, unbeweglicher Teil enthalten; ein anderer wechselt nach Zeit und Geschmack und folgt den Launen der Mode, den Triumphen oder Verirrungen der Kunst.

Unbeweglich sind die Züge, welche für das Weib charakteristisch sind und ihm schon von der Wiege an seine künftige Bestimmung der Mutterschaft und des Säugens anweisen. Kein Mann, sei er weiß oder schwarz, Australier oder Amerikaner, Zeitgenosse des Phidias oder Berninis, hat jemals ein Weib mit männlichen Formen, ohne Busen oder Hüften, mit vorspringenden Schultern oder behaartem Gesicht schön gefunden.

Aber abgesehen von dem Unbeweglichen, über welches kein Streit herrscht, ist das ästhetische Skelett des Weibes von einem hohen Reichtum sekundärer Vorzüge umhüllt, welche abändern können, ohne im geringsten die Macht der Schönheit zu vermindern. Ein schönes Weib kann brünett oder blond sein, blaue Augen können ebensowohl berauschen wie schwarze; eine kleine, elastische Gestalt kann ebenso göttlich sein wie eine Odaliske, welche in einer Welle von üppiger Rundung schwillt. Cellini und andere haben Frauen dargestellt, welche Phidias und Praxiteles aus ihren Gräbern erwecken könnten, um sie in Marmor nachzubilden.

Diese Verschiedenheiten der weiblichen Schönheit werden je nach dem persönlichen oder nationalen Geschmacke bevorzugt, und diese Bevorzugungen wechseln wie

alle andern Dinge, welche von dem Einflusse der Schulen, den Vorurteilen, von der Schmeichelei der Kleinen gegen die Großen, kurz von alle dem, was wir Mode nennen, beeinflußt werden.

Diese Wechsel sind um so häufiger und schneller, je höher ein Volk und eine Zeit steht; da die hinzugefügte Kleidung eine weitere Schönheit des menschlichen Körpers ausmacht, so ändert sich deren Schnitt desto häufiger, je intelligenter und verfeinerter die Rasse durch eine langdauernde, erschöpfende Civilisation geworden ist.

Je schwerer ein Individuum Gewohnheiten erwirbt, desto starrer wird sein Nervensystem, und desto mehr nähert es sich den Geschöpfen, welche durch den Instinkt geleitet werden.

Das Weib ist mehr von der Gewohnheit abhängig als der Mann, und das alte ist es mehr als das junge. Die Wechsel der Mode sind zum Teil Folgen der Bedürfnisse der Industrie, aber noch mehr der dringenderen Bedürfnisse eines verfeinerten, nach Anregungen suchenden Schönheitsgefühls.

Im Orient ist seit Jahrhunderten die Kleidermode immer dieselbe geblieben. Die Beduinen kleiden sich noch heute wie die alten Patriarchen, und die syrischen Frauen wie ihre biblischen Urgroßmütter; der Goldschmied von Benares arbeitet noch heute nach denselben Mustern wie vor vielen Jahrhunderten.

Wie das Äußere, so ist auch das Innere beschaffen. Die schöne Frau des alten Indiens war dieselbe wie die noch jetzt von dem modernen Hindu angebetete, fett, weichlich, wollüstig, das blasse Gesicht von rabenschwarzen

Haaren eingerahmt, mit tiefschwarzen Wimpern und Augenbrauen.

Wievielmal hat in dieser Zeit das nervöse, feinfühlende, intelligente Europa seinen Geschmack geändert! Welche zahllosen Moden haben den zarten Körper des Weibes gequält, ihn bald dicker, bald dünner gemacht, bald größer, bald kleiner erscheinen lassen, ihn auf tausend verschiedene Weisen umgestaltet, bald sehr schön, bald grotesk erscheinen lassen; bald auf geniale, bald auf barocke Weise haben sie ihm die Geschichte der Verfeinerung und der Verderbnis des Geschmackes aufgeprägt.

Ich verzichte auf die Untersuchung aller Entwickelungen, welche der Begriff der weiblichen Schönheit in der Vergangenheit durchgemacht hat, und beschränke mich auf die Schilderung von drei Stationen, welche von einander weit entfernt liegen, aber doch für den, welcher den ganzen, fröhlichen Weg zurücklegen möchte, eine Art von Reiseführer abgeben könnten. Ich will untersuchen, auf welche Weise das Weib zur Zeit Salomos schön war, dann wie es sich zur Zeit unseres Landsmanns Luigini im fünfzehnten Jahrhundert verhielt, und endlich wie heutzutage ein berühmter amerikanischer Anthropologe über die Schönheit des Weibes denkt. Wer wissen will, wie ich selbst darüber denke, der sehe nach, was ich im Epikur und in dem Wörterbuch des Schönen (Jena, Costenoble) geschrieben habe; dort wird er meine persönliche Ansicht finden. Hier verstecke ich mich hinter drei großen Männern und werde im orthodoxesten Sinne der deutschen Schule objektiv.

Das Hohe Lied Salomonis ist ein Strom warmer, heiterer, köstlicher Luft, ganz mit Duft von Rosen und Sandelholz erfüllt, welcher aus dem Oriente zu uns herüber weht.

Mit Unbefangenheit gelesen, stellt es ein Loblied der weiblichen Schönheit dar, und sicher ist dieses Buch viel keuscher, als das von Luigini und vielen andern, welche nicht anstehen, Schönheiten zu beschreiben, die uns die Schamhaftigkeit zu verbergen gelehrt hat.

Salomos Geliebte ist vollkommen schön.

„Du bist schön, meine Freundin, du bist schön!“ ruft der orientalische König aus, und weiterhin wiederholt er:

„Du bist vollkommen schön, meine Freundin, und ist kein Fehler an dir.“

„Meine Freundin, du bist schön wie Tirsa, lieblich wie Jerusalem.“

„Aber eine ist meine Taube, meine fromme. Eine ist ihrer Mutter die liebste und die Auserwählte ihrer Mutter. Da sie die Töchter sahen, priesen sie dieselbe selig; die Königinnen und die Kebsweiber lobeten sie.“

Und mit wachsender Bewunderung:

„Wie schön bist du und wie lieblich, o du meine Geliebte, unter allem Köstlichen!“

Bis hierher unterscheiden sich die Ekstasen und die Worte des weisen Königs nicht im geringsten von den Ekstasen und Worten, welche Liebende überall und zu jeder Zeit an die Dame ihres Herzens gerichtet haben.

Der Pariser Student in seiner Mansarde, der Fürst in seinem Palaste, der Philosoph in seiner Bibliothek reden immer wieder ihre lebende Geliebte oder das Gebilde ihrer Sehnsucht mit denselben Worten an:

„Wie schön bist du, meine Geliebte!“

Wenn wir aber von den Ausrufungen zur Untersuchung, von der Synthese der Erregung zu der Analyse der Einzelheiten übergehen, so wollen wir zum Begleiter auf unserer heiteren Reise einen gelehrten Ausländer, Ernestus Venius, wählen, welcher im siebzehnten Jahrhundert ein merkwürdiges Buch[1]) über die weibliche Schönheit geschrieben und mit noch merkwürdigeren Bildern erläutert hat.

Der heilige Chrysostomus hat den Ausspruch hinterlassen, wenn wir etwas lernen oder verlernen wollten, müßten wir zur heiligen Schrift greifen, und Venio gehorcht dem großen Heiligen, indem er im Hohen Liede die Ästhetik des Weibes sucht.[2])

Salomos Geliebte ist brünett.

„Ich bin braun, aber gar lieblich, ihr Töchter Jerusalems, wie die Hütten Kedars, wie die Teppiche Salomos.“

„Sehet mich nicht an, daß ich so schwarz bin, denn die Sonne hat mich so verbrannt.“

Viele Jahrhunderte später fand Ovid, daß man schön sein könne, auch wenn man braun war.

. . . . . Placuit Cepheia Perseo
Andromeda, patriae fusca colore suae.

Die Verse Salomos zeigen jedoch, daß die braune Farbe ein Fehler war, das beweist schon das „aber“;

---

[1]) Tractatus physiologicus de pulchritudine, juxta ea, quae de Sponsa in Cantico Canticorum mystico pronuntiantur. Bruxelles 1662.

[2]) Si quid vel discere, vel ignorare opus sit, in Scripturis discemus. 2 ad Timoth. Homit 9.

und dies wird dadurch bestätigt, daß das Weib immer hellfarbiger ist als der Mann, auch wo beide sich gleichermaßen der Luft aussetzen. Ich selbst habe das bei den Todas in Indien beobachtet.

Was die Gestalt und die allgemeinen Verhältnisse des Körpers betrifft, so stimmen wir noch heute mit Salomo überein.

„Deine Gestalt gleicht einem Palmbaume.“

„Dein Kopf gleicht dem Karmel.“

„Dein Hals ist wie der Turm Davids mit Brustwehr gebauet, daran tausend Schilde hangen und allerlei Waffen der Starken.“

Man nehme die orientalischen Bilder weg, so wird man darunter die richtige Anatomie des Weibes finden. Dieses muß nicht sehr hoch sein, was dem Geschlechtstypus widersprechen würde, da es immer kleiner ist als wir, aber schlank und zierlich soll es sein wie ein Palmstamm.

Der Kopf muß hoch stehen, von einem langen Halse getragen werden. Aber dies genügt noch nicht, denn „deine Beine sind wie Marmorsäulen, gegründet auf goldenen Füßen. Deine Lenden stehen gleich aneinander wie zwei Spangen, die des Meisters Hand gemacht hat.“

Auch in den einzelnen Zügen seiner Geliebten will der weise König die sichersten Zeichen der frischen Jugend und der blühenden Gesundheit wiederfinden:

„Deine Augen sind wie Taubenaugen zwischen deinen Zöpfen.“

„Dein Gesicht (andere übersetzen deine Nase) ist wie der Turm auf Libanon, der gegen Damaskus siehet.“

„Deine Lippen sind wie eine rosinfarbene Schnur,

und deine Rede ist lieblich. Deine Wangen sind wie der Ritz am Granatapfel zwischen deinen Zöpfen."

„Deine Zähne sind wie die Herde mit beschnittener Wolle, die aus der Schwemme kommen."

„Dein Haar ist wie die Ziegenherden, die beschoren sind, auf dem Berge Gilead."

„Deine Brüste sind wie zwei junge Rehzwillinge, die unter den Rosen weiden."

Wenn wir jetzt unsere Geliebte preisen, gebrauchen wir sicher nicht die Vergleiche und Bilder des großen Königs, aber wir alle wünschen, daß sie dieselben Schönheiten besitze. Rosenwangen, Purpurlippen, weiße, gleichmäßige Zähne, dichte Haare, sowie die Rehzwillinge sind jetzt, wie damals, das Entzücken unserer Augen und Herzen, und werden es immer sein.

Wenn plötzlich aus ihrem alten Grabe die Geliebte Salomos auferstände, so würden wir nicht sagen wie er:

„Du bist wie die Morgenröte, schön wie der Mond, rein wie die Sonne."

Wohl aber könnten wir mit ihm ausrufen:

„Wie schön bist du und wie lieblich, o meine Geliebte, unter allen Herrlichen!"

Um die Idee von weiblicher Schönheit beurteilen zu können, welche im fünfzehnten Jahrhundert, wenigstens in Italien herrschte, besitzen wir ein kostbares, jetzt allzu sehr in Vergessenheit geratenes und auch Finck unbekannt gebliebenes Buch, welcher doch in seinem kürzlich erschienenen Werke „Über die romantische Liebe und die

persönliche Schönheit" eine so vielseitige, tiefe Gelehrsamkeit beweist.[1])

Dieses kostbare Buch ist verfaßt von Federico Luigini aus Udine und enthält eine vollständige Abhandlung über die weibliche Schönheit. Es ist mit Anstand geschrieben, mit einem zu jetziger Zeit unbekannten Humor gewürzt und gründet sich vorzüglich auf ein langes, liebevolles Studium der herrlichen, unendlichen Reize Evás.[2])

Er hat uns nicht das Bild eines einzelnen Weibes geben wollen, welches er für das schönste von allen hielt, sondern verfuhr „wie ein Maler aus dem Altertum, welcher in Kroton oder Agrigent ein vollkommenes Gemälde ausführen wollte, welches im Tempel der Juno aufgestellt werden sollte, und aus der ganzen Schar der krotoniatischen oder agrigentinischen Jungfrauen, die er beschaute, nur fünf Mädchen, die von der Natur mehr als alle andern mit Schönheit begabt waren, auswählte. Diese dienten ihm zur Anfertigung jenes vollkommenen, vorzüglichen Gemäldes, indem er der einen einen Teil, der anderen einen anderen entnahm und zu dem Bilde auf wunderbare Weise zusammenfügte."

Das große Unternehmen, die weibliche Schönheit darzustellen, fand Luigini schwierig, aber nicht unmöglich, noch seine Kräfte übersteigend, denn er ist überzeugt, „daß die Darstellung einer äußeren Schönheit eine viel leichtere Aufgabe sei als die Zeichnung einer inneren." Und darin hat er vollkommen recht.

---

[1]) Henry T. Finck, Romantic love and personal beauty etc. London 1887.

[2]) Il libro della bella donna. Venetia 1554.

Unser liebenswürdiger Schriftsteller, der so köstlich über das herrlichste Geschöpf unseres Planeten spricht, vergißt in seiner Schilderung keinen einzigen Teil seines Weibes, auch nicht diejenigen, welche wir schamhafteren Leute zwar im geheimen verehren, aber in unseren Gemälden und in den ästhetischen Werken zu ignorieren scheinen. Aber wir berücksichtigen hier die Schamhaftigkeit, welche auch ihre Rechte hat.

Luigini fängt mit den Haaren an und steigt in seiner langen, heiteren Reise bis zu den Füßen hinab. Sogleich von seinem Ausgangspunkte an zeigt er, daß er die ganze feine Sinnlichkeit, jene Geduld zur Untersuchung des Kleinsten besitzt, ohne welche man ästhetische Herrlichkeiten weder verstehen, noch abschätzen kann.

Nach seiner Meinung ist ein Weib ohne schöne Haare kein Weib. Es ist eine Wiese ohne Blumen, ein Ring ohne Edelstein, ein Bach ohne Murmeln, eine Nacht ohne Sterne, ein Tag ohne Sonne. Und auch hierin hat er recht.

Aber wie sollen diese Haare beschaffen sein? „Sie sollen von einer Farbe sein wie poliertes, feines, reines Gold.“ Dabei stützt er sich auf die Meinung einiger lateinischen Dichter, auf die Petrarcas, Ariostos und Sannazaros, welche verlangten, daß ein schönes Weib blond sein müsse.

Er hätte noch andere Autoren anführen können, mit Homer an der Spitze.

Apollo und Bacchus waren blond. Kriemhild aus der Nibelungensage war blond, ebenso Freya, die Juno des Nordens, Ingeborg aus der Frithjofssage und die schöne Prinzessin Jolanta von Dänemark. Blond sind

alle schönen Mädchen der Volkslieder Frankreichs, Shakespeare spricht in allen seinen Trauerspielen nur zweimal von Rabenhaar, und in der Nationalgalerie befand sich, wenigstens im Jahre 1853, kein einziger brünetter Frauenkopf.

Dies alles sage ich nicht als ausschließlicher Verehrer der Blondinen, sondern zur Unterstützung der etwas zu einseitigen Vorliebe unseres Luigini.

Abgesehen von der Farbe muß das Haar stark und dicht sein, „und sie habe und trage ihre goldenen, krausen, langen und dichten Haare in blonde Zöpfe geflochten, nicht in einem goldenen oder seidenen Netze verborgen, sondern unbedeckt, so daß jeder sie sehen kann und nichts zu verfluchen braucht, das sie vor seinen Augen verbirgt.“

Von den Haaren geht Luigini zu den Augen über und sagt, wenn auch ein schönes Haar viele Herzen umstricke, so seien es doch die Augen, „welche den Mann mehr anziehen und locken, um zu lieben und sich zum Sklaven der Liebe zu machen, als irgend ein anderer schöner, anziehender Teil.“

Man möchte glauben, Luiginis ausschließliche Verehrung der Blondinen würde ihn auch zur Bevorzugung der dazu gehörigen blauen Augen veranlassen; aber er verlangt: „sie sollen schwarz sein wie eine reife Olive, wie Pech, wie Sammet, so daß sie zwei schwarzen Kohlen gleichen.“

Aber die schwarze Farbe ist nicht hinreichend. Er verlangt, die Augen sollen „nicht von unbestimmtem, ruhigem Blicke, sondern leuchtend und funkelnd sein, so daß sie mit den hellsten Sternen, die am klarsten, hellsten Himmel glänzen, ohne Scham wetteifern können.“

Von den Augen zur Stirn fortschreitend, zeigt sich Luigini mehr als Dichter denn als Naturforscher und widerspricht den alten Griechen, den besten Kennern der Schönheit, die es je gegeben hat; nach ihm soll die Stirn eines schönen Weibes breit, hoch, glänzend und von göttlicher Schönheit sein. Gerade das Gegenteil muß vorhanden sein; denn abgesehen von dem Glanz, einem unbestimmten Worte, welches wenig bedeutet, außer etwa die Abwesenheit von Falten und die zarte Frische der Haut, und der „göttlichen Schönheit", welche nur eine Phrase ist, so verleiht der Philosoph aus Friaul der Stirn des Weibes die Charaktere des Mannes, folglich verdirbt er sie.

Was die Nase betrifft, so soll sie nach unserem Gewährsmann „klein und anmutig gestellt sein, so daß Momus sie loben und der Neid nichts daran zu bessern finden könne." Das ist zu wenig; er hätte sich ein wenig länger bei diesem auffallenden Teile unseres Gesichts aufhalten sollen, welcher, auch wenn er noch so schön ist, niemand schön machen kann und hinreicht, um uns zu entstellen, wenn er häßlich ist. Mit Recht sagt Kollmann, das gänzliche oder teilweise Fehlen der Nase schände das Gesicht mehr als jede andere Mißbildung desselben.

Luigini hatte recht, wenn er bei den Frauen eine kleine Nase einer großen vorzog, aber er hätte uns wenigstens etwas über den Adel und die Würde sagen können, welche große Nasen dem Gesichtsausdrucke verleihen. Grose hat recht, wenn er sagt, Adlernasen, auch wenn sie die Schönheit eines Gesichts nicht erhöhen, verliehen ihm doch ein Ansehen von Würde, und seien in jedem Falle stumpfen und platten Nasen vorzuziehen. Die einen überschreiten

die Grenzen der Schönheit, die anderen haben sie noch nicht erreicht. . . . . .

Das Bild, welches unser Luigini von den Wangen seines schönen Weibes entwirft, ist so sehr in die Farben seiner Zeit getaucht, daß wir uns den Wunsch nicht versagen können, es ganz anzuführen, wobei wir nur die veraltete Orthographie verbessern.

„Die Wangen dieses Weibes sollen zart und weich sein, an Zartheit und Weiße der Milch ähnlich, wenn sie nicht bisweilen der frischen Farbe junger Rosen gleichkommen. Sie sollen die Augen dessen, der sie erblickt, mit Sehnsucht erfüllen, und wenn sie zugleich weiß und rot sind, denen der jungfräulichen, göttlichen Jägerin der Wälder ähneln, wenn sie sich niederläßt und ausruht, nachdem sie die flüchtigen, lebhaften, mit Geweihen gezierten Hirsche, das schüchterne Damwild, die leichtfüßigen Rehe und die furchtsamen Hasen verfolgt und erlegt hat. Sie werden im höchsten Grade gefallen, wenn man an ihnen die weiße Lilie und die rote Rose, die purpurne Hyazinthe und den schneeigen Liguster entdeckt, kurz, wenn sie so beschaffen sind, wie man bisweilen die Luft sieht, wenn sie bei der Morgenröte und beim Aufgange der Sonne sich ganz weiß färbt wie Schnee. Solche Wangen mißfielen dem Ariosto nicht, als er von der Schönheit Alcinas sprach; sie mißfielen auch Petrarca nicht in dem Sonette: „Jo cantava d'amor“ u. s. w. und in der Canzone, welche anfängt: „In quella parte“ u. s. w. Sie mißfielen nicht dem Bembo an dem zweiten seiner Asolani. Sie mißfielen nicht Sannazaro an der Schönheit der Amarantha. Sie mißfielen nicht Messer Ercolo Strozza in der zweiten seiner Liebes-

geschichten, sie mißfielen nicht Messer Fausto Andrelino in seiner dritten, kurz, sie haben, soviel ich weiß, niemandem jemals mißfallen."

Erinnert Euch alles dies nicht an eines der vielen Gemälde aus der Barockzeit der Malerei, wo Verzierungen und Nebendinge die Hauptfiguren verbergen, wo Kleinigkeiten so fein ausgeführt sind, das Eingelegte und Niellierte den Blick anzieht und ermüdet, jedes für sich und alle zugleich, wie der Laden eines Trödlers oder ein Schrein von Boule?

Der Mund flößt Luigini wenig Bewunderung ein, und hierin hat er unrecht. Man braucht nur seine Beschreibung zu lesen, um zu bemerken, welch langen Weg man seit seiner Zeit in der Kunst der Beobachtung und in der ästhetischen Analyse zurückgelegt hat.

Er sagt, der Mund müsse klein sein, und die Lippen sollen „zwei lebhaften, süßen Rubinen" gleichen, die Zähne Perlen. Das ist zu wenig gesagt, und obgleich wir nicht Wissenschaft und Poesie untereinander mischen sollen, so ziehe ich es doch vor, die schönen Verse des englischen Dichters anzuführen:

Lilies married to the rose
Have made her cheek the nuptial bed;
Her lips betray their virgin red,
As they only blushed for this,
That they one another kiss.

Wir können Luigini nicht bei seiner ganzen, langen Beschreibung des schönen Weibes folgen, und bemerken nur, daß auch er nur dasjenige vollkommen findet, welches in seinem Bau alle die Vorzüge aufweist, welche das Weib zur guten Mutter machen; das ist das einzige

Dogma, welches an allen Orten und zu allen Zeiten in dem Streite der künstlerischen, persönlichen und ethnischen Ansichten obenauf schwimmt.

Über die Extremitäten hat er die gewöhnliche Ansicht; die Hände sollen weiß sein, „so daß ihre Weiße sich der des Elfenbeins nähert"; außerdem wünscht er sie zart und sehr zierlich, etwas fett und ohne sichtbare Venen; außerdem sollen sie etwas rosig gefärbt sein, und die Nägel der schönen Finger sollen orientalischen Perlen gleichen.

Auch die Füße sollen „weiß, kurz, trocken und rundlich" sein.

Unser Freund Luigini, nachdem er lange mit Wonnegefühlen über die Höhlen und Hügel der weiblichen Schönheit (um in seinem eigenen Stile zu sprechen) dahingewandelt ist, erhebt sich einen Augenblick, um mit einem Blicke diesen ganzen Zaubergarten zu überschauen, und sagt freimütig „ein schönes Weib sei schöner nackt als in Purpur gekleidet", und darin stimmt ihm der alte Plautus bei.

Darauf macht er mit wütender Beredsamkeit einen Ausfall gegen Wohlgerüche und Tinkturen, durch welche die Frauen sich zu verschönern und angenehmer und verführerischer zu machen suchen, und verwandelt sich aus einem Epikuräer in einen intoleranten Theologen und wütenden Moralisten. In seinem Zorne spart er sogar die Anatheme nicht:

„Fluch dem, der zuerst diese und ähnliche Dinge erfunden hat . . . . denn wenn sie vollkommen schön ist, wozu dann diese Wässer? Und dieser Moschus, diese Ambra, die Ihr ihr gebt, warum wollt Ihr sie ihr

geben? Steigt etwa von ihr ein Bocksgeruch auf? Stinkt sie etwa und verpestet sie ihre Umgebung?"

Um die Frauen seiner Zeit zu schrecken, steht er nicht an, den allmächtigen Gott anzurufen, den sie durch ihre Tinkturen beleidigen, und stützt sich dabei auf die Autorität des heiligen Cyprianus.

„Das Werk und die Arbeit Gottes darf man auf keine Weise verderben, weder mit gelber Farbe, noch mit schwarzem Pulver oder rotem, noch mit einer anderen Farbe, welche die natürlichen Züge verdirbt und entstellt." . . . .

Unnütze Worte, eitle Flüche! Drei und ein halbes Jahrhundert sind über das Grab unseres Moralpredigers dahingegangen, aber die Frauen färben, zieren und verunzieren sich immer noch durch tausend Künsteleien, und ich kenne eine Dame, welche jährlich im Parfümerieladen und für chemische Verschönerungsmittel zwölftausend Franken ausgiebt; aber sie ist so schön, daß es ihr noch nicht gelungen ist, sich durch einen solchen Mißbrauch sinnreicher Schönheitsmittel häßlich zu machen.

Wenn wir aus dem sechzehnten Jahrhundert zur gegenwärtigen Zeit herabsteigen, so finden wir, daß die Werke über Ästhetik an Zahl, wenn auch nicht an Wichtigkeit zunehmen, und daß zwischen der Metaphysik, welche ihre Gesetze allzu sehr von der Höhe ihres Sinai, zwischen den Blitzen des transscendentalen Idealismus und der Paradoxen heraus erläßt, und der Anthropologie, welche mißt und wägt und sich um nichts weiter kümmert, die große Mehrzahl der Menschen fortfährt, nach eigenem Gefühl und Geschmack zu urteilen.

Unter den verschiedenartigen, sich widersprechenden Urteilen, welche die Männer über weibliche Schönheit abgeben, giebt es jedoch zwei beständige, welche wahre, richtige Dogmen der Ästhetik darstellen: „Keine Schönheit ohne Jugend und Gesundheit“, und „Keine Schönheit ohne deutlich hervortretende Weiblichkeit“. Alle Geschmacksäußerungen und Urteile, welche aus diesen Grenzen heraustreten, sind Verkehrtheiten, Ausnahmen, Unregelmäßigkeiten.

Ein anderes Dogma, weniger streng als die obigen, besteht darin, daß wir in der weiblichen Schönheit etwas von uns selbst Verschiedenes suchen, gleichsam als wollten wir in dem großen Werke der Schaffung des Menschen etwas vervollständigen, das uns fehlt. Dem brünetten Manne gefallen vorzugsweise die Blondinen, dem mageren die wohlbeleibten, und ich habe mehrere Athleten gekannt, welche an mageren Gazellen und kleinen Ameisen großes Gefallen fanden. Italiener und Spanier verlieren den Kopf, wenn sie auf der blonden Milch Skandinaviens schiffen, und blonde Deutsche und Engländer träumen immer von unseren Frauen mit schwarzen Augen und mit von unserer Sonne gebräunter Haut.

Wir haben schon gesehen, daß nach Luiginis Geschmack ein schönes Weib blond sein sollte, und dieser Vorzug hat während des ganzen Mittelalters und noch länger fortgedauert.

Shakespeare, welcher in seinem tragischen Olymp nur zwei brünette Frauen vorführt, sagt jedoch, zu seiner Zeit habe man angefangen, den brünetten Typus dem blonden vorzuziehen:

In the old time black was not counted fair,
Or if it were, it bore not beautys name,
But now is black beautys successive hair.

Aber ich bemerke, daß ich hier nicht von meinem eigenen Geschmack, noch von dem sprechen darf, was ich schon über die weibliche Schönheit gesagt habe, sondern mehr objektiv werden muß, wie der Modeausdruck lautet. Um nicht wieder in Versuchung zu geraten, greife ich zu dem kürzlich erschienenen Werkchen Shufeldts, eines gelehrten amerikanischen Anthropologen, welcher uns einige Typen der weiblichen Schönheit unter den Eingeborenen seines Landes beschreibt und erklärt.

In einer kurzen Vorrede sagt er, die Männer tiefstehender Rassen hätten einen sehr beschränkten Begriff von weiblicher Schönheit, daher sie dieselbe nur an Frauen ihrer eigenen Rasse zu finden vermöchten, während wir, als mehr eklektische Leute mit freiem Blick, das Schöne überall zu sehen vermögen, in China, wie in Afrika, in Amerika, wie in Japan. In dieser Behauptung finde ich jedoch nur einen kleinen Teil von der Wahrheit, nicht die ganze Wahrheit; Shufeldt verwechselt die amerikanischen Launen mit wahren, echten ästhetischen Urteilen. Er führt allerdings den Engländer Rolfe an, welcher eine Indianerin heiratete, und einen General aus den Vereinigten Staaten, welcher eine andere zur Frau genommen hat, einen seiner Freunde, dessen Gattin eine Japanerin ist, und noch einige wenige andere, welche sich mit Chinesinnen und sogar mit Negerinnen verbunden haben. Er nennt ihre Zahl nicht, und wo die Statistik uns nicht ihren Maßstab leiht, kann die Phantasie ohne Gefahr, soweit sie will, umherschweifen.

Wir wissen jedoch alle und schon seit langer Zeit, daß, wenn es eine Rasse giebt, welche sich nicht in Bastardverbindungen einzulassen liebt, dies gerade die angelsächsische ist; sie ist durchaus aristokratisch und erlaubt keine Verschlechterung des Blutes mit tieferstehenden Rassen.

Aus den die Arbeit unseres Amerikaners erläuternden Abbildungen geht etwas hervor, das der Wahrheit näher kommt, als seine Ausführungen: er findet nämlich diejenigen Amerikanerinnen am schönsten, welche in ihren Zügen und deren Ausdruck unseren Frauen am nächsten kommen.[1])

Anserino, die junge Gattin Pedros, von dem Stamme der Navajos, hat Füße und Hände, welche eher geeignet scheinen, den apostolischen Segen auszuteilen, als Liebkosungen zu spenden, aber ihre Züge sind fast europäisch, das Haar sehr reich, die Augenbrauen nicht weniger dicht; das Gesicht bildet ein schönes Oval, das Kinn ist rundlich, der Mund klein und zart. Wenn wir sie lebend vor uns hätten, so würde ihre Haut, welche der Verfasser sehr weich nennt, durch ihre Schokoladenfarbe verlieren, aber wir würden sie jedenfalls schön finden, weil sie jung und anmutig, und besonders, weil sie unseren Schönen ähnlich ist.

Noch schöner findet Shufeldt Tzashima, aus Laguna Puebla stammend. Ihre Wangenbeine springen ein wenig zu sehr vor, ihre Augen sind etwas mongolisch, die Lippen übermäßig dick; diese fassen einen allzu großen Mund ein. Dagegen ist ihr Körperbau sehr elegant, die Haare

---

[1]) R. W. Shufeldt, Indian types of beauty. Chicago 1891.

sind dicht und von der Farbe des Rabenflügels, die Augenbrauen bilden einen schönen Bogen und beherrschen zwei schwarze, strahlende Augen; die Nase ist für ihre Rasse ausnahmsweise klein und zart. Ihre Farbe ist freilich die des blassen Mahagonis, aber alles zusammen genommen ist sie schön, weil sie unseren Frauen ähnlich ist.

Ein anderes, von Shufeldt abgebildetes, liebliches Wesen ist ein Moquimädchen, und trotz ihrem wilden Blick und ihrer seltsamen Haartracht, welche zwei große Flügel über den Schläfen bildet, könnte sie in der That Begierden erregen und Küsse aussäen, wenn sie durch die Straßen einer europäischen Stadt ginge. Aber auch diese ist nur schön, weil sie unseren Schönen sehr ähnlich ist.

Weniger schön finde ich das Apachenmädchen, welches auf Tafel 6 abgebildet ist; ihre stark vorspringenden Backenknochen und die schief liegenden Augen geben ihr ein stark chinesisches Aussehen, und die mongolischen Frauen können uns nicht gefallen, außer wenn die charakteristischen Züge ihrer Rasse so verblaßt sind, daß sie unseren Augen fast ganz entgehen.

So scheinen uns auch die beiden Mojavefrauen wenig gefährlich, denn wenn auch ihr Körper sehr schön, reich an herausfordernden Wellenlinien ist und von untadelhaften Umrissen eingeschlossen wird, so zeigen ihre Gesichter doch allzu mongolische Züge, die also für unseren Geschmack vom arischen Typus allzu weit abweichen. Noch weniger schön finden wir die Yumasfrauen, denn sie sind noch mehr amerikanisch und noch weniger europäisch als die anderen.

Von Salomo bis zu Luigini, von Luigini bis zu

Shufeldt sind wir den großen Strom der Geschichte hinabgeschwommen. Das männliche Urteil über weibliche Schönheit hat oft und stark geschwankt, auch die Mode hat sich unter die Richter gemischt und ihre Stimme hören lassen; aber die Verschiedenheit der Urteile und die Launen der Mode haben nur die Oberhaut berührt und das natürliche Skelett unversehrt gelassen, weil dieses zu tief liegt, als daß der Gedanke es entweihen, oder unsere Hand es schädigen könnte.

Das Weib, welches Salomo, Luigini und Shufeldt schön finden, ist immer ein möglichst weibliches Weib, welches in unserem Herzen viele Begierden weckt und durch ihre Gestalt vieles verspricht: zuerst für die Liebe, dann für die Mutterschaft. Mögen wir uns immerhin rühmen, den Pflug der Zeit zu leiten; das ist eine unschuldige, angenehme Eitelkeit. Aber in der That sind wir nur die Fliege, welche auf dem Joche sitzt und von dem Wagen des Verhängnisses fortgeführt wird, welcher Menschen und Dinge nach einer unbekannten Welt und über die Berge entführt, und den wir den Fortschritt nennen; sein Weg ist dunkel und unendlich wie das Schicksal.



Druck von Th. Hofmann in Gera.